This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07576431 0

NG 1

Von **Gabriele Reuter** erschienen im gleichen Verlage:

Aus guter Familie. Roman. 12. Aufl. Geh. M. 4.—

Der Lebenskünstler. Novellen. 3. Aufl. Geh. M. 3.—

Kolonistenvolk. Roman. Geh. M. 3.50

Frau Bürgelin und ihre Söhne. Roman. 4. Aufl. Geh. M. 4.—

Ellen von der Weiden. Roman. 4. Aufl. Geh. M. 3.50

Frauenseelen. Novellen. 3. Aufl. Geh. M. 3.—

Liſelotte von Reckling

Roman in zwei Teilen

von

Gabriele Reuter

Zweite Auflage

Berlin
S. Fiſcher, Verlag
1904

36252B

Alle Rechte vorbehalten

89 X 11 74

9a

Erſter Teil

[illegible]

I.

Liſelotte ging mit einem Licht in der Hand den Korridor entlang. Vor ihr ſchien der Raum ſich endlos zu dehnen und verlor ſich in ſchwarzen Finſterniſſen. Nur wenn Liſelotte an einem der hohen Fenſter vorüberging, durchſchritt ſie einen Streifen hellerer Dämmerung, den die trübe Laterne an der Mauer gegenüber und das fahle Glänzen des Schnees auf dem Hof erzeugte. Dann trat hier und da an der Wand auf den mächtigen verdunkelten Ölgemälden die Geſtalt einer Äbtiſſin in weißem Gewande undeutlich hervor. Und Liſelotte hob die Kerze, ließ ihren rötlichen Schein auf die ſchleierumrandeten, ſtarren Geſichter der Kloſterfrauen fallen, auf die roten Kreuze ihrer Skapuliere und die blutroten Handſchuhe, die unheimlich aus den weißen Gewändern hervorglühten. Sie dachte daran, wie ſie ſich als Kind vor den alten Bildern und beſonders vor den roten Handſchuhen gefürchtet hatte. Manche Wange und manche Bruſt der heiligen Frauen war von Kugellöchern durchbohrt. Als die Franzoſen einſt das Kloſter beſetzt hielten, hatten ſie ſich das Vergnügen geſtattet, ihre Piſtolen auf die geduldigen feierlichen Bilder zu richten, um ihr wüſtes Spiel mit

ihnen zu treiben. Die Nonnen ſelbſt konnten ſie nicht mehr erreichen. Das letzte ſpärliche Häuflein, das noch in den weiten Hallen ein ſtilles Daſein geführt, hatte kurz zuvor, auf Befehl des Korſen, in die laute, wilde Welt hinauswandern müſſen.

Auf dem Kloſtergut hauſte während der Freiheitskriege ſchon Liſelottes Großvater, und ſeine junge Frau trug ihr erſtes Kind an der Bruſt. Als die Zeiten ſich beruhigten, ließ er rings um den friedlichen Kloſterhof Fabriken erſtehen; Maſchinen raſſelten und dröhnten; er gewann viel Geld in mannigfachen induſtriellen Unternehmungen und ſtarb mitten in ſeiner ausgebreiteten Tätigkeit.

Die Äbtiſſinnen ruhten unter ſchweren Grabſteinen, auf denen alle ihre kirchlichen Würden und Tugenden ſorgfältig eingemeißelt waren, in der Kapelle, die nun ein Billardſaal geworden. Die kleine Liſelotte aber meinte in aufgeregten Phantaſieen, die heiligen Frauen müßten in ihren tiefen Grüften den Schimpf, den man ihrem Andenken getan hatte, noch fühlen und die Schußwunden müßten an ihren zerfallenen Leichen glühen und brennen. Lange ſtand ſie oft und blickte mit wollüſtigem Schauder zu den Bildern der bleichen, durchbohrten Geſtalten empor, ein wehes Mitleid in der kindlichen Bruſt.

Zwiſchen den Nonnen mit den weißen Gewändern und den roten Handſchuhen hing, niemand wußte, weshalb, das Bild eines braunen, ſchrecklichen Mannes mit wild rollenden Augen, der den Lauf einer Piſtole an die behaarte Bruſt drückte. Ihn brachten Liſelottes

Träume ſtets in eine unklare, aber ſchickſalsſchwere Beziehung zu den Kugellöchern in den Bildern der Kloſterjungfrauen, ſo, als werde hier gleich ſichtbarlich bewieſen, wie der Lohn für ſolche läſterlichen Taten auszufallen pflege. Er war ihr faſt das Schauerlichſte von dem vielen Unheimlichen und Unerklärlichen, welches ihr das Heimathaus ſo anziehend machte. Und beſonders den Flügel, in dem die Großmutter mit Tante Marianne hauſte. Niemals hätte ſie gewagt, irgend einen der Erwachſenen um Aufklärung der rätſelvollen Dinge zu bitten, die ihr den Sinn verſtörten und ſie oft nachts bis zu ſchlafraubender Furcht peinigten. Teils unterließ ſie es aus großer Schüchternheit, teils in einer unbeſtimmten Vorausſicht, der Märchenzauber, in dem ſie ſelig bangend umherging, werde dann mit einemmale zerſtört ſein. Und ſo erdachte ſich ihr kleines Hirn auch die ſeltſamſten Gründe, die ihren Vater und ihre Mutter veranlaſſen mochten, eines Tages alle ihre Sachen, ſogar einen Teil der Möbel in ſehr viel Stroh und große Kiſten verpacken zu laſſen, und nach einem Abſchied von der Großmama, bei dem ſie ihren Vater zum erſtenmale Tränen weinen ſah, das alte, liebe, geheimnisvolle Kloſter auf immer zu verlaſſen.

An alles dies mußte ſie ſich erinnern, als ſie jetzt, ein heranwachſendes Mädchen, wieder die vertrauten und doch fremd gewordenen Räume durchwandelte und wußte, daß ſie ihr wiederum zur Heimat werden ſollten. Hier, wo der Korridor eine Biegung machte, war der kritiſche Punkt; hier war das Kind oft mit jagendem Herzſchlag ſtillgeſtanden, mühſam die Schreie des Ent-

ſetzens, die ſich ihr entringen wollten, zurückdrängend, den braunen, haarigen Mann hinter ſich fühlend und vor ſich noch eine endloſe finſtere Strecke zu durchwandern. Und wenn man im Laufen und Springen das Ziel zu erreichen ſuchte, ſo verloſch das Licht und man mußte in rabenſchwarzer Nacht ſich weitertappen. Aber zurück zu flüchten ins helle, warme Wohnzimmer, wo alle friedlich um die Lampe ſaßen, das hätte man ja niemals gewagt — da hätte man ſich vor den ſtrengen Augen der Großmutter viel zu ſehr gefürchtet. Die Großmutter verlangte, daß die Menſchen ihre Schwächen überwinden lernten.

Liſelotte hielt plötzlich den Schritt an und fühlte wieder den wildjagenden Herzſchlag wie als Kind und ſtand von tiefem, wortloſen Schrecken befallen, den Leuchter krampfhaft in der bebenden Hand. Aber es war nicht mehr der braune Mann mit der Piſtole — es war das eigene Leben, vor dem ſie ſich fürchtete. Die Tränen quollen unter ihren Lidern hervor, liefen die ſchmalen, bleichſüchtigen Wangen hinab und verloren ſich in den ſchwarzen Rüſchen an ihrem Halſe.

So viel Fremdes, Unbegreifliches war noch immer um ſie her. Warum war ſie denn hier? Warum hatte man ſie nicht bei ihrer Mutter laſſen wollen? Vater hatte ihr doch die Sorge für die Mama ſo innig ans Herz gelegt, oft und oft in ſeinen letzten Tagen. Und nun hinderte man ſie, dieſe heilige Pflicht zu erfüllen. Das Schrecklichſte aber war doch der Tod. Dieſes Warten — dieſes Warten Tag und Nacht ... Es war faſt nicht mehr zu ertragen geweſen, es hatte Augen-

blicke gegeben, in denen sie beinahe wünschte, er möge endlich kommen, nur weil das Herz die große Angst nicht mehr fassen konnte. Zahllose Male war sie mit betender Seele bereit gewesen, den unbekannten Gast zu empfangen, der doch nur Erlösung von jahrelanger Qual zu bringen vermochte, und dann kam er einmal, als sie seiner nicht dachte, als sie nicht bereit war, als irgend ein kindischer Zwist mit der Mama sie von dem geliebten Krankenlager fern hielt . . . Und er, den sie so inbrünstig gepflegt und gehegt, ihr Vater mußte allein sterben . . .

Lautlos weinend und zu müde, um ihre Tränen auch nur zu trocknen, ging Liselotte den übrigen Weg, durch weite Säle, die von Winterkälte erfüllt waren, in denen der zage Mädchenschritt ein hallendes Echo weckte, bis sie endlich wieder zu sich selbst erwachend in dem blauen Zimmer neben dem Gartensaal stand. Hier sollte sie nun wohnen. Ihre Koffer grüßten sie traulich und Blumen blühten auf den Tischen und die gute, dicke Guste, Tante Mariannes Jungfer, war bei dem Licht einer altmodischen Öllampe beschäftigt, ihre Wäsche in den Kommodenschubladen zu ordnen.

„Ach Guste," sagte Liselotte freundlich, „Sie sind noch auf? Ich bin ganz leise an Ihrer Zimmertür vorübergegangen, weil ich dachte, Sie schliefen längst. Ich habe drüben bei den jungen Herrschaften gesessen."

„Ich wollte es doch Fräuleinchen behaglich machen," sagte das alte Mädchen. „Es ist doch recht schwer für Fräuleinchen, so allein wieder herzukommen."

„Ja, Guste, das ist es."

„Wenn man denkt, was das ſonſt immer für eine Freude war, wenn Sie mit dem Papa auf Beſuch kamen.“

„Ach Guſte, der Papa wußte nicht, daß es ſo ſchlecht mit ihm ſtand; das war ſo wunderbar, je ſchwächer er wurde, deſto wohler fühlte er ſich.“

Die leiſe Mädchenſtimme verklang faſt in andächtigem Flüſtern.

„Fräulein, wir haben alle viel von Ihrem Papa gehalten,“ ſagte Guſte weich. „Sie können es glauben. Der alte Gottlieb, der ihn immer gefahren hat, der hat geweint wie ein Kind. Wir alle haben geweint. Es war ein guter Mann, kann man ſagen, ein ſelten guter Menſch. Fräulein, die alte Madame, ſie läßt ſich nichts merken, ſie hat ja ſo eine Herrſchaft über ſich, aber es hat ſie doch arg gepackt. Es hat ſie doch ſehr mitgenommen.“

„Es muß ſchrecklich ſein, alt zu werden und ſeine Kinder vor ſich ſterben zu ſehen.“

„Ja, Fräulein, das muß es ſein. Aber die alte Madame iſt eine ſtarke Frau. Fräulein Marianne ſagt immer: Meine Mutter iſt ſtärker wie wir alle.“

Liſelotte nickte. Sie war todmüde und wußte doch nicht, wie ſie das Geſpräch, das aufs neue an ihren Nerven zerrte, abbrechen ſollte, ohne die alte Dienerin zu kränken.

Guſte ſah auf dem blaſſen Geſicht die blauen Schatten um die Augen, das Welke und Schlaffe der feinen jungen Züge. Sie nahm Liſelotte das Licht aus der Hand, ging mit ihrem behaglichen, ſchaukelnden Gang in das

Schlafzimmer, schlug die Decke des Bettes zurück, ordnete die Kissen und richtete das Nachtzeug.

„Fräuleinchen, warmes Wasser steht in der Ofenröhre. Und das Auspacken will ich morgen schon besorgen. Fräulein Marianne hat mir gesagt, ich soll Sie nicht wecken. Sie sollten ausschlafen."

„Frühstückt die Großmutter immer noch um sieben Uhr?" fragte Liselotte, schwach lächelnd.

„Ja, um sieben Uhr, Sommer und Winter. Und ist doch nun schon über siebzig. Gute Nacht, Fräuleinchen."

Guste küßte ihr die Hand, nicht untertänig, sondern wie man einem kranken Kinde die Hand küßt mit Ehrfurcht vor seiner Schwäche und Hilflosigkeit.

* * *

Im Erwachen spürte Liselotte mit traumbefangenem Wohlbehagen den Duft der Hyazinthen, die auf den breiten Fensterbänken standen. Sie blinzelte durch die Lider; Strahlen einer hellen Wintersonne drangen durch die Gardinen und zückten ihre goldenen Speere nach dem roten Feuerschein des großen Kachelofens, den Guste geheizt hatte, ohne daß Liselotte davon erweckt worden war. Auf ihrer weißen Decke lag eine rosenrote Kamelie.

Liselotte hob die schöne Blüte auf und lächelte. Sie neigte vorsichtig ihren Mund zu den wachskühlen Blumenblättern und berührte sie liebevoll mit den Lippen. Dann sprang sie aus dem Bett, von einem Ge-

fühl des Frohſinns, ja, einer neuen und kräftigen Lebensluſt ergriffen, badete Bruſt und Arme in dampfendem Waſſer und zog ſich eilig an. Sie wunderte ſich, wie ſie froh ſein konnte, und ſchlüpfte mit einem Gefühl des ſchlechten Gewiſſens in ihr Trauerkleid.

Als ſie die Tür zum Wohnzimmer der Großmutter öffnete, veränderte ſich ihr Geſicht und nahm eine ernſte und gehaltene Miene an. Die alte Frau ſaß in ihrem tiefen Lehnſtuhl an dem großen runden Sofatiſch, von dem das Frühſtück bereits abgeräumt war. Nur eine hohe alte Taſſe mit einem goldenen Rand und einer Landſchaft bemalt, in der eine Dame mit einer Mantille ſpazieren ging, wartete auf Liſelotte. Auch dieſes Zimmer war erfüllt von Hyazinthenduft. Am Ofen ſtand Großmamas älteſter Enkel Ludwig, die braune Jagdjoppe bequem aufgeknöpft, ein breitſchulteriger, etwas ſtarkhüftiger, aber ſchöner und blühender Mann. Die beiden Menſchen brachen ihr Geſpräch ab, als das junge Mädchen eintrat. Sie hatte den Eindruck, daß von ihr die Rede geweſen war. Sie küßte der Großmutter die Hand, Ludwig kam näher und reichte ihr die ſeine. Er blieb ernſt, und wie es Liſelotte ſcheinen wollte, zurückhaltender als geſtern und auf der Reiſe. Er und ſein Vater, der Onkel Mathias, waren zum Begräbnis nach Monaco gekommen und hatten ſie dann mit heimgebracht.

Während Liſelotte nach ihrem Frühſtück klingelte, kam ihr ein Zweifel, ob die Kamelie, die ſie auf ihrem Lager gefunden hatte, ein Gruß von Ludwig geweſen

war. Vielleicht hatte eine der Couſinen ſie ihr geſandt. Sie hatte ſich nicht entſchließen können, Guſte zu fragen, und, o nein, ſie würde es auch niemals können. Und war er der Geber, hatte es dann etwas zu bedeuten, daß er gerade eine ſo kühle, duftloſe Blume gewählt hatte? Wenn man doch wüßte . . .

Schüchtern ſah ſie zur Großmutter hinüber. Dieſe fügte friedlich Maſche zu Maſche an ihrem Strickzeug von grober Wolle. Die alte, vornehm und aufrecht daſitzende Frau trug noch die weiße, feſt unter dem Kinn geſchloſſene Haube der alten Zeit, aus der ſich rechts und links ein ſilbernes Löckchen hervordrängte, und den wattierten braunſeidenen Überrock mit der weiten Mantille, die Liſelotte an ihr kannte, ſeit ſie lebte. Großmutter legte niemals Trauer an, nicht einmal um ihre Söhne. „Man ſoll mit ſeinen Gefühlen keinen albernen Luxus treiben," pflegte ſie zu ſagen. „Mich widert es an, wenn ich die Witwen und die Mütter, denen der Herr ein Kind genommen hat, daherwandeln ſehe, aufgetakelt wie die Trauergäule. Wer ſich um meinetwillen in Krepp wickelt, dem erſcheine ich im Traum. Merkt es euch."

Alles blieb ſich ſo gleich in dieſem Hauſe, man mochte Jahre lang fern geweſen ſein, man fand die Menſchen wohl gealtert, aber die Gegenſtände rings um ſie her waren unverändert. Und doch wirkte das nicht ſteif und kalt, ſondern über allem lag eine vornehme und friedevolle Behaglichkeit. Niemand ſprach ein unnützes Wort. Wenn man redete, geſchah es langſam und bedächtig.

Das große alte Kloſter war in zwei Hälften geteilt. Hüben wohnte mit ihrer Tochter Marianne die Großmutter, die noch immer Frau Reckling hieß, während ihre Söhne den Freiherrntitel bekommen hatten. Jenſeits des langen Korridors mit den Nonnenbildern hauſte Onkel Mathias mit ſeiner Familie. Er hatte die Bewirtſchaftung des großen Gutes übernommen, nachdem Balthaſars Kräfte dafür nicht ausgereicht hatten und er zum Süden zog, um ſeiner Geſundheit und ſeinen gelehrten Neigungen zu leben. Eine feine Seele, eine reichbegabte Natur, Philanthrop und Träumer, war das Leben dieſes älteſten Recklings zerronnen, ohne nach irgend einer Richtung hin Früchte getragen zu haben. Die Verwandten gaben der Frau die Schuld daran, doch hatte er in vorgerückten Jahren erſt geheiratet. Für Liſelotte bedeutete ihr Vater das Vollkommene, eine Blüte der Menſchheit. Das Kind ahnte die Reinheit im Empfinden dieſes Mannes. Aber ein Teil Egoismus in ſeinem Weſen würde ihn ſtärker und härter, wertvoller für die Welt gemacht haben; wie das Gold mit unedlen Metallen verſchmolzen werden muß, um zu nutzbaren Gegenſtänden verarbeitet werden zu können.

Es berührte Liſelotte als etwas Fremdes, Unverſtändliches, daß die Großmutter geſtern mit keinem Wort nach den letzten Tagen und Stunden ihres Sohnes gefragt hatte. Sie tat es auch heute morgen nicht. Mit ihren noch jugendlich glänzenden Augen ſah ſie die Enkelin ſcharf beobachtend an. Dann ſagte ſie freundlich:

„Haſt du ſchon daran gedacht, Kind, wie du dir

deinen Tag hier einrichten willst? Man fühlt sich erst heimisch, wenn man seinen Pflichtenkreis ruhig übersehen kann. Morgens laß dir ein Glas Milch aus dem Kuhstall ans Bett bringen, dann sei pünktlich zum Frühstück hier. Ein festes Arbeitsgebiet in Küche und Speisekammer wird dir Tante Marianne zuweisen. Ich denke auch, du hilfst ihr in der Nähschule und der Kinderbewahranstalt. Mit Cordelie sollst du bei Fräulein Velhagen noch etwas Englisch und Französisch treiben. Wie steht es mit der Musik?"

„Papas Flügel wird für mich kommen, er hatte es so gern, wenn ich ihm seine Kompositionen sang."

Ihr Herz quoll über von den geliebten Erinnerungen, ihre Augen von Tränen. Sie lief auf die Großmutter zu und barg den Kopf mit den glatten braunen Scheiteln tief in deren Schoß.

Ludwig trat an das Fenster und blickte angestrengt in den Hof hinunter, seine Lippen beißend und mit der Hand über die Lider streifend. Seine Bewegung galt nicht dem toten Verwandten allein, nicht einmal ganz dem Mitgefühl für das zarte Mädchen, das seit jenem Begräbnistage in Monacos Veilchenfeldern die Sehnsucht seiner stürmischen Jugendnächte geworden, sie galt der Aufgabe, welche die Großmutter ihm soeben gestellt, einer Aufgabe, die ihm vorläufig nicht nur schwer, die ihm einfach unmöglich dünkte. Aber das hätte er vor diesen strengen blauen Augen nie zu sagen gewagt.

Frau Recklings alte, schöne Hand lag auf dem glatten Scheitel der Enkelin. Ihre Stimme klang nicht ungütig, doch waren Töne darin, die aus einem ge-

heimen Born von ſcharfem, klarem Willen geſchöpft ſchienen, und die deshalb etwas von der Kälte der tiefen Brunnen in ſich trugen.

„Kind, laß dich nicht gehen in deinem Kummer. Schmerz verweichlicht, und du biſt empfindſam genug. Dein Vater hat ſein Erdendaſein erfüllt und iſt zum ewigen Frieden eingegangen. Der eine beendet ſeine ihm zugewieſene Aufgabe früher, dem anderen hat der Herr eine lange Wanderung vorgeſchrieben. Jeder gehe in Geduld ſeinen Weg und ſehe auf ſein eigenes Werk, damit er einſt beſtehen kann vor Gott."

Fromme Kinderaugen hoben ſich andächtig zu der alten Frau.

„Ich möchte meines Vaters würdig werden," flüſterten ſcheue Lippen als ein banges Gelöbnis.

Die alte Frau blickte über die Enkelin fort in die Ferne. Ihr Geiſt ſchaute in die nun abgeſchloſſene Vergangenheit, ihres älteſten Sohnes Leben. Ihr weißes, von Falten und Runzeln durchgrabenes Greiſenantlitz blieb in ſeiner gehaltenen Ruhe, aber ſie ſeufzte leiſe, der Enkel am Fenſter hörte es wohl, und er verſtand den Seufzer beſſer als Liſelotte.

„Werde geſund und ſtark, das iſt alles, was von dir verlangt wird, Kind," ſagte ſie. „Jetzt kannſt du mich auf meinem Spaziergang in der gelben Stube begleiten. Tante Marianne iſt in die Stadt gefahren."

Sie erhob ſich mit Energie, auf beide Lehnen ihres Stuhles geſtützt, aber Ludwig und Liſelotte bemerkten, wieviel ſtärker das Zittern des Alters ihre Glieder heute ſchwächte als ſonſt, und griffen helfend zu.

„Ich hatte vorschlagen wollen, ob Liselotte nicht mit mir und Cordelie ins Feld reiten möchte?“ begann Ludwig etwas zögernd. „Die Bella geht gut mit dem Damensattel, ich habe sie heute früh probiert.“

„Reiten wird für Liselottes Gesundheit kaum zuträglich sein,“ antwortete die Großmutter trocken. „Jedenfalls müssen wir erst den alten Herrn Rat konsultieren. Bringe deinem Vater diesen Brief von mir. Ich wünsche nachher mit ihm darüber zu sprechen. So ist es denn wohl entschieden, daß du in diesem Vierteljahr hier bleibst und deinem Vater hilfst?“

„Ich denke, Großmama, es wird das Beste sein. Ein fremder Administrator, — da ist doch nicht so schnell eine vertrauenswürdige Persönlichkeit gefunden. Und Papa braucht mehr Ruhe, ich habe das jetzt auf der Reise wieder gesehen.“

„Wäre das nicht auch mein Eindruck, würde ich dir nicht raten, hier zu bleiben. Hoffentlich ist es nur für kurze Zeit und du findest inzwischen etwas Geeignetes.“

Großmutter reichte ihm ihre Hand, die Ludwig an seine Lippen zog. Er war entlassen.

Als Liselotte ihm zulächelte, wandte er den Blick zur Seite und ging schnell hinaus.

Liselotte mußte wieder hart mit den Tränen kämpfen. Sie hatte sich diesen ersten Morgen anders vorgestellt.

Aber Ludwig blieb in Wittigenfelde, das ganze nächste Vierteljahr!

Und die Kamelie kam doch von ihm! Guste verriet es ihr ungefragt.

II.

Einſt hatte Liſelotte bei ihrem Vater geforſcht, wie er es denn habe über ſich gewinnen können, ſein Heimathaus aufzugeben und von Wittigenfelde fortzugehen.

Da war ein Schatten dunkler Traurigkeit über ſein ſchönes Geſicht mit der hellen Kinderſtirn gefallen, er hatte lange geſchwiegen und tief geſeufzt, bis er endlich ſagte:

„Der Mama gefiel es dort nicht, ſie konnte ſich auch nicht mit den Verwandten verſtehen, weder mit der Großmutter, noch mit Tante Marianne und Tante Suſanne. Der Menſch ſoll nicht im täglichen Kampf leben, dabei wird er bitter und klein und böſe. Und dann war es ja auch meine Geſundheit, die mich veranlaßte. Ich habe nie die richtige Härte den Leuten gegenüber zeigen können. Die Verantwortung für den großen Beſitz zu tragen, rieb mich auf."

Das verſtand Liſelotte. Ja freilich, Papa ließ ſich von ſeinem Kammerdiener lieber die beſten Hemden und Zigarren ſtehlen, ehe er ſich entſchloß, ihm ein Wort zu ſagen, oder ihn zu entlaſſen. Mama entrüſtete ſich oft genug darüber, und zankte und ſchalt, aber im Grunde war ſie ebenſo, ſie machte nur mehr Lärm da-

bei. Und das erste verstand Liselotte auch. Mama gehörte nicht nach Wittigenfelde, gewiß nicht. Die Tochter konnte sie sich vorstellen in farbenreicher Toilette bei einer großen table d'hôte, oder plaudernd und lachend und scherzend, immer von einem Kreis von Herren umgeben, in den Gartenanlagen der großen Kurhotels oder am Strand von Biarritz, oder hoch auf einem Dogcard thronend, dessen Radspeichen mit Veilchen und weißen Narzissen umwunden waren, dessen Pferde unter der Last ihrer schaukelnden Blumenguirlanden geängstigt und doch munter mit den Hufen scharrten und den Kies aufwarfen, wie Cirkuspferde. Sie konnte sie sich zwischen großen Koffern und einem Wirrsal von Spitzen, Seiden, Stiefelchen, bellenden kleinen Hündchen und kreischenden ausländischen Vögeln vorstellen, in lautem Streit mit ihrer Jungfer, mit irgend einem Kellner oder Lieferanten . . . Ach ja, es war manchmal recht schwer gewesen, mit Mama auszukommen. Und nun gar ohne Papa mit seiner unendlichen Güte und Milde zwischen ihnen beiden . . .

Es war doch gut von Onkel Mathias, daß er sie mitgenommen hatte, daß sie nun in der Familie ihres Vaters bleiben sollte, die er so tief geliebt, so innig verehrt hatte, von deren einzelnen Gliedern sie beide oft stundenlang geredet hatten, wie verbannte Königskinder in der Fremde von ihrer Sippe reden und von der Ahnfrau ihres Geschlechtes. Und so war Liselotte nach Wittigenfelde gekommen, mit einem Herzen voll Bewunderung und rückhaltloser Schwärmerei für alles, was da Reckling hieß.

Wenn ſie in den tiefen Fenſterniſchen ſtand und auf die große Linde im Wirtſchaftshofe hinunterblickte, wenn ſie Sonntags mit in dem langen Zug der Verwandten durch die Dorfſtraße zur Kirche wandelte, ja, wenn ſie Ludwigs Teckel ſtreichelte, oder des kleinen Lippi Karnickel mit ihm fütterte: — fortwährend quoll ein heißes Entzücken in ihr empor, daß ſie nun wieder in dem gelobten Lande ihrer Kindheit weilen durfte.

Der entſetzliche Schmerz um den Tod ihres Vaters, der ſie in den erſten Tagen faſt verbrannt hatte, war plötzlich in ihr verloſchen. Sie konnte die zehrenden Flammen nicht mehr fühlen. Alle Leidensfähigkeit ihrer Jugend hatte ſich beim Anblick ſeiner Qualen in Wochen und Monaten der Pflege erſchöpft, bis auf den Grund erſchöpft. Geblieben war ihr aus jenen Schreckenstagen eine Empfindlichkeit der Nerven, die auf den geringſten Reiz reagierten. Ein unwiderſtehlicher Drang nach Bewegung beunruhigte ſie. Ihr Schleppkleid zuſammengerafft, lief und ſprang ſie die langen Korridore, die breiten Treppen hinab und hinauf, als ſei ſie vierzehn, ſtatt ſiebzehn Jahre alt. Eine unſinnige Fröhlichkeit ergriff ſie bei dem geringſten, oft für andere kaum ſichtbaren Anlaß. Sie konnte bei einem harmloſen Witz der Vettern, bei irgend einer Ungeſchicklichkeit eines Dienſtboten in ein nicht enden wollendes, kindiſches Gelächter und Gekicher verfallen. Tante Marianne hatte ihr das ſchon einigemale verwieſen, aber es kam ſie immer wieder an. Sie fürchtete ſich ſchon davor. Und es wurde noch dazu ein Sport bei Ludwig und Felix, dem Fähndrich, der zum Weihnachtsurlaub

daheim war, sie zum Lachen zu bringen, bis ihr die Tränen aus den Augen liefen.

* *
*

Es war Schnee gefallen und Rauheif hatte die Bäume eingesponnen. Liselotte war durch den Park gelaufen, ganz bezaubert von der ihr ungewohnten kristallenen Pracht. Mit rosigen Wangen und vor Freude strahlenden Augen kam sie auf den großen freien Platz, der das Kloster von dem Park trennte, wo die jüngeren Kinder sich mit dem Hauslehrer schneeballten. Mit Feuereifer nahm sie an dem Spiel teil, und es war, wie immer, wenn die Lebenslust sie einmal erfaßte: ihr ganzes Wesen ging auf und brannte wie eine helle Flamme in kindlicher Glückseligkeit.

Da ritt Ludwig auf seinem Fuchs durch das weitgeöffnete eiserne Gittertor, von einem amtlichen Besuch beim Bezirkskommandeur im nächsten Städtchen heimkehrend. Er trug seine weiße Kürassieruniform mit dem mächtigen glänzenden Helm, und wie er da stolz und wuchtig auf dem großen Pferde saß, stand Liselotte fast das Herz still vor Schrecken über seine Schönheit und seine Kraft. Die übermütigen Jungen und Mädchen drangen von allen Seiten mit den weißen Bällen auf ihn ein, er sprang eilig ab und wehrte sich so gut er konnte, schimpfend, man verderbe ihm seine neue Uniform. Während der Reitknecht das Pferd abführte, verfolgte ihn die wilde Jagd lachend und kreischend, alle Hände voll Schnee, in den Hausflur und die Treppe hinauf bis in das Wohnzimmer.

Liſelotte war die Tollſte von allen. Jauchzend hetzte ſie ihn, der lachend floh, um Tiſch und Stühle herum, die behenden kleinen Rangen ſuchten ihm von vorn den Weg abzuſchneiden, bis er ſich mit den Sporen im Teppich verwickelte und ſich bücken mußte, ſie wieder los zu bekommen. Da ſprang das Mädchen mit Katzenbehendigkeit auf ihn zu, umfaßte ſeinen Hals, um ihn feſtzuhalten, und ſchob ihm richtig den halb getauten Schnee in den Kragen.

Er ſchüttelte ſich lachend und ſchimpfend und ſuchte ſie zu faſſen. Die Kinder kreiſchten vor Wonne.

In demſelben Augenblick trat der Freiherr Mathias ins Zimmer. Er blieb ſtehen und fragte gemeſſen:

„Was geht denn hier vor?“

Liſelotte wandte ſich lachend, mit aufgelöſten, wirren Haaren, von denen die Pelzmütze herabgeglitten war, zu ihm, und begegnete ſeinem ſtrengen, unzufriedenen Blick.

„Ich meine, du könnteſt dir in der erſten Trauerzeit etwas weniger lärmende Vergnügungen ausſuchen,“ ſagte der Freiherr kalt und ſo verurteilend, daß dem Mädchen vor Beſtürzung die Tränen in die Augen ſchoſſen.

Er hatte ja recht! Wie konnte ſie nur vergeſſen? Was war denn nur über ſie gekommen? Mit geſenktem Kopf ſchlich ſie beſchämt von dannen. Sie kannte ſich ja ſelbſt nicht mehr! Aufgelöſt in Kummer und Verzweiflung weinte ſie ſtundenlang in ihrem Zimmer, ging mit weißem, rotgefleckten Geſicht und verſchwol-

lenen Augen umher, bis die Großmutter ſie zu ſich rief und, ſie an der Hand faſſend, ernſt zu ihr ſprach:

„Liebes Kind, wir alle ſehen mit Sorge dein exaltiertes, ungezügeltes Weſen, das ſich jedem Eindruck ſo ſchrankenlos überläßt. Mein liebes Kind, ich fürchte ſehr, deine unglückliche Mutter hat dir ein böſes Erbe auf den Lebensweg mitgegeben. Ringe doch recht ernſtlich danach, dir die Selbſtbeherrſchung anzueignen, durch die wir Frauen allein unſeren Beruf auszufüllen vermögen. Onkel Mathias ſagt mir, daß er förmlich erſchrocken iſt über dich heute morgen. Wir haben lange über dich geſprochen und wollen dich in rechter Liebe, aber auch mit Ernſt und Gottesfurcht, zu ſtützen und zu halten ſuchen. Bete zu deinem Heiland um Kraft gegen den Leichtſinn, mein armes, armes Kind. Du weißt noch nicht, welche ſchrecklichen Folgen er für ein Mädchen haben kann.“

Liſelotte beugte den Kopf tief, immer tiefer in unſäglicher Scham. Worauf deutete die Großmutter? Konnte ſie ahnen, ſah ſie ihr an, welch ein Traum ihr einer der letzten Nächte gekommen war, ein Traum, der ſie mit Wonne und Schrecken zugleich erfüllte, in deſſen Erinnerung ſie wie in eine ſchimmernde Wolke gehüllt den Tag über umhergegangen war? Ihre Tränen floſſen aufs neue unaufhaltſam, es war, als wolle ſie ſich ganz auflöſen in faſſungsloſem Weinen. Sie verſuchte ſich zu beherrſchen, aber das war ganz unmöglich, ſie meinte zu erſticken und floh entſetzt über ſich ſelbſt in ihr Zimmer, wo ſie ſchluchzend und händeringend hin und her lief. Sie wußte gar nicht mehr,

worüber ſie eigentlich weinte, und es verſchaffte ihr auch gar keine Erleichterung, es war förmlich, als löſe ihre Seele ſich in lauter Tränen auf, ſo dumpf und wüſt war ihr im Kopf und Herzen. Als die Zeit zum Abendeſſen kam und Brinkmann ſie rief, war ſie ganz unfähig, hinüberzugehen. Dann kam Guſte und rief ſie noch einmal, fand ſie aber im Dunkeln auf ihrem Sofa kauernd, an allen Gliedern zitternd. Und als die alte Dienerin Licht machte, klammerte ſie ſich ganz hilflos an deren Arm und wimmerte:

„Laß mich doch zu Bett gehen, Guſte, ſage doch nur Tante Marianne und Großmama nichts, bitte, bitte, liebe, liebe Guſte.“

Da ging Guſte und ſagte den Herrſchaften, das gnädige Fräulein habe ſich niedergelegt, es ſei ihr nicht wohl geweſen und ſie ſei jetzt ſchon eingeſchlafen. Und dann kam ſie wieder und ſaß bei Liſelotte, ſtrich ihr die Schläfen mit Kölniſchem Waſſer und blies ſie leiſe an, daß es ihr ganz kühl und friſch ums Haupt wurde und ſie wirklich einſchlief.

Von dieſem Tage an lag es wie ein kühler Nebel zwiſchen Liſelotte und ihren Verwandten, wie ein leichter Dunſt von Zurückhaltung oder Mißtrauen, oder was es ſonſt ſein mochte, der nicht zu durchdringen, und doch auch wieder ſo geſtaltlos war, daß Liſelotte nicht gewußt hätte, wie dagegen anzukämpfen. Auch ſie hatte die innige Unbefangenheit der erſten Tage verloren. Sie ängſtigte ſich mit der übertriebenen Furcht kranker Nerven vor den ſtrengen blauen Augen der Großmama, ſie wurde dunkelrot oder ſie erbleichte, wenn ſie

drüben ins Zimmer trat und fand ſtatt ihrer Couſine Cordelie die Tante Suſanne in ihrer Sofaecke ſitzen und Strümpfe für die Dorfkinder ſtricken.

Tante Suſanne war eine umfangreiche, freundliche und mütterliche Frau, früher einmal eine große Schönheit. Liſelotte wußte, ihr Vater hatte ſie in ſeiner Jugend geliebt und ihr ſpäter, als der Bruder ſie heimführte, die ritterlichſte Freundſchaft gewidmet, und doch begann eine grundloſe Abneigung ſich in ihr gegen Tante Suſanne feſtzuſetzen, ebenſo wie gegen Onkel Mathias. Sie konnte vor der Tür des grünen Wohnzimmers ſtehen, und wenn ſie ihre Stimmen innen hörte, ſich nicht entſchließen, einzutreten, ſondern ſcheu zurückflüchten. Und ſtatt den Abend in dem friedlichen Kreiſe an dem großen, runden Tiſch zuzubringen, wo Ludwig Patronen ſtopfte und Cordel mit Fräulein Velhagen Bettdecken aus zahlloſen bunten Seidenläppchen zuſammenſetzte, wo Lippi zeichnete und die Kleinen Bilderbücher beſahen, lief ſie wie gehetzt in ihr einſames Zimmer zurück, zündete die Klavierleuchter an und ſpielte träumeriſche, ſanfte und ſehnſüchtige Melodieen. Manchmal kam man, um ſie zu holen, manchmal auch nicht. Man war ja nicht unfreundlich gegen ſie, nur eben ein wenig feierlich. Sie wurde nicht in die Familie aufgenommen. Sie blieb der fremde Gaſt, mit dem man höflich und rückſichtsvoll umging. War ſie aber drüben, zwiſchen ihnen, wenn die Zeit kam, um zehn Uhr, wo Michels die Schale mit Äpfeln und Nüſſen auf den Tiſch ſtellte und man nach einem kleinen Imbiß ſich allerſeits eine gute Nacht wünſchte, ſo er-

wartete ſie mit einem inneren Beben den Handkuß Ludwigs, und hätte ſchreien können vor Schmerz, weil ſeine Lippen ihre Finger ſo kühl und förmlich berührten. Und doch hatte ſie den ganzen Abend wie im Traum geſeſſen und an den Handkuß gedacht und ob er wohl wieder ſo weh tun würde. Das war es, ſie fühlte ſich ſchuldbewußt. Sie litt wie unter einer heimlichen Sünde an der Leidenſchaft zu dem ſchönen Vetter.

Mitten in dem Reiſeleben, den Aufenthalten in den großen Kurorten, den internationalen Hotels, hatte ihr Vater es verſtanden, ihre Jugend rein zu erhalten. Sie war überall, mitten in der gefährlichſten Umgebung, von dem Ernſt ſeiner Sorgfalt umgeben, wie von einer unſichtbaren Mauer. Und ſie hatte, faſt noch ein Kind, ſein ſtilles, in allem Lärm friedlich fortgeführtes Studienleben zu teilen begonnen, er hatte ſie eingeführt in die Welt ſeiner geliebten Myſtiker, des Jakob Böhme, des Meiſters Eckhard, des Angelus Sileſius. Und die tiefe Gottesanſchauung dieſer Männer hatte ſich in ihr noch unverſtanden zu einer unklaren, aber innig bewegten Frömmigkeit gewandelt, die den Dogmen der Kirche, denen ſie kindlich gläubig anhing, für ſie ein eigenes, feines Leben einhauchte. In die weißen Schleier ihrer Himmelsträume gehüllt, ſah ſie, ohne zu ſehen, hörte ſie, ohne zu hören, die unerklärten Bilder und Töne, die das bunte Daſein an ihr vorüberſchwirren ließ. Sie fühlte nur unbeſtimmt, daß ihre Mutter dieſem Bunten, Strömenden, Wechſelnden enger verbunden war, als der Vater, ſie fühlte es, ohne den Sinn davon zu erkennen, wie Kinder über ihre Eltern

fühlen können, ohne je zum nüchternen Begreifen von Realitäten vorzudringen.

Nun aber tauchten in ihren Träumen einzelne Gestalten, Worte, Klänge, Zusammenhänge jäh und farbig in der Erinnerung auf und peinigten sie wie böse Visionen, machten gleichsam Rechte an sie und ihre Seele geltend, forderten sie für sich in ihren Bannkreis und wurden Versuchungen zu wunderlich ängstigenden und bezaubernden Phantasieen. Die dunkelumrandeten Augen in den pastellartig starren Gesichtern der schönen Frauen von Monte Carlo und Monaco tauchten vor ihrem Geiste auf, und es war ihr, als ob alle diese ein geheimes Anrecht an sie besäßen, durch die Schauer, die in Ludwigs Gegenwart ihre Brust durchzuckten, als ob die unheimlichen Frauen die Hände nach ihr ausstreckten, wie auf alten, schrecklichen Bildern die Teufel der Hölle, und sie zu erfassen und zu sich zu ziehen suchten.

„Armes, armes Kind," hatte die Großmutter mit einem so furchtbaren Ernst gesagt, und es war Liselotte, als habe sie mit diesem Worte ihr Schicksal gleichsam trauernd besiegelt.

Von der aufblühenden Lebenslust ihrer siebzehn Jahre jäh zurückgeworfen in ein dunkles und schmerzliches Bangen vor den unverstandenen Gewalten des eigenen Seins, gelang es dem Mädchen schnell genug, die wurzellose Fröhlichkeit auszuraufen, bis auf den Grund ihres Herzens. Still war sie geworden, sehr still, ihre Augen blickten die Menschen gar nicht mehr an, sie schauten nach innen oder in weite Fernen, über das

Daſein des Tages hinweg. Aber näher kam ſie den Verwandten doch nicht. Denn auch dieſes überirdiſche Licht ihrer Augen war ihnen, den geſunden, friedlichen, im gleichförmigen Kreislauf der Jahreszeiten dahintrottenden Landmenſchen, die ſich wohl und ſicher in einem hergebrachten Chriſtentum und einem ſtarken Familien- und Standeshochmut fühlten, unheimlich und antipathiſch.

Liſelotte begriff, daß man ſie nicht beſonders gern hatte. Sie war vielleicht zu ſehr an Liebe gewöhnt geweſen. Papa und ſie hatten ſich gegenſeitig verhätſchelt mit tauſend kleinen guten Dienſten und weichen Liebkoſungen, mehr wie zwei Freundinnen, denn wie Vater und Tochter.

Einmal wagte Liſelotte den Verſuch: ſie legte eines Tages ihren Kopf leiſe an Cordels Schulter und fragte flüſternd:

„Cordel, was iſt zwiſchen uns, warum iſt es nicht mehr wie früher, wenn ich im Sommer hier war?“

Die Mädchen hockten im Billardzimmer vor dem großen Kamin auf dem lehnenloſen Diwan mit den vielen Kiſſen und ſahen dem Feuer zu, das Ludwig mit Buchenſcheiten und großen Eichenklötzen zu einem wilden Krachen und Praſſeln gebracht hatte. Sie hatten alle drei Mokka getrunken, aus kleinen, feinen Empiretäßchen, die ſonſt nur bei Jagddiners genommen wurden, oder wenn der Oberpräſident kam. Ludwig hatte Michels mit einer guten Zigarre beſtochen, ihnen den Mokka zu bringen, ſeine Mutter liebte es ſonſt nicht, wenn man extravagante Mahlzeiten außerhalb der

regelmäßigen Familientafel genoß. Aber es war nun sehr warm und gemütlich gewesen. Die Teckel hatten Kunststücke lernen müssen.

Sie hatten friedlich miteinander geschwatzt.

Als Ludwig mit seinen Hunden hinausgegangen war, wallte Liselotten das volle Herz über. Cordelie aber sah sie ein wenig verwirrt und errötend an.

„Zwischen uns, ja, was meinst du denn? Wir sind eben keine Backfische mehr."

„Cordel, das nicht, ich meine, ach, wenn du es nicht fühlst, ist es ja unnütz, darüber zu sprechen."

Da sagte Cordel in dem weisen, überlegenen Ton, in dem sie zuweilen unbewußt Tante Marianne, und diese wieder die Großmama nachahmte:

„Es liegt wohl nur in deiner Einbildung, Liselotte. Du hast etwas so Übertriebenes, das ist uns fremd."

Liselotte schwieg.

III.

Ludwig von Reckling war von seinem Vater in die Stadt geschickt worden, um mit einem alten bekannten Schafzüchter wegen eines Bockverkaufes zu unterhandeln. Er hatte das Geschäft zu beiderseitiger Zufriedenheit abgeschlossen und mit ein paar Flaschen guten Rotspons besiegelt. Der Altenhagener Graf, ein Schulkamerad aus der Roßlebener Zeit, und seit kurzem verheiratet, hatte sich dazu gefunden. Die jungen Männer waren von dem alten Herrn durch viele, ebenso lustige als lehrreiche Geschichten aus seiner reichen Lebenserfahrung aufs beste unterhalten worden. Er hatte auch die Pachtung gelobt, deren Erwerb Ludwig für den Herbst plante, und auf das Urteil des alten Praktikus war viel zu geben.

Ludwig war durchaus einverstanden mit sich und der Welt, als er, seinen ungefügen Havelock übergehängt, seinen zerdrückten Filz auf dem Kopf, sich auf dem Bahnhof durch die wartende Menge schob. Er markierte kräftig den Landedelmann und trug deshalb auch, wenn er nach der Stadt fuhr, Stulpenstiefel und einen Reitstock. Der Havelock war sehr von Nöten, denn ein dichter Märzregen sickerte mit spitzer Kälte

durch dünnen Nebel. Alle Gegenstände waren in eine trübselige Dämmerung gehüllt. Die Menschen trugen Schmutz an den Schuhen und feuchten Dunst mit ihren Kleidern in die Bahnhofshalle.

Die Stadt besaß eine große Industrie und um diese Abendstunde fuhren Scharen von Arbeitern in die Vororte. Zwischen den lärmenden, sich mit derben Redensarten aneinander vorüberschiebenden und stoßenden Burschen, Männern und Weibern, sah Ludwig plötzlich seine Cousine Liselotte. Ihr blasses Gesicht leuchtete aus dem zurückgeschlagenen schwarzen Kreppschleier wie eine perlenweiße Blüte. Sie hielt ein Tuch an die Wange, ihre Augen blickten schmerzlich. In all der Kraft, Roheit und Häßlichkeit umher, erschien sie ihm rührend hilfsbedürftig, aus einer feineren, zarteren Welt herein verirrt.

„Arme Waise" ging es ihm durch den Sinn. Seine Verliebtheit war unter dem Drucke ernsthafter Selbstzucht in letzter Zeit ziemlich verblichen. Liselottes befangenes, verschüchtertes Wesen hatte ihm auch geholfen, sie ruhiger und gleichmütiger zu betrachten. Es war keine sinnliche Freude, mit der er auf sie zuschritt, doch war es ein warmes und herzliches Gefühl, welches ihn in dem Augenblick überkam.

Sie erzählte ihm, sie sei beim Zahnarzt gewesen und habe viel ausgehalten. Man habe ihr schließlich den kranken Zahn herausgenommen und dabei sei sie ohnmächtig geworden. Doch nun sei es ihr schon wieder besser.

Ludwig half ihr ins Coupé, schalt sie, daß sie keine

Decke mitgenommen habe, und wickelte ſie ſchließlich in ſeinen Havelock. Er rief einem Kellner, ließ einen Kognak holen und nötigte ihr den auf.

Endlich wurde ihr ganz behaglich, ſie ſchaute vergnügt wie ein weißes Mäuschen aus den ſchweren Falten des dunkeln Mantels heraus.

Die Fahrt dauerte keine Stunde. Auf dem einſamen, kleinen Bahnhof, im dichten Regen, wartete der alte Gottlieb mit der großen geſchloſſenen Rumpelkutſche. Der lichtloſe Tag hatte ſich ſchon in völlige Nacht verwandelt. Gottlieb ſteckte weitläufig mit viel Gebrumm ſeine beiden Laternen an.

In den weichen Kiſſen des alten Gefährtes war es traulich. Da gab es ſo viele warme Decken und Fußſäcke und Ludwig war lieb beſorgt um die kleine Liſelotte. Er ſchloß alle Fenſter hübſch feſt zu, der Regen rann an den Scheiben nieder und machte ſie ganz blind, und ſo fuhren ſie, in dieſer abgeſchloſſenen, kleinen dunklen Welt, die lange Chauſſee entlang, über die weiten Felder. Der Wagen raſſelte und verſchlang ihre Stimmen, ſo daß ſie ſich nur verſtehen konnten, wenn ſie ihre Köpfe nahe zu einander beugten.

Sie ſprachen auch nicht viel, ganz gleichgültige Dinge: daß der Bruder des Altenhagen, der verrückte Lorenz, mal wieder Krach mit ſeinen Vorgeſetzten gehabt habe, weil er durchaus die Welt durch ſeine Ideen glücklicher machen müſſe, erzählte Ludwig, und daß die Teckel Tante Suſannes neugeſticktes Fußkiſſen zerbiſſen hätten und deshalb nicht mehr in das Wohnzimmer dürften.

Anfangs glimmte Ludwigs Zigarre noch, dann warf er den Rest hinaus, schloß das Fenster wieder und überzeugte sich, ob Liselotte noch gut eingewickelt sei.

„Bist du müde, Kleine?“ fragte er freundlich. „Schlaf ein bißchen, komm.“ Er legte den Arm um sie, drückte sanft ihren Kopf an seine Schulter und streichelte ihr lind die schmerzende Wange mit seiner weißen, gepflegten Hand, bis ihr in stillem Glückgefühl die Wirklichkeit in eine nicht zu fassende, unbestimmte Traumdämmerung entglitt. So saß er lange, das schlummernde Kind im Arm und auch ihm war wohl und gut zu Sinne.

Sie war nicht von denen, die das Blut in wilde Wallungen bringen, deren Liebe süße Qual und heiße Not bedeutet. Leise beugte er sich zu ihr und küßte ihre Wange, die weich und kühl war wie ein Blumenblatt. Sie spürte es im Halbschlaf, zuckte leise, aber rührte sich nicht weiter. Ein frohes Lächeln versteckte sich in den Winkeln ihres kleinen Mundes.

Als sie in Wittigenfelde eintrafen, floh sie eilig auf ihr Zimmer. Sie hätte niemand sehen können, nach dieser seligen Fahrt durch Nacht und Regen. Von da an hatte sie die frohe, ruhige Gewißheit, daß Ludwig sie liebe und daß er sie zum Weibe begehre. Wie hätte er sie sonst geküßt?

Die quälenden Ängste um Schuld und Sünde fielen von ihr ab, sie fühlte sich als die Seine und glaubte dadurch plötzlich ein Recht an ihrer Liebe gewonnen zu haben. Wie anders betrachtete sie nun Wittigenfelde: als ihre Heimat und zukünftiges Erbe. Das Arbeiten

in der Wirtſchaft, das ihr bis dahin ſo gleichgültig gedünkt, erhielt nun eine ſtolze Bedeutung. Sie mühte ſich oft über ihre Kräfte und bekam manches Lob von Tante Marianne, auch von der Großmutter. Aber näher trat ſie den beiden darum doch nicht.

Auch Ludwig bekümmerte ſich nicht viel um ſie. Sie wußte, er hatte jetzt mit der Frühjahrsbeſtellung alle Hände voll zu tun. Das wuchs und ſproßte und quoll in zartem Grün und lichtem Rot und Braun aus allen Sträuchern und Bäumen, ſmaragdgrüne Schleier breiteten ſich über die Felder und die Raſenflächen des Parkes. O ja — deutſcher Frühling war doch ſchön!

Liſelottes Wangen rundeten ſich leiſe und nahmen roſigen Schimmer an, ihre Augen blickten weniger traumverloren, oft lachten ſie ganz heiter. Die Vettern fanden, ſie ſei hübſcher geworden in den letzten Wochen.

Zum Oſterfeſt hatte die Mama ſich angemeldet, aber dann verſchob ſie ihren Beſuch auf Ende Mai.

Um eines Logiergaſtes willen wurde nicht viel Weſens gemacht in Wittigenfelde. Die dicke Guſte nahm die Bettdecken in irgend einer der zahlloſen Logierſtuben ab. Die Teppiche wurden geklopft und die Waſchtiſche zurecht gemacht. Das war alles. Kein Glied der Familie veränderte auch nur eine Stunde lang ſeine gewohnte Beſchäftigung.

Vom erſten milden Frühlingstage an, ging und kam es den ganzen Sommer hindurch von Verwandten und Fremden: Leute, die in Geſchäften mit dem Freiherrn zu tun hatten — Couſinen und Tanten, die Brunnenkuren brauchten und früh morgens im Park ſpazieren

wandelten; Freunde von Ludwig und Felix, die sporenklirrend die langen Korridore auf- und niederstampften und Reitknechte und Kutscher in Bewegung setzten; junge Mütter, deren Sprößlinge der Großmama ihre Reverenz machen sollten und abends bei der Familientafel strenge Blicke von Fräulein Velhagen empfingen, wenn sie sich ungebührlich benahmen.

Mitten in diesem fröhlichen, gastlichen Leben rief der Freiherr Mathias eines Morgens, nach der Andacht, Liselotte mit auf sein Zimmer und eröffnete ihr, einer der jungen Leute habe um ihre Hand angehalten.

Ihr war er wirklich nur „einer der jungen Leute" geblieben. Sie hatte das Werben des langen Kürassierleutnants kaum bemerkt, und stand fassungslos.

„Ach, Onkel, ich möchte lieber nicht," stotterte sie in tödlicher Verlegenheit.

Der Freiherr lächelte und meinte, sie habe auch noch reichlich Zeit zum Heiraten und brauche sich nicht zu übereilen.

Der Leutnant reiste ab und damit war die Sache erledigt. Auf dem Weg zum Bahnhof hatte der Freier Felix zum Vertrauten seiner Enttäuschung gemacht.

Der Fähnrich kehrte aufgeregt nach Haus zurück und sagte zu Ludwig, als er durchs Wohnzimmer ging: „Was will denn Liselotte nur eigentlich? Solch einen famosen Kerl auszuschlagen! Ist unerhört geradezu!"

„Wenn sie ihn doch nicht mag," antwortete Ludwig zerstreut.

„Ach, Faxen, er hätte ihr Geld so schön brauchen können, und weißt du, der Lattendorf wär' auch mit der

Schwiegermama fertig geworden, die hätte ihm nicht ins Gehege kommen dürfen. Papa hätte das Mädel einfach gar nicht fragen sollen. Du kannst dich darauf verlassen, mit Liselotte erleben wir noch was, irgend eine unangenehme romantische Geschichte."

„Warum? Das ist doch eine rein aus der Luft gegriffene Behauptung!" gab Ludwig befangen zurück. „Ich weiß nicht, was du gegen Liselotte hast!"

„Ich, nicht das Mindeste. Ein gutes Mädchen — ein bißchen langweilig, duckmäuserig, und siehst du, das sind die Romantischen. Früher als Schulmädel war sie ganz anders. Letzten Sommer war ich eine Zeitlang rein in sie verschossen."

„Wirklich, welche Ehre!" sagte eine Stimme von der tiefen Fensternische her, wo Liselotte hinter der Gardine gesessen und gelesen hatte.

„Donnerwetter!" schrie Felix, halb belustigt, halb verduzt.

„Langweilig und duckmäuserig," wiederholte das Mädchen lachend, die Gardine mit der Hand zurückhaltend und zu Felix hinüberschauend, „ich danke dir für die gute Meinung."

Nun verteidigte sich Felix, der rot geworden war: „Sei mir nicht böse! Es war nicht schlimm gemeint. Warum machst du nicht öfter so ein Gesicht, wie eben? Du, weißt du, du bist nämlich doch im Grunde kokett! Mama hat ganz recht, uns vor dir zu warnen."

„Tante Susanne, hat euch . . .?"

„Felix, Schafskopf," fuhr der Bruder den Unvorsichtigen an.

„Na, Gott, was iſt denn da weiter dabei! Daß die Alten eine gräßliche Angſt vor Couſinen- und Vetterheiraten haben, iſt doch eine bekannte Geſchichte in Wittigenfelde. Deshalb fahren wir doch ſo ſelten nach Wederslohe, weil es da auch einen Vetter gibt, und hier die Couſine Cordel, na! Viele Wünſche müſſen Wünſche bleiben, liebes Kind, ſagt die Großmama in ſolchem Falle."

„Und da wollte euch Tante Suſanne beizeiten vor mir graulen machen? Ich verſtehe," ſagte Liſelotte.

Ihr war ſehr ſchlecht zu Mute bei der Wendung, die das Geſpräch genommen und ſie wußte kaum, was ſie ſprach.

„Vielleicht ſchützte ich deshalb den gelinden Blödſinn vor, ihr ſolltet gar nicht in Verſuchung kommen."

Sie lachte unnatürlich hell.

„Ach ſo, daß iſt ja ein entzückender Edelmut. Dafür muß ich dir wirklich mal einen brüderlichen Kuß geben."

Der Fähnrich ſprang mit ausgebreiteten Armen auf Liſelotte zu.

Sie ſchrie auf, ſchlug heftig nach ihm und lief aus dem Zimmer.

„Du beträgſt dich wie ein dummer Bengel," rief Ludwig zornig. „Nimm dich in acht, daß ſolche Sachen nicht noch einmal vorkommen, ſonſt kriegſt du es mit mir zu tun."

„Ah, ſteht die Geſchichte ſo? Ernſthaft? Na höre mal . . ."

„Die Geſchichte ſteht gar nicht. Und du halte den Mund."

Krachend flog die Tür ins Schloß. Felix pfiff einen langgezogenen Ton durch die Zähne. Ludwig ging dröhnenden Schrittes den Korridor entlang.

In den Schatten, der sich in den Ecken zwischen den riesigen Wäscheschränken mit ihren reich geschnitzten Renaissancefassaden sammelte, drückte sich ängstlich eine Gestalt.

Er trat herzu und fand Liselotte, den Kopf gegen die Wand versteckt, in heftigem Weinen. Er biß sich die Lippe.

„Komm, Lottchen, Felix ist ein Esel. Komm ins Billardzimmer. Spielen wir eine Partie, nicht wahr?“ Er strich ihr leicht mit der Hand über das nasse Gesicht. „Es ist niemand unten. Komm. Wir sprechen mal die ganze Sache durch.“

Liselotte folgte ihm, ihr Herz hämmerte, daß die Brust ihr schmerzte. Eine unsinnige Erwartung betäubte sie. Kam das Glück nun? Was war denn Glück, wenn es keinen Kampf kostete? Sie wollte bereit sein, bereit zu Kampf und Glück.

Ludwig kreidete umständlich sein Queu, während er verlegen zu Liselotte hinübersah, die mit gesenkten Wimpern, verweint und glühend, am Billard lehnte. Da hatte er sich in eine schöne Situation gebracht. Er wußte im Grunde gar nicht, was er ihr sagen sollte. War denn etwas mehr zwischen ihnen als Träume und Wünsche? Er suchte sich zu erinnern, ob er über die Grenze gegangen sei, die er sich selbst gesteckt hatte. Er konnte es nicht finden, aber Mädchen sind ja so phantastisch und gefühlvoll.

„Lottchen, komm, gib mir die Hand," ſagte er am Ende dieſes Gedankenganges, „laß uns gute Freunde ſein, wir wären ja auch noch viel zu jung zum Heiraten."

Liſelotte reichte ihm, mit fragendem Aufſchauen, die Hand, und dieſer ſchöne Rehblick ging ihm doch wieder ins Herz und ins Blut.

Er nahm das blaſſe Händchen zwiſchen die ſeinen und ſah unſchlüſſig darauf nieder. Er zog die Stirn in Falten. Das Denken wurde Ludwig nicht immer leicht. Dann ließ er ihre Hand los, kratzte ſich mit dem langen Nagel des kleinen Fingers in dem kurz geſchnittenen Haar und ſagte langſam: „Weißt du, als du kamſt, verlangte Großmutter eben einfach unſer Ehrenwort, von Felix und mir, daß wir dir keine Dummheiten in den Kopf ſetzen ſollten. Na, das habe ich doch auch gehalten. Nicht wahr?"

Liſelotte nickte.

„Leicht iſt es mir nicht immer geworden, das kann ich dir ja ruhig geſtehen. Aber, Ehrenwort, daran iſt doch nicht zu rühren."

„Warum ſoll ein Vetter ſeine Couſine nicht heiraten?" fragte Liſelotte. „Es iſt doch nicht von dem Geſetz verboten?"

„Das nicht, aber . . . ich kann das nicht ſo auseinanderſetzen. Es war ja auch nicht das allein. Weißt du, na, wie ſoll ich dir erklären — deine Mutter . . ."

„Was iſt mit meiner Mutter?" brach Liſelotte heftig los.

„Sie war doch Schauſpielerin, und, weißt du, das iſt uns allen ſo etwas Fremdes."

„Ich wußte es nicht," ſagte Liſelotte langſam, als denke ſie dabei über etwas ſehr Verworrenes nach.

„Nein — das wußteſt du wirklich nicht? — Verzeih, dann hätte ich es wohl nicht ſagen dürfen. Aber du biſt doch nun erwachſen."

„Ich danke dir, daß du es mir geſagt haſt."

„Und wir können uns doch auch ſo recht lieb haben — als Vetter und Couſine."

„Ja, Ludwig."

Sie ſah ihn jetzt voll, mit großen, ehrlichen Augen an.

„Ich habe dich ſehr lieb."

Ihre Lippen zitterten ein wenig, aber ſie blieb tapfer und ſo ſchüttelten ſie ſich die Hände.

„Nun, wie iſt es mit unſerer Partie?"

Er blickte ſie herzlich an.

Eine roſige Glut verbreitete ſich über ihr feines, weißes Geſicht.

„Ich denke, ich muß jetzt zu Tante Marianne hinüber. Ich hatte ihr verſprochen . . ."

Was ſie verſprochen, blieb unklar.

Liſelotte blickte Ludwig noch einmal mit ernſten Augen an und ſchlüpfte hinaus.

Ludwig machte gedankenvoll einige ſchwierige Stöße, ſie wollten ihm nicht recht gelingen.

Noch nie hatte ihm Liſelotte ſo gut gefallen, wie in dieſer letzten Viertelſtunde.

Er ſeufzte und dann ließ er den Fuchs ſatteln und ritt aufs Vorwerk, um nach der neuen Drainage zu ſehen.

IV.

Des Mädchens Kleidersaum war feucht vom Tau der Wiesen, die von Gänseblumen und Löwenzahn überschäumten, dort, wo sie zwischen alten Eichen mit krausem, sonnendurchleuchtetem Laube sich in das Weite dehnten.

Liselotte kam, beide Arme voll Blumen, vom Treibgarten. Sie wollte die Zimmer zu ihrer Mutter Ankunft schmücken.

Aus den Sträußen drang die Düfteharmonie des vollen Frühlings zu ihr empor, die scharf und betäubend in ihrer üppigen Kraft, noch keine Spur in sich trägt von dem faden Geruch nach Welken und Verdorren, der auch den schönsten, farbenprächtigen Herbstblumen eignet.

Die Jahreszeit stand in dem Zeichen des Gelb und des Lila.

Das Gebüsch prangte in der Sonnenhelle des Goldregens, in der violetten Pracht der Syringen. In den sorgsam umrandeten Beeten vor dem langgestreckten Klostergebäude drängte sich der Purpursammet der Stiefmütterchen und die hellere, bis zu Grau abschattierte Veilchenfarbe der süß duftenden Pflaumeniris an das Orange der Tulpen und Eidottergelb der Primeln.

Auch Liſelottes Augen waren licht durchleuchtet.

Der Frühlingsjubel des jungen Menſchen, der von dem Blühen der Natur ein unbeſtimmtes, aber unermeßlich reiches Glück für das eigene Herz erwartet, lag wie ein roſenroter Glanz über ihren weichen Zügen.

Bei ihren Morgenſpaziergängen im Park und in den Feldern tauchten ihr aus dem Duft des friſchen Laubes, aus Vogelgezwitſcher, Sonnenglanz und Wieſentau, hundert kleine bunte Träume auf, die, flatternden Schmetterlingen gleich, ſie den ganzen Tag umſpielten.

Mochte ſie leſen oder farbige Muſter in Kanevas ſticken, oder den Dorfkindern das Geheimnis eines Wollfadens und vier ſtählerner Nadeln lehren, oder mit Guſte rieſige Packen weißen Leinenzeuges in den Schränken mit den Renaiſſancefaſſaden verwahren, immer bildeten die Träume ihre luftige Begleitung.

Was konnte nicht alles geſchehen?

Es konnte ſich herausſtellen, daß Ludwig gar nicht das Kind ſeiner Eltern war. (Eine kühne Vorſtellung bei ſeiner erſtaunlichen Ähnlichkeit mit Tante Suſanne und Cordel.) ... Er würde von der Familie ausgeſtoßen werden, ſie aber konnte ihm mit ihrer Liebe und ihrem Vermögen die Zukunft ebnen und erhellen ... Oder es war auch ſchön, ſich zu denken, wie er und ſie hinfort jede Liebe von ſich weiſen würden, einſam und in Treue alterten, und dann, eines Tages, als zwei weißhaarige, friedevolle Freunde Hand in Hand den Weg am Teich entlang gehen würden, im Abendſonnenſchein

ſich in die Augen ſehen und lächelnd von den Kämpfen ihrer Jugend reden.

Ach, es gab ſo viele Möglichkeiten.

Es konnte ja auch ſein, daß er die Entſagung nicht zu tragen vermochte, und eines Abends, ſie wagte kaum, es ſich vorzuſtellen vor Herzklopfen, an ihre Tür pochen, ſie bitten würde, mit ihm zu fliehen . . . Der Fuchs ſtand ſchon geſattelt unter dem Hoftor, und dann ging es mit dem Schnellzug nach Hamburg und weiter, nach Amerika — Südamerika war ihr lieber als die Vereinigten Staaten —, und dort würde er in den Wäldern jagen — und ſie würde den Indianerweibern die Kunſt der Haushaltung lehren und als eine Art von weißer Gottheit verehrt werden — und zuletzt würde ſie irgendwie ihr Leben für ihn opfern, wahrſcheinlich würde eine Schlange ſich an dem Schlafenden emporringeln, ſie würde das greuliche Tier mit ihren Händen loszureißen verſuchen und ſtatt ſeiner den tödlichen Giftbiß empfangen.

Dieſe Phantaſieen übten eine wunderlich einſchläfernde Gewalt auf ihr Fühlen und Denken. Die Flügel der Schmetterlinge wehten ſo lange vor ihren Augen, bis ihre Blicke begannen, unſicher und verwirrt über die Erſcheinungen des Tages zu gleiten, bis alle Umriſſe der Wirklichkeit in goldenem und regenbogenfarbenem Schillern zerfloſſen.

So hauſte ſie befriedigt in ihrem Traumreich mit einem heldenhaften, von tiefer, ſtiller Leidenſchaft verzehrten Ludwig. Ja, es konnte geſchehen, daß die Gegenwart des lebendigen Vetters, der langſam und

phlegmatiſch mit dem Onkel über Rübenbau und Merinowollſchafe verhandelte, und deſſen Kleider zuweilen nach dem Pferdeſtall dufteten, eine Empfindung von Öde und Leere in ihr zurückließ. Sie wurde davon beunruhigt, aber ſie wußte ſich ihre Gefühle nicht zu deuten. Und plötzlich wandten alle neu auftauchenden Träume ſich ihrer Mutter zu.

Sie hatte eines Tages den Mut gefaßt, Onkel Mathias zu fragen: „Onkel, war Mama eine hervorragende Schauſpielerin?“

„Hervorragend? Nein — den Ausdruck konnte man von ihr wohl kaum brauchen,“ hatte er mit nachſichtigem Ernſt geantwortet, und langſam ſeinen ergrauenden Patriarchenbart ſtreichend, fuhr er fort: „Sie war ſehr hübſch und verſtand es, ſich außerordentlich gut anzuziehen. Ich erinnere mich, daß ich ſelbſt es war, der Balthaſar auf ihre Erſcheinung aufmerkſam machte . . . Ja, wenn man immer ſo wüßte, wie die Dinge ſich entwickeln werden . . .“

Liſelotte hatte weiter gefragt, obgleich mit zitternden Lippen: „Hat meine Mutter meinen Vater nicht glücklich gemacht?“

„Liebes Kind,“ antwortete der Freiherr milde ausweichend, „jeder hat ſein Kreuz hienieden zu tragen. Es kamen da große Gegenſätze zuſammen, und deine Mutter hat wohl auch nicht immer die rechte Hilfe geſucht. Vielleicht war dein Vater nicht ſtreng genug mit ihr in ſeiner großen Liebe und Güte. Es iſt am beſten, du läßt dieſe Dinge mit der Vergangenheit begraben ſein. Wir ſollen nicht richten und nicht urteilen.“

Dieſe Unterredung erweckte in Liſelotte einen erſten bewußten Widerſpruch gegen die Anſchauung der Familie, gegen dieſen Geiſt, in deſſen Atmoſphäre ſie nun ſeit Monaten lebte, der nicht richtete, nicht urteilte, und doch ſo kühl und konſequent abweiſen konnte. Sie begriff mit einem Mal, wie die lebhafte, luſtige Mama ſich gegen ihn auflehnen konnte. Und ſie fühlte ſich plötzlich zu ihr gehörig. Seitdem freute ſie ſich mit einem gewiſſen rebelliſchen Trotz auf ihrer Mutter Beſuch.

Sicher war ſie eine große Künſtlerin geweſen, Papas Schönheitsſehnſucht hatte ihn zu ihr gezogen. Sie dachte daran, wie herzlich er oft über Mama gelacht hatte, wenn ſie ihre tauſend Erlebniſſe in der Geſellſchaft, bei den Rennen und auf dem Korſo ſchilderte, Vergnügungen, die er längſt nicht mehr mit ihr beſuchte, und die Liſelotte ihrer Jugend wegen, und auch, weil ſie mit der Pflege von Papa beſchäftigt war, vorläufig noch meiden ſollte. Und ſie ſehnte ſich plötzlich aus ihrer ſtillen, weſenloſen Exiſtenz heraus, nach dem brauſenden Leben, das gleichſam ſeine kniſternden, glitzernden Funken, ſein lockendes Rauſchen in Mamas Kleidern zurückgelaſſen hatte.

Mama kam mit ihren Rieſenkoffern, ihren raffinierten Hutſchachteln und ſilberbeſchlagenen Reiſenecessaires, ihren ſeidenen Kiſſen, ihren Parfums und Zigarettenſchachteln, mit ihren ſchneeweiß- und braungefleckten King-Charles Hündchen und mit Coco, dem gelbhaubigen Kakadu.

Liſelotte und Cordel liefen und ſprangen in ihren

ſchwarzen langen Schleppkleidern die Korridore entlang. Die dicke Guſte ſetzte ſich in Trab wie ein gutmütiger, dienſteifriger Elefant. Brinkmann in ſeiner lederfarbenen Livree rannte Guſte beinahe um, die Köchin jagte das Küchenmädchen in das Dorf, um zu ſuchen, ob irgend etwas, das die Frau Baronin ganz eilig brauchte, in Wittigenfeldes Kramlädchen aufzutreiben ſei, und fünf Minuten ſpäter war auch Fräulein Velhagen und der kleine Groom von drüben in Bewegung. Erſtere, um die Dorfnäherin für ſofort zu beſtellen, letzterer, um dem Küchenmädchen nachzulaufen und ihr zu ſagen, daß die Frau Baronin den bewußten Gegenſtand inzwiſchen gefunden, aber einen anderen ebenſo dringend nötig gebrauche. Großmutter ſaß eine halbe Stunde wartend mit einem in Strenge erſtarrten Geſicht am Eßtiſch.

Tante Marianne zeigte ein mildes, aber leicht ironiſches Lächeln, als Frau von Reckling, in duftiger Abendtoilette, endlich erſchien, und unſchuldig fragte: „Ach, ihr dekolletiert euch nicht zum Diner? Nun, ja, warum ſoll Großmamachen ſich dieſe Gene auferlegen! Nein, wie entzückend dir die weißen Häubchen ſtehen. Ich ſage immer zum Grafen Villais: Wittigenfelde iſt ein Traum, einfach eine conte de fé. — Sie ahnen nicht, daß es ſolche Idylle noch in unſerer idealloſen Gegenwart gibt.“

„Wir hatten noch nicht gebetet,“ ſagte Großmama ernſt.

Frau von Reckling ſenkte mit einem „Ach, verzeihe,“ die hartblauen Augen über die gefalteten Hände.

„Das Tiſchgebet haben wir immer beibehalten," plauderte ſie gleich darauf weiter. „Es iſt ſo comme il faut. Es hat ſo etwas Feudales, habe ich immer zum armen ſeligen Balthaſar geſagt. Es ſtand ihm ſo gut."

Sie tupfte ſich die Augen mit dem Spitzenläppchen, und das war nicht nur Poſe, es quollen ihr wirklich die Tränen. In ihrer Weiſe hatte ſie ihren Mann ſehr lieb gehabt.

Es ließ ſich nicht leugnen, daß der Abend amüſanter wurde, als die grünen Damaſtmöbel in dem großen Wohnzimmer drüben bei Tante Suſanne es ſeit lange erlebt hatten. Die Baronin Reckling verſtand es ſchon, Leben in den Kreis an dem runden Familientiſch zu bringen. Der Altenhagener Graf und ſeine junge Frau, die einen Beſuch gemacht hatten, gingen zuerſt auf ihren Ton ein. Ludwig und Felix wurden mit verführt, ſchließlich wand ſich Kordel vor Lachen auf ihrem Stuhl. Liſelotte ſaß mit glutroten Bäckchen und glänzenden Augen da und ſelbſt Onkel Mathias rückte aus ſeiner Schlummerecke näher herbei, die komiſchen Geſchichten ſeiner Schwägerin anzuhören. Nur Fräulein Velhagen, die Paſtorentochter, verließ leiſe das Zimmer und Tante Suſanne ſtrickte an dem Abend ein ganzes Strümpfchen für das kleine blinde Kerſtenkind fertig — ſo flogen ihr die Finger vor innerer Erregung, einer Erregung, die nicht gerade gaſtfreundlicher Natur war.

Es geſchah während der Andacht am andern Morgen, daß Liſelotte ihre Mutter, in dem vornehmen, einfachen Stil des Hauſes, unter ihren ernſten Ver-

wandten, wie eine Geſchmackloſigkeit empfand. Sie begriff Ludwigs Ausſpruch: das iſt uns etwas Fremdes. Wenn Mama nur wenigſtens nicht fromme Redensarten gemacht hätte, die den richtigen Ton ſo wenig trafen, wie die ungeübten Finger eines kleinen unmuſikaliſchen Schülers die Taſte des unbekannten Klaviers.

Aber Frau Nanny von Reckling wollte ſich augenſcheinlich den Verwandten angenehm machen, und das wirkte auf Liſelotte geradezu unheimlich. Was hatte Mama nur vor? Sie ſollte es bald genug erfahren. Frau von Reckling bat ihren Schwager, nachdem geſungen und der Segen geſprochen war, um eine Unterredung in ſeinem Arbeitskabinett. Eine halbe Stunde ſpäter flog ſie mit flatternden Gewändern und verweinten Augen in ihrer Tochter Zimmer, warf ſich dort in einen Stuhl und brach in ungezügeltes Weinen und Schluchzen aus.

Liſelotte war beſtürzt, brachte ihr Riechſalz und bemühte ſich vergebens, ihre Mutter zu beruhigen.

„Gehörſt du auch zu dieſen Heuchlern?“ ſchrie die Baronin aufgeregt. „Geh mir aus den Augen! Du haſt ſchon ganz dieſen weiſen, überlegenen Ton angenommen, den ich haſſe, der mich ekelt! Ja, Chriſten nennen ſie ſich, aber —! Wenigſtens habe ich dieſem Mathias die Wahrheit geſagt, habe ihm geſagt, was ich über ſein Betragen gegen ſeine arme, verwitwete Schwägerin denke, und daß ich die ganze Geſchichte für eine gemeine Erbſchleicherei halte! Natürlich, du ſollſt ihren Ludwig heiraten, damit deines Vaters Geld auf

Wittigenfelde ſtehen bleiben kann, der Familie zu gute kommt."

Sie hohnlachte theatraliſch, die kleine Frau, und ſchüttelte ihre weichen Fäuſtchen mit den blitzenden Ringen. Dann hob ſie die Rechte ſamt dem zerknüllten, naſſen Spitzentaſchentuch in die Höhe und rief pathetiſch: „Ich durchſchaue ihre Machenſchaften! Mich können ſie mit dieſer ehrfurchtgebietenden Miene nicht blenden! Deshalb das Teſtament! Natürlich war dein Vater viel zu feige, mir auch nur ein Wort davon zu verraten! Eine Unterredung mit mir, und er würde ja eingeſehen haben, in welche entſetzliche, demütigende Lage er mich verſetzt, wenn er dich zur Univerſalerbin macht, ſeinen Bruder zum Vormund ernennt, und mich mit einer armſeligen Rente abfindet, die ich von Mathias Gnaden zu empfangen habe. Wie ich darin Suſannes Rache ſehe, — o, dieſe Frau hat mich ja, weil ich ihr den treuen Frdolin, den platoniſchen Herzensfreund geraubt habe."

„Aber Muttchen," verſuchte Liſelotte in den wilden Wortſchwall einzugreifen, von deſſen Sinn ſie kaum die Hälfte verſtand, „was mein iſt, gehört doch ebenſo gut dir, das iſt doch eine reine Formſache."

„Biſt du Herr über dein Geld?"

"Nein, aber wenn ich Onkel Mathias bitte . . ."

„Das wird viel helfen," ſtöhnte die Mutter. „Ich habe ihm geſagt: Du ſiehſt mich hier vis-à-vis de rien! Ich kann mich mit dieſer armſeligen Rente nicht einrichten! Ich kann nicht leben wie eine Putzmacherin und mich kleiden wie meine Jungfer. Ich bin ſo weit

gegangen, ihm zu gestehen: Ich habe Schulden und man drängt mich. Du wirst nicht verlangen, daß ich mich vor meiner Schneiderin blamiere. Wenn darauf ein Mann einer Dame nicht ein paar Tausendmarkscheine auf den Tisch legt, ja, dann ist er eben kein Gentleman. Ich kann mir nicht helfen."

Mit diesem Trumpf schloß der Empörungsausbruch für kurze Zeit.

Frau Nanny stand am Fenster, starrte auf die knospende Linde inmitten des Wirtschaftshofes und dachte nach.

„Wie weit bist du mit Ludwig?" fragte sie plötzlich und drehte sich jäh zu ihrer Tochter um.

Liselotte erglühte.

„Was meinst du, Mama?" stammelte sie bebend.

„Ach, heuchle du auch! Deshalb hat man dich doch nur herkommen lassen. Ich galt ja als nicht aristokratisch genug, dich zu erziehen! Schöne Aristokratie, die noch vor hundert Jahren hinterm Ladentisch stand und Heringe verkaufte!"

„Mama, ich versichere dir, daß du dich irrst," sagte Liselotte ernst. „Großmutter wünscht im Gegenteil keine Heirat zwischen mir und Ludwig, weil wir Vetter und Cousine sind."

„Sehr gut! Ausgezeichnet! So macht man das Vögelchen kirre! Merkst du denn nicht, Schatz, daß sie dich damit nur aufregen wollen?"

Sie sah ihre Tochter scharf an.

„Das scheint ihnen auch gelungen! Du bist ja dunkelrot. Hast dich natürlich schon über beide Ohren

verliebt. Die heimlichen Küsse hinter den Türen, man kennt das ja!"

„Mutter!" flehte Liselotte in Tränen, „ich bitte dich, glaube mir doch! Es ist ja nichts zwischen mir und Ludwig. Quäle mich doch nicht so. Ludwig hat sein Ehrenwort geben müssen, als ich ins Haus kam," flüsterte sie schamvoll.

Aber hätte Liselotte es vermocht, die Wahrheit in Person zur Stelle zu zaubern, sie hätte ihre Mutter nicht von einer vorgefaßten Meinung abbringen können. Beinahe als eine fixe Idee hatte sich in dem Hirn der Frau von Reckling die Vorstellung festgesetzt, man habe ihr die Tochter fortgenommen, um sich deren Vermögen anzueignen. Das hatte sie in ihrem Kreise so hundert Mal schon mit phantastischen Ausschmückungen berichtet, die Geldverhältnisse ihres Schwagers Mathias waren in dieser jammervollen Erzählung einer gequälten und übervorteilten Mutter immer bedenklicher geworden, und sie hatte die Empörung und den Zorn ihrer Freunde zu oft gegen die habgierigen, heuchlerischen Verwandten ausbrechen sehen, um nicht in ihrer Anschauung der Sachlage ganz sicher geworden zu sein.

Letzten Sommer hatte sie die jugendliche Schwärmerei für den Vetter nicht ungern bei Liselotte bemerkt, denn eine frühe Vermählung und Entfernung des ihrer Wesensart so fremden Kindes schien ihr stark wünschenswert. Jetzt stand sie vor Liselotte, blitzte sie mit den aufgeregten blauen Augen böse an und erklärte: „Solange ich noch ein Wort über dich zu sagen

habe, gebe ich meine Einwilligung nicht, verstehst du mich?"

Liselotte lächelte schwermütig und vermied es, zu antworten.

Etwas später gestand Frau von Reckling ihrer Tochter, daß sie in Monte Carlo gespielt habe — nur um die paar armseligen Rechnungen bezahlen zu können; sie habe sich zu diesem Zweck etwas Geld von dem jungen Herrn von Lüttich geborgt, dies leider verloren, und nun müsse sie es zurückzahlen. „Wenn Mathias das Geld nicht gibt, muß ich meine Rubinen versetzen. Im Trauerjahr brauche ich das Collier nicht, aber es war mir ein so liebes Andenken deines Vaters," meinte sie kleinlaut.

Liselotte war während dieser Enthüllungen ihrer Mutter zu Mute, als ziehe jemand sachte ein Brett unter ihren Füßen fort; sie fühlte einen quälenden Schwindel, als müsse sie in eine unbekannte schreckliche Tiefe stürzen. Es wurde ihr plötzlich so vieles klar. Der traurige ergebene Blick ihres Vaters tauchte vor ihrer Erinnerung auf. Die häufige Abwesenheit ihrer Mutter, ihr beständiger Geldmangel, und dann plötzlich wieder die Überfülle, die nur so ins Blaue hinein verschleudert wurde. Liselotte war niemals dahinter gekommen, ob ihre Eltern reiche oder arme Leute seien. Denn der Vater wurde bescheidener und bescheidener in seinen persönlichen Bedürfnissen, und daß er heimliche Sorgen mit sich herumtrage, hatte sie ihm wohl angespürt.

* * *

Liſelotte ging zu ihrem Onkel und bat um Geld für die Mama. Sie erlangte es auch leicht, daß er ſich bereit erklärte, die Schuld an Herrn von Lüttich zu decken. Weiteres aber erklärte der Freiherr nicht herausgeben zu dürfen.

So fuhr denn Liſelotte zur Stadt und verkaufte dort heimlich, was ſie an Schmuckſachen beſaß. Natürlich bekam ſie lächerlich wenig für die zierlichen Dinge.

Aber Mama war ſehr gerührt, als Liſelotte ihr die paar Hundertmarkſcheine übergab. Sie ſprach viel davon, daß ſie nun eine ganz andere Lebenseinrichtung treffen werde.

Indeſſen zeigten dieſe neuen Pläne, die ſich zwiſchen Baden-Baden, Trouville und Biarritz bewegten, Liſelotte deutlicher, alles alles bisherige, wie wenig zugänglich die arme Mama irgend einer vernünftigen Erwägung ſei.

Nach und nach erhob ſich in Nächten und Tagen ein drohendes, noch unbeſtimmt umriſſenes Schattengeſpenſt vor ihrer Seele und verlangte Einlaß. Liſelotte fühlte: hatte ſie ihm den Zutritt geöffnet, ſo würde es niemals wieder weichen, und Frieden und Lebensbehagen rettungslos zerſtören. Es ſtand vor der Tür zu ihrem Herzen und pochte mit behutſamem Finger, leiſe, aber unabläſſig. Die Sorge für ihre Mutter.

Ein dumpfes Verantwortlichkeitsbewußtſein für dieſen anderen Menſchen, dem ſie das Leben verdankte und der ihr doch ſo fremd, ſo unbegreiflich war, wuchs in ihr, bis es ihre junge, zarte, empfindſame Seele mit

einer ſchweren, allzu ſchweren Laſt bedrückte. Mehr und mehr quälte Liſelottes Phantaſie ſich mit der Vorſtellung ab: von den Manen ihres Vaters ſei ihr ein Opfer auferlegt, dem ſie ſich nicht entziehen dürfe; nur wußte ſie noch nicht, in welcher Form das Opfer gebracht werden mußte. Und ſo wartete ſie in ängſtlicher Beklommenheit, wie ſich ihr dieſes offenbaren werde, denn ſie fürchtete ſich zugleich. Trotz ihrer kaum vollendeten achtzehn Jahre fand ſie wenig von dem überſtrömenden Jugendmut in ſich, der keine Schwierigkeiten kennt, weil er inſtinktiv die Kraft in ſich ſpürt ſie alle zu überwinden. Nein, ſie ſpürte keine Kraft, ſie ſpürte nur eine tiefe Bangigkeit.

Die Baronin Reckling ſuchte inzwiſchen aus ihrem Aufenthalt in Wittigenfelde ſoviel Vergnügen herauszuſchlagen, als es irgend möglich war.

Die junge Altenhagener Gräfin, die auf ihrem feudalen, aber feuchten und finſteren Schloſſe vor Langeweile beinahe umkam, hatte ſich am erſten Tage heftig in Frau von Reckling verliebt, und arrangierte gleich eine Tennispartie, der Trauer wegen natürlich nur in kleinem Kreiſe. Für die Recklingſchen Herren und ein paar Leutnants aus der nächſten Garniſon hatte ſie einige ihrer Couſinen eingeladen. Es ging denn recht luſtig her.

Ludwig und Cordel kannten die jungen Damen von Kindheit an. Und dann hatten ſie noch einen Beſuch aus der Stadt mitgebracht, den kannte niemand. Eine vollbuſige, nicht mehr ganz junge, dafür aber ſichere und lebhafte Dame in Crêmeſpitzen und mit einem un-

geheuer großen, weichen, blonden Haarknoten. Ludwig unterhielt ſich viel mit ihr.

Es kränkte Liſelotte, ihn ſo vergnügt zu ſehen. Sie meinte, er ſolle fühle, wie ſehr ſie ſelbſt bedrückt war.

Er hatte etwas Herausforderndes und wenn er ging, wiegte er ſich ſo wunderlich eitel in den Hüften, wie Liſelotte es noch nie bei ihm bemerkt hatte.

Als man ſich nach einem ländlichen Abendbrot zur Heimfahrt rüſtete, mußte man auf Ludwig warten, der verſchwunden war und dann mit Fräulein von Wangerode, der vollbuſigen jungen Dame, aus dem Park in die Vorhalle kam, von wo aus man die Wagen beſtieg. Cordel und Liſelotte kamen in das Ponygefährt, welches Ludwig kutſchierte.

Der offene Korbwagen war ſo eng, daß Liſelotte dicht an ihn gedrückt ſitzen mußte; das regte ſie auf und machte ſie doch unglücklich, denn ſie fühlte ihn ſich an dieſem Abend ſo fremd, wie noch nie zuvor. Sein Geſicht hatte einen Ausdruck, den ſie nicht verſtand, und der ſie doch ärgerte. Einmal ſah er ſie nachdenklich forſchend von der Seite an, dann verſank er wieder in ſeine Träumereien. Und Liſelotte machte keinen Verſuch, ihn darin zu ſtören. Sie war matt und hoffnungslos.

Nach acht Tagen ſchon verlobte ſich Ludwig mit Fräulein von Wangerode.

Liſelotte hörte es zuerſt von Cordel, und es war ihr, als könne ſie nun nicht länger leben. Aber ſie mußte es doch und mußte auch von der Verlobungsbowle trinken und mit Ludwig und ſeiner Braut anſtoßen und

die vollbusige junge Dame küssen. Sie spürte dabei im Halse einen aufsteigenden Ekel vor dem sommerwarmen Fett des üppigen Frauenkörpers. Mit einer quälerischen Neugier beobachtete sie, wie Ludwigs Blicke an der Gestalt von Fräulein von Wangerode auf und niederglitten, als liebkose er alle diese, in dem leichten Spitzenkleide schwankenden weiblichen Wellenlinien mit den Augen.

Er sah stolz und zufrieden aus.

Nein, es war nicht möglich, sich noch einzubilden, er opfere sich den Wünschen seiner Familie.

Als sie nach dem großen Verlobungsdiner zur Großmama kam, ihr Gutenacht zu sagen, und leise bei ihr niederkniete, strich diese ihr liebevoll über das Haar, immer wieder. Unter der ungewohnten Zärtlichkeit löste sich die zurückgepreßte Qual des jungen Herzens, sie versteckte ihren Kopf tief in den Falten des weichen, braunen Seidenkleides.

Die alte Frau ließ sie sich ausweinen, ohne sie auch nur durch ein Wort des Trostes zu stören.

„Großmama," sagte Liselotte endlich, den Kopf hebend und die Tränen trocknend, „laß mich mit Mutter gehen. Ich fühle es, ich gehöre doch zu meiner Mutter. Das ist meine Aufgabe."

Die Großmutter seufzte.

„Liebes Kind," antwortete sie nachdenklich, „würdest du mich in zehn Jahren dies fragen, würde ich antworten: Geh mit Gott und versuche, was deine Liebe ausrichten kann. Jetzt ist diese Aufgabe noch zu schwer für dich. Glaube es einer alten Frau, die mehr vom

Leben weiß, als du. Füge dich, das Schwere zu tragen, was dir auferlegt iſt, und wachſe innerlich zu der Feſtigkeit, die du einmal brauchen wirſt. Ich will der Frau nicht noch einen von den Menſchen opfern, die ich lieb habe."

Liſelotte ſah beſtürzt in das Antlitz der Großmutter, das ſich vor Erregung rötete. Noch niemals hatte ſie einen ſo heftigen Ton aus ihrem Munde gehört.

Mit ihren unter Waſſer ſtehenden Augen blickte Großmama Liſelotte lange an, es war, als ſchauten ſie ſich gegenſeitig in die Seele.

Und plötzlich ſtieß Liſelotte leidenſchaftlich wie einen Schrei den Ruf hervor: „Großmama, hab' mich lieb! Ich kann ja nicht leben ohne einen Menſchen, der mich lieb hat!" Und warf die Arme um die Greiſin, drückte ihren Kopf an deren Bruſt.

„Ich habe dich ja lieb, törichtes Kind," wurde ihr geantwortet. „Warum würde ich dich ſonſt bei mir behalten?"

„Aus Pflicht! Und Pflicht iſt ſo kalt, ich haſſe Pflicht!"

„Sie iſt doch das einzige, was uns bleibt," ſagte die alte Frau, „Liebe ... Kind, wenn wir auf die bauen wollen, die läßt uns oft im Stich."

Liſelotte blickte über die Großmutter hinweg, durchs Fenſter in den Frühlingshimmel, und ein geheimnisvolles Leuchten und Lächeln war in ihren braunen Augen, das über die Reſignation der alten Frau weit hinausträumte in die blaue Unendlichkeit, hinaus in Regionen, wo andere Gewalten herrſchen, weben und ſchaffen, als das ſtarre Geſetz der Pflicht.

V.

Fünf Jahre ſpäter ritt Liſelotte eines Morgens mit Onkel Mathias über den Hof. Jetzt hatte ihr der alte Sanitätsrat das Reiten längſt erlaubt. Sie pflegte den Onkel, wenn das Wetter nicht zu ſchlecht war, auf ſeinen Inſpektionsritten zu begleiten.

Leichter Schnee war gefallen und ein grauer Winterhimmel ſandte noch immer ein paar vereinzelte Flocken durch die ſtille Luft. Am Hoftor ſtand ein Trupp Kinder und ſchaute einem Mann zu, der damit beſchäftigt war, eine große Ankündigung auf einem gelben Bogen an die der Dorfſtraße zugekehrte Hintermauer des Kuhſtalles zu heften.

„Wieder ſolche elende Verſammlung," ſagte der Freiherr. „Damit unſer armes Volk nur in Grund und Boden vergiftet wird!"

Der Mann mit ſeinem Bündel gelber Bogen beeilte ſich, der Herrſchaft eine der Ankündigungen aufs Pferd hinauf zu reichen.

„Das iſt ja ganz toll," rief Mathias Reckling, über die Brille auf ſeine Nichte ſtarrend; ſein würdiges, altes Geſicht war beſtürzt und zugleich ſchmerzlich erſtaunt.

Er las mit halber Stimme:

Halle, den 10. Januar.

Im Saale der Reſſource: Vortrag von Lorenz Altenhagen: „Zur Wiedergeburt des Chriſtentums.“

„Iſt denn der Kerl vollſtändig übergeſchnappt? Geht unter die Wanderprediger! Das wird ja eine rechte Freude für ſeine Familie!“

„Iſt es der Bruder des Altenhagener?“

„Natürlich. Der vor einem Jahr den Dienſt quittierte, nachdem es ſchon ein paar Mal nahe daran geweſen und nur ſeine guten Verbindungen ihn noch gehalten hatten. Weil der Gehorſam gegen ſeine Vorgeſetzten mit ſeinen ſittlichen Pflichten kollidiere, rühmt ſich der Kerl. Hätte in der Bibel nachleſen ſollen: Seid untertan der Obrigkeit, denn ſie iſt von Gott eingeſetzt. Aber es ſcheint ja, daß die Wiedergeburt des Chriſtentums jetzt ohne die Bibel vor ſich gehen ſoll ...“

Sie ritten langſam weiter. Liſelotte ſchwieg.

Mathias Reckling ſagte mit halber Stimme ernſt vor ſich hin: „Der Herr wird unter die Schwarmgeiſter blaſen und wie Spreu werden ſie vor ſeinem Odem zerſtieben.“

Die Hufe der Pferde klappten auf dem hartgefrorenen Schnee. Der von kleinen, kahlen Kirſchbäumen begrenzte Weg dehnte ſich lang hinaus in die weiße Ebene, in grauem Nebeldunſt verſchwindend. Auf den Feldern ſaßen Scharen von Krähen. Bei Annäherung der Reiter erhoben ſich krächzende Schwärme der ſchwarzen Vögel ein Stück in die Luft hinauf und fielen bald mit ſchwerem Flügelſchlag auf ihrem alten Platz zurück.

Liſelotte blickte nachdenklich in die öde Landſchaft. Sie wußte nicht, was ſie dem Onkel auf ſeinen Empörungsausbruch erwidern ſollte. Ihr war, als hätte ſie vorhin die rechte Antwort verſäumt. Sie dachte an dieſen jungen Offizier, der des Königs Rock auszog, ſich von ſeinen Standesgenoſſen trennte, um neue, unbekannte Wege zu ſuchen, und ſeiner Überzeugung zu leben. Was hatte ihn getrieben? War nicht unter dem Adel heute noch am meiſten Frömmigkeit und ehrenhafte Geſinnung zu finden?

Liſelotte hatte nicht umſonſt fünf Jahre lang bei den Recklings auf Wittigenfelde gelebt, die alles, was in Deutſchland außer Gutsbeſitzern, Offizieren und Paſtoren atmet, kurzweg unter dem Begriff des „Plebs“ zuſammenfaßten. Exaltiert und romantiſch wird er ſein, dachte ſie mit etwas Mißachtung, und erinnerte ſich zugleich, daß man dieſelben Eigenſchaften einſt ihr ſelbſt zum Vorwurf gemacht hatte. Gott ſei Dank, ſie hatten ſie niemals zu etwas ſo Ungewöhnlichem aufgeſtachelt, ſagte ſie ſich, zufrieden und traurig zugleich.

„Die jungen Leute haben nicht gelernt, ſich zu beſcheiden,“ ſprach Mathias Reckling, der über denſelben Gegenſtand nachgedacht hatte. „Sie ſuchen auf dieſer Erde fortwährend nach einem Glück, das wir doch nun einmal erſt im Jenſeits finden ſollen. Daraus entſteht dieſe Raſtloſigkeit, die dann zu den törichten und böſen Dingen führt, von denen dieſes hier ein Beiſpiel iſt. Siehſt du, man ſoll ja den Toten nichts übles nachreden, aber das war auch die Urſache, die deinen armen Vater nicht zur Ruhe kommen ließ. Immer ſuchte er

außer ſich, was doch in ſeinem eigenen ſchwachen Herzen den Grund hatte, wollte die Welt reformieren, gründete Vereine und ſchrieb Broſchüren, welche die Menſchen nur verwirrten und Unheil ſtifteten. Ich war immer in förmlicher Angſt, wenn er mit ſeinen humanitären Beſtrebungen die Leute aufſäſſig und begehrlich machte. Welchen Dank hat er geerntet? Beſtohlen und betrogen haben ihn dieſelben Menſchen, die er mit Wohltaten überhäufte, daß es ſchon gar nicht mehr zum Anſehen war, bis er Wittigenfelde einfach nicht mehr halten konnte. Und das Übertriebene in ſeinem Wollen und ſeinen Empfindungen hat ihn denn auch zu dieſer ..."

Mathias hielt inne und fuhr langſam fort: „Zu dieſer Heirat mit deiner Mutter gebracht. Sie war ein ſehr ſchönes und ſehr leichtſinniges Mädchen. Aber dein Vater glaubte gerade in ihr ein wundervolles Weſen gefunden zu haben, das nur durch ſoziale Irrtümer und Schäden auf ſeinen gefährlichen Weg gekommen war. Er mußte ſie durchaus retten, und hat uns allen damit großen Kummer bereitet. Nützte er ihr ſelbſt? Sie iſt doch ihren Weg weiter gegangen." Liſelotte ſenkte den Kopf. Sie hatte lange nichts von ihrer Mutter gehört.

Onkel Mathias war vor etwa zwei Jahren von einer Reiſe zurückgekehrt. Liſelotte erfuhr, daß ſie in den Angelegenheiten ihrer Mutter unternommen worden war. Dabei mußten wohl ſehr unangenehme Tatſachen ans Tageslicht gekommen ſein, denn man verheimlichte ſie ihr ſorgfältig. Tante Marianne hatte ihr traurig geſagt, ſie ſolle den Namen ihrer Mutter nicht mehr

vor Großmama und Onkel Mathias erwähnen, aber ſie ſolle für die unglückliche Frau beten.

Von der Zeit an bekam ſie ſelbſt keine Briefe mehr von Mama. Sie wußte nicht einmal ihren Aufenthaltsort. Sie ließ alle dieſe Dinge in einem apathiſchen Kummer über ſich ergehen, ohne ſich dagegen in irgend einer Weiſe, auch nur in Gedanken, aufzulehnen. Sie lebte ſo hin, es war, als ſei ſeit Ludwigs Verlobungszeit etwas in ihr müde und taub geworden.

Nur das erſte halbe Jahr nach dieſem Ereignis war noch belebt von aufgeregten Schmerzen. Das Brautpaar hatte ſich in ſeinen Zärtlichkeiten durchaus keinen Zwang auferlegt. Und von den Schauern wilder Eiferſuchtsqualen war ihre jungfräuliche Seele in das Myſterium der Liebe eingeführt worden. Bald darauf heiratete Cordel einen Offizier. Sie ſelbſt kam noch zweimal in die Lage, Körbe austeilen zu müſſen.

Eine Zeitlang ſchlich zuweilen die Verſuchung zu ihr, einem ungeliebten Manne zu folgen, nur um das Glück, Mutter zu werden, nicht entbehren zu müſſen. Aber ſie konnte es doch am Ende nicht tun. Das Daſein wurde erträglicher, als nicht mehr alle Ecken und Winkel des Kloſters von Liebe und Küſſen zu flüſtern ſchienen, die Nonnenbilder nicht mehr auf Berge von Spitzenhemden und himmelblaue Negligees hinabſchauten, und am Familientiſch von anderen Fragen, als von Polterabendſcherzen die Rede war.

Ludwig richtete ſich mit der jungen Frau auf der neu erworbenen Pachtung Legſtetten häuslich ein.

Liſelotte wurde die Patin ihres erſten Söhnchens

und bewährte sich durch die Spendung von Zuckertüten und gestickten Kleidchen als gute Tante. Sie widmete sich mit großer Treue der Armen- und Krankenpflege. Ging sie durch die Dorfstraße, hatte sie fast in jedem Hause ein schmutziges Patschhändchen zu drücken oder die Klagen eines armen Weibes anzuhören.

Man liebte Liselotte am meisten von den Damen oben im Kloster. Ihre lichte, einfache Schönheit tat es den derben Landleuten an. Aber trotz der Güte, die aus ihrem Wesen sprach, blieb ihre Seele von ihrem äußeren Tagewerk fast unberührt und lag wie unter weißen Schleiern verhüllt, in einem langen, dumpfen Schlaf befangen, aus dem nichts, nicht einmal Liselottes Wille selbst, sie aufzuwecken vermochte.

Anfangs hatte sie versucht, sich der Großmutter, nach jenem Gespräch an Ludwigs Verlobungstage, in einer innigeren Weise anzuschließen. Aber wenn die Großmutter auch hin und wieder durch ein liebevoll ausgesuchtes Geschenk sie ihrer Zuneigung versicherte, hohes Alter fürchtet sich vor heftigeren Bewegungen. Die leidenschaftliche Sehnsucht, welche die Greisin in der Enkelin ahnte, veranlaßte sie, sich in kühler, vorsichtiger Ablehnung vor den Stürmen dieses jungen Herzens zu verschließen.

Sie saß, während die Jahre vergingen, in ihrem Stuhl und lächelte gütig oder blickte strenge, und man sprach von ihrer wunderbaren Frische, von ihrer Widerstandsfähigkeit. Aber dabei fühlten die Ihren wohl, daß ihr Geist sich schon von ihnen und dem irdischen Leben entfernte, und oft nicht mehr zu erreichen war.

Manchmal überſchlich Liſelotte mitten in ihrer blühenden Jugend ein todbanges Empfinden, als gleiche ihr Leben dem der alten Frau, als ſei es auch nur ein Schein, ein Symbol ohne Weſen, ein Gleiten durch die Luft, ohne den Boden mit den Füßen faſſen zu können, ein ſich verlieren in endloſem, dünnen, kühlen, grauen Nebel, ohne Richtung, ohne Weg, ohne Ziel.

* * *

Als Liſelotte von dem Spazierritt mit ihrem Onkel heimkehrte, fand ſie in ihrem Zimmer einen Brief, deſſen Aufſchrift ſie in eine große Beſtürzung verſetzte.

Wie lange war es her, ſeit ſie die ſteilen, mit etwas affektierter Kühnheit hingeſchmierten Schriftzüge ihrer Mutter nicht mehr erblickt hatte!

Sie konnte ſich einige Augenblicke lang nicht entſchließen, das elfenbeinfarbene Couvert zu öffnen. Tränen brannten ihr unter den Lidern, das Herz ſchlug ihr beklommen. Dann ſetzte ſie ſich, nahm den Brief, öffnete ihn langſam, wie man an die Erfüllung irgend einer verhängnisvollen Tat geht.

Die Baronin Reckling ſchrieb: „Mein geliebtes Kind! ja, mein geliebtes, allen Feindſchaften derer zum Trotz, deren Chriſtentum darin beſtand, einem Kinde ſeine Mutter zu entfremden. Gott mag wiſſen, ob es ihnen nicht gelungen iſt, ob Du überhaupt noch etwas von mir wiſſen willſt, von der Frau, die Dich in Schmerzen geboren hat, und ſich ſo ſehr nach Dir ſehnt. Ach, Liſelotte, mein einziges Liſuleichen, ich habe Dir ſo viel

zu ſagen! Ich muß Dich ſehen und ſprechen. Kannſt Du gleich zu mir kommen, morgen, ſobald Du meinen Brief erhalten haſt? Ich bin nur für zwei Tage in H. . . . Mach es möglich, mein Leben! Ich erwarte Dich mit Sehnſucht und Ungeduld im Hotel zu den drei Mohren. Deine Mutter."

Liſelotte ſchloß die Augen. Sie dachte kaum nach, ſie war entſchloſſen, ihre Mutter zu ſehen. Sie wußte plötzlich, daß all die Jahre ein Warten in ihr geweſen war, Mama möge endlich den Wunſch äußern, ihr wieder näher zu kommen.

Bei Tiſch teilte ſie Tante Marianne mit, daß ſie Nachmittags den Wagen haben möchte, um in die Stadt zu fahren. Alte Freunde von ihr und ihrem Vater ſeien auf der Durchreiſe dort und wünſchten ſie zu ſehen. Sie werde deshalb die Nacht und den folgenden Tag dort bleiben.

Sie wußte nicht recht, warum ſie dieſe Lüge vorbrachte. Sie hatte gar nicht die Abſicht, die Zuſammenkunft mit ihrer Mutter zu verleugnen. Doch ſchien es ihr unmöglich, jetzt in längere Erörterungen über das ihr Bevorſtehende einzugehen.

Sie traf ihre Mutter im großen, leeren Speiſeſaal des Hotels zu den drei Mohren.

Frau von Reckling ſaß an einem Ecktiſchchen und trank ihren Nachmittagstee. Mit einem Jubelſchrei ſprang ſie auf, flog auf die Tochter zu, umarmte und küßte ſie mit dem Überſchwang von Herzlichkeit, der ihren Begrüßungen immer eigen geweſen war. Sie legte den

Kopf auf die Schulter des jungen Mädchens und weinte.

Liſelotte hielt ſie ſtill umfangen, und ſtreichelte dabei mit der Rechten ihre naſſe Wange, wie man ein Kind zu beruhigen ſucht.

Dann ließ die Baronin Tee kommen und beide ſaßen etwas geniert und verſtummt an dem kleinen Tiſch, während der Kellner ſervierte.

Plötzlich lachte Frau von Reckling fröhlich übers ganze Geſicht. „Wie du Tante Marianne ähnlich geworden biſt, in dieſen Jahren! Nein, und der Hut, dieſer Umhang! ganz die Recklingſche altmodiſche Vornehmheit. Ich könnte mich geradezu totlachen über dich, Liſelotte! Ein junges Mädel, und zieht ſich an, wie eine alte Familientante. Dein Geſichtel paßt ſchon auch dazu. Das haben ſie alſo aus dir gemacht! Zum Schreien: Da hätteſt du auch gleich den Ludwig heiraten können."

„Mama, laß doch die alten Geſchichten!"

„Ja, Kind, haſt Recht, ich habe dieſe Leute längſt überwunden, einfach lächerlich! Aber wovon ſoll man reden? Mir iſt es ſchlecht gegangen, ſehr ſchlecht, hundemiſerabel! Hätten mir nicht andere gute Leute geholfen — die liebe, edle Familie, die hätte mich ruhig im Elend verkommen laſſen. Du ja auch, übrigens! Na, Liſelotte, ſchön haſt du dich nicht gerade benommen gegen deine arme, alte Mama."

„Du hörteſt doch auf, mir zu ſchreiben, Mama."

„Na, darauf hätteſt du doch nichts zu geben brauchen. Was ich tue, hat doch nicht ſoviel Bedeutung.

Der alte Fuchs, der Mathias, ſtellte mir ja die Bedingung, als er meine Schulden bezahlte. Ich meinte, Liſuleichen wird doch zu mir halten. Ja, Proſt Mahlzeit! Biſt eben auch eine Reckling! Damals bin ich krank vor Ärger geworden. Direkt hohes Fieber! Nahe an vierzig Grad, aber das iſt ja alles überwunden. Heute bin ich ein ganz anderer Menſch, geradezu verjüngt fühle ich mich, Liſulei. Wahrhaftig, ich kann es dir nicht beſchreiben, was dieſer göttliche Menſch an mir getan hat."

„Wer?" fragte Liſelotte erſchreckt und mißtrauiſch.

„Du wirſt ihn ja kennen lernen, du wirſt ja ſehen, wie er iſt! Du wirſt ihn ja reden hören, weiter ſage ich nichts."

„Wen werde ich hören, Mama?" fragte Liſelotte nochmals.

„Wir gehen natürlich heute in die Verſammlung," plauderte die Baronin eifrig weiter. „Weißt du, einfach packend wirkt er, ich muß immer an unſeren Heiland denken."

„Mama, läſtere nicht," ſagte Liſelotte ernſt.

„Was denn?" rief die Baronin eifrig. „Jeſus Chriſtus lebte vor zweitauſend Jahren und Lorenz Altenhagen lebt heut, das iſt für mich der ganze Unterſchied. Du kannſt dir nicht denken, Liſelotte, welchen Einfluß der Mann auf mich gewonnen hat. Koloſſal ernſt bin ich geworden. Du ſiehſt mir das nicht ſo an, na ja, ein bißchen was Fahriges habe ich immer. Aber du, ich ſpiele nicht mehr, ich trinke nicht mehr. Das ewige Sekt- und Cherrybrandy-Saufen hatte meine

Nerven ſchön ruiniert. Was will man machen, wenn einen die Welt ſo anekelt? Jetzt habe ich einen Lebensinhalt bekommen. Ich habe mich ihm einfach zur Verfügung geſtellt. Er kann mit mir tun, was er will!"

Sie war während ihrer lebhaften Auseinanderſetzungen nicht auf ihrem Stuhl ſitzen geblieben, ſie ſtand, beide Handflächen nach auswärts gerichtet, vor der Tochter, ihre Augen ſprühten, ſie ſah jung und bildſchön aus.

Liſelotte beneidete ihre Mutter um das Feuer der Begeiſterung, das ihr noch immer in ſo reichem Maße zur Verfügung ſtand. Welche Sache, welcher Menſch der ganzen weiten Welt, hätte ſie mit ihren dreiundzwanzig Jahren wohl noch zu entflammen vermocht?

„Seit wann kennſt du denn den Grafen Altenhagen?" bemerkte ſie verwundert.

„O, endloſe Zeiten! ich glaube, es ſind drei Monate her, ſeit ich in München ſeine Vorträge hörte. Weißt du, es war einfach höchſter Chic, hinzugehen. Mrs. Nicodemus Stuart, eine ſteinreiche Amerikanerin, hat ihm direkt 100 000 Dollars, oder waren es Mark, zur Verfügung geſtellt, um eine Kirche zu bauen und eine Gemeinde zu gründen. Wir ſind einfach alle ſeine Sklaven. Gott ja, ſo iſt es! Du wirſt ja ſehen!"

„Ich habe nicht die Abſicht, dieſen Herrn reden zu hören," ſagte Liſelotte langſam und hochmütig. „Mich intereſſieren alle dieſe Schwarmgeiſter, Sektierer, Sozialiſten, Anarchiſten oder wie ſie ſich nennen mögen, nicht im mindeſten."

Frau von Reckling brach in ein fröhliches, lautes

Gelächter aus. „Kind, du biſt köſtlich Recklingſch geworden. Übrigens weißt du, deinen Vater intereſſierte das alles ſehr.“

„Papa als Mann hatte Gelegenheit, die Volksbewegungen aus dem Grunde zu ſtudieren, er konnte ſich alſo ein Urteil bilden. Das wäre mir als Mädchen niemals möglich und deshalb iſt es beſſer, man hält ſich fern von dergleichen. Es führt zu haltloſen Schwärmereien.“

„Das heißt, man tötet ſich künſtlich ab,“ rief Frau von Reckling. „Du ſcheinſt mir auf dem beſten Wege dazu.“

Liſelotte ſchlug die Augen nieder und zog die Unterlippe ein. Ihr weicher, kleiner Mund bekam durch dieſe Bewegung etwas Altliches. „Es kommt darauf an, was man unter Leben und Tod verſteht,“ ſagte ſie leiſe.

„Weißt du, daß Altenhagen Papa gekannt hat?“ ſagte Frau von Reckling unvermittelt.

„Nein.“

Liſelotte errötete heftig, ohne erſichtlichen Grund. Bei ihrer nervöſen Natur wechſelte ihre Farbe oft nur durch einen, an ihrer Phantaſie vorübergleitenden Gedanken.

„Ich glaubte, dieſer Altenhagen ſei ein junger Mann.“

„Nun, jedenfalls war er wohl ganz jung, als er Vater einmal in Wittigenfelde ſprach. Aber das war die Urſache, daß er mich in München aufſuchte. Ach, Liſelottchen, ich bin ja ſo glücklich, ſeit ich ihn kenne. Ich kann dir das gar nicht ſo alles ſagen.“

Sie nahm ihrer Tochter Geſicht in beide Hände und küßte ſie, dann ſetzte ſie ſich ihr wie ein kleines Mädchen auf den Schoß und ſpielte liebkoſend mit den Fingern in ihrem Haar, an ihrem Ohr und dem weichen, weißen Halſe.

„Wenn du dein Muttchen nur ein bißchen lieb haſt, mußt du dem Mann ſchon dankbar ſein.“

Liſelotte blickte ihre Mutter ernſthaft an. Iſt ſie in dieſen Mann verliebt? dachte das Mädchen mit peinvollem Abſcheu.

Aber Frau von Reckling hielt dem prüfenden Blick ſicher Stand. Sie lächelte ſogar etwas überlegen: „Ich weiß, was du denkſt,“ ſagte ſie. „Du irrſt dich ſehr, mein Kind. Männerliebe, o Gott, die ekelt mich ſchon lange ... die ... hätte ich die in ihm geſpürt ... nein! Ich glaube, Lorenz Altenhagen iſt es ganz, aber auch ganz gleichgültig, ob Mann oder Weib vor ihm ſteht, er ſieht nur die Seeele. Er beſchäftigt ſich nur mit den Seelen. Und darum hat er einen ſo koloſſalen Einfluß auf Menſchen. Weißt du, er kümmert ſich, ſogar ſehr ſpeziell, um jeden einzelnen, der ſich an ihn wendet. Aber ich glaube: lieben, ſo was wir anderen Menſchen unter ‚lieb haben‘ verſtehen, könnte er niemals eine einzelne Perſon. Dazu iſt er viel zu ſehr von ſeinen Ideen, von dem, was er ſeinen inneren Beruf nennt, in Anſpruch genommen. — Du!“

Sie horchte auf, ihre Augen blitzten übermütig.

„Ich glaube, das iſt er, er wohnt nämlich auch hier im Hotel.“

Liſelotte hörte eine ruhige Männerſtimme vor der Tür zu dem Kellner ſprechen.

Plötzlich ſprang ihre Mutter auf, flog durch den Saal, riß die Tür auf und rief: „Lieber Graf! Sie iſt da, das böſe Kind. Freuen Sie ſich mit mir!“

Liſelotte biß ſich auf die Lippen und erhob ſich langſam, die ganze Situation war ihr peinlich und unangenehm.

Der Mann, der an Frau von Recklings Seite durch den Saal mit den von weißen Tüchern bedeckten leeren Tafeln auf ſie zukam, machte keineswegs den Eindruck eines fanatiſchen oder überſpannten Schwärmers, wie ſie ſich den Grafen Altenhagen vorgeſtellt hatte. Es war einfach die breitſchultrige, kraftvolle Geſtalt, der blondbärtige Kopf des norddeutſchen Junkers. Auch in ſeinem Anzug deutete nichts auf irgend welche Extravaganzen. Er trug einen geſchloſſenen ſchwarzen Rock und graue Beinkleider. In ſeiner dunklen Krawatte ſteckte eine kleine, graue Perle. Den Hut hielt er in der Hand. Auf ſeinem etwas ſtarkknochigem, gebräuntem Geſicht lag ein guter, herzlicher Ausdruck, als er lebhaft auf Liſelotte zukam, ihre Hand nahm und ſie kräftig drückte.

„Ich freue mich ſehr, Sie zu ſehen, mein gnädiges Fräulein. Leider, leider kann ich jetzt nicht länger hier bleiben, ich möchte mich gern mit Ihnen unterhalten, aber ich habe einigen Freunden verſprochen, ſie aufzuſuchen, und dann muß ich mich vor heut Abend noch eine halbe Stunde mit mir ſelbſt beſchäftigen.“

„Aber nach dem Vortrag, nicht wahr?“ rief Frau

von Reckling munter. „Ich bin ja ſo geſpannt, welchen Eindruck Liſelotte haben wird.“

Altenhagen ſah das junge Mädchen einen Augenblick ernſthaft an, dann wandte er den Kopf ab und ein ſchüchternes Lächeln, wie bei einem Knaben, der mit einer ſchweren Aufgabe vor die Öffentlichkeit treten ſoll, zeigte ſich auf ſeinem Geſicht.

„Liebe Baronin,“ ſagte er ausweichend, „Sie wiſſen, wie es nach den Vorträgen hergeht. Eine Maſſe von Menſchen, und eine Fülle von Fragen, auf die es eigentlich keine Antwort gibt und auf die man doch antworten ſoll! Ein unerquickliches Durcheinander! Aber das gnädige Fräulein bleibt doch morgen noch hier. Dann ſehen wir uns vielleicht beim Frühſtück? Ich möchte gern manches von Ihnen hören. Ja, erſchrecken Sie nicht,“ fuhr er, Liſelottes fragendes Geſicht bemerkend, fort, „ich habe ein großes Anliegen an Sie. Nun, darüber reden wir morgen.“

Er grüßte abſchiednehmend. Zur Baronin gewandt, ſagte er in dem überraſchend leichten Ton, in dem er mit ihr zu verkehren ſchien: „Ähnlich ſieht Ihre Tochter Ihnen gar nicht, aber ſo habe ich mir das Kind von Balthaſar Reckling vorgeſtellt. Als hätte ich ſie ſchon geſehen.“

VI.

Liſelotte ſagte ſich, während ſie in ihrer Mutter Zimmer ihr Haar ordnete, daß Tante Marianne in ihrer Stelle nicht in die Verſammlung des Grafen Altenhagen gehen würde. Und daß es beſſer wäre, ſie ginge auch nicht.

Aber hier lag der Unterſchied zwiſchen ihr und Tante Marianne. Die ſtand für ſich allein, gewiſſermaßen mit einem eiſernen Gitter von Charakter umgeben, welches ſo undurchdringlich und feſt zu ſein ſchien, daß ſchon von vornherein niemand wagen würde, es zu durchbrechen und ſie zu beeinfluſſen. Es konnte jemand in Tränen vor ihr zerfließen, ohne daß ſie darum auch nur um Haaresbreite von ihrer Anſicht und dem einmal gefaßten Entſchluß abwich.

Es war, als ob ſich gar keine Fäden zwiſchen ihr und den anderen Seelen entſpinnen könnten, ſie lebte in einer Atmoſphäre von Einſamkeit, mitten in ihrer großen Familie, ihr engbegrenztes, aber eigenbeſtimmtes Leben.

Liſelotte dagegen fühlte in ſich etwas, das ſtets den Menſchen nachgab, die ihre augenblickliche Umgebung bildeten, ſich ihnen anſchmiegte, ſich unwillkürlich nach ihnen modelte, nur um ſie nicht zu kränken, keinen Ärger,

keine Mißſtimmung um ſich her zu erwecken, keine Scenen und keine überflüſſigen Worte zu erregen. Sie konnte er nicht ertragen, irgend jemandem weh zu tun, ihm auch nur ein momentanes Leid zuzufügen. Sie wußte ganz genau: ihr Weſen, ihre Anſchauung, ihre Art ſich zu geben, war anders geweſen, während ſie bei ihren Eltern lebte, ſie hatte ſogar anders ausgeſehen als nun in Wittigenfelde. Und wenn ſie hier die ruhige und etwas pädagogiſche Überlegenheit der Recklings angenommen hatte, ſo war das eben auch dieſes Anſchmiegſame in ihr, das ſich nach der ihr zeitweilig gebotenen Form des Daſeins, auch des inneren Lebens, unbewußt richtete. Sie hätte es unmöglich gefunden, in den weiten Kloſterhallen, in dem ein ſo ernſtes und frommes Familienleben ſich abſpielte, nicht ernſt und fromm und in ruhiger Entſagung zu bleiben. Aber es gab Momente, in denen ſie gut genug empfand, daß unter anderen Einflüſſen auch etwas ganz Verſchiedenes hätte aus ihr werden können, daß tauſend Keime in ihrer Seele lagen, von denen ſich bisher nur einige wenige entwickelt hatten. Und darum war ſie ängſtlich mit ſich ſelbſt. Und darum ſollte ſie, wenn ſie es ehrlich mit der Entſagung und dem klöſterlichen Frieden meinte, auch gar nicht in jene Welt bewegten Ringens, die von Altenhagen ausging, hineinhorchen. Gerade weil eine beklommene Spannung in ihr war, mehr davon zu wiſſen und zu erfahren, mußte ſie auf ihrer Hut ſein.

Aber was konnte ſie machen? Sie vermochte es nicht, ihre Mutter, die ſich darauf gefreut hatte, ſie zu ihm zu führen, zu enttäuſchen und das kurze Beiſam-

menſein durch ihre Energie und ihre Charakterfeſtigkeit zu trüben.

* * *

Vier Stunden ſpäter ſtand Liſelotte vor demſelben Spiegel, löſte mit denſelben langſamen und ein wenig ſchlaffen Bewegungen ihrer zarten, blaſſen Hände den braunen Haarknoten und führte den Kamm durch die glatten Strähne, welche ihr bis über die Hüften niederfielen. Sie ſah mit einer wunderlichen erregten Neugier in das Glas: Sie erſchien ſich fremd, mit dieſen großen, glänzenden Augen und dem glühenden Antlitz, deſſen Lippen feucht und blutrot leuchteten, wie eine reife Frucht. Sie ſenkte den Blick traumverloren, legte den Kamm nieder und ſtand ratlos, zitternd vor übermächtiger Bewegung. Alles würde nun anders werden, die ganze Welt mußte ſich umwandeln. Oh ja, das war nur zu begreiflich. Sie hatte es nun erlebt, wie er die Menſchen erſchütterte.

Er war freilich ein anderer Menſch, wenn er redete. Dann wetterleuchteten die Gedanken auf ſeiner breiten Stirn, ſeinen etwas derben Geſichtszügen, und ſeine Augen wurden groß und mächtig und gebietend, ſie ſchauten den einzelnen intenſiv und bannend an, mit einer Kraft, die förmlich zu ſich hinüber zog. Und dann ſeine Stimme ... dieſe warme, herzliche Stimme, die ſo weich und voll zum Herzen drang und ſchmeicheln und drohen und zürnen und bitten konnte, eine Stimme, die auf die Menſchen wirkte wie Muſik, durch deren Melodie die Worte beinahe nebenſächlich wurden, weil ihr Klang und ihre *Töne viel eindringlicher* das ausſprachen, was

in ſeiner Seele vorging, als die vom Verſtand dazu gefügten Sätze.

„Ein famoſer Redner iſt der Kerl ſchon," hatte ein Herr neben Liſelotte geſagt. „Der hätte zur Bühne gehen müſſen, Donnerwetter!"

„Ja, ſolch ein Talent muß ſich natürlich irgendwie Bahn brechen! Schade, daß wir ſo etwas nicht im Reichstag haben," bemerkte ein anderer und man lachte.

Liſelotte war einen Augenblick durch die kalte Auffaſſung verſtimmt worden, aber dann hatte ſie ſich von den Wogen der Bewegung, die rings durch den großen, menſchengefüllten Saal ging, wieder emporheben und weiter und weiter tragen laſſen. Und zuletzt ſpürte ſie nur noch das eine unſäglich brennende Verlangen, durch dieſe Fülle von ſchwitzenden, übelriechenden, oder parfümierten, weinenden, ſchweigenden oder ſpottenden Menſchen hindurch zu gehen, mit geſchloſſenen Augen, wie in einem heiligen Traume, und dort oben, wo er allein ſtand, vor ihm niederzuknieen, und ihr Haupt über ſeine Füße zu beugen und ihre Tränen fließen zu laſſen.

Lorenz Altenhagen hatte recht vermutet. Es gab, nachdem er geendet hatte, noch eine lange und heftige Debatte, mit einem ältlichen Dorfgeiſtlichen und einem Sozialiſten, mit Profeſſoren und mit mehreren Damen, die Fragen an ihn zu ſtellen hatten. Er antwortete jedem.

Der eine warf ihm unerhörte, undurchführbare revolutionäre Neuerungen auf dem Gebiet der Kirche und der Seelſorge vor, der andere ſuchte ihm zu beweiſen,

daß er überhaupt keine Gedanken ausgesprochen habe, die nicht schon seit hunderten von Jahren von unzähligen Menschen gedacht worden seien.

Liselotte hörte kaum noch zu. Ihre Mutter wollte sie in wichtigem Flüsterton mit „dem Stand der Bewegung" bekannt machen. Aber deren Worte klangen ihr wie Flüstern der Luft in dürren Blättern. Ihr war, als sei sie auf einem großen, aufgeregten Meer ganz allein in einem winzig kleinen Kahn und werde von gewaltigen Wogen auf und nieder geschleudert.

Es war später keine Möglichkeit für die beiden Frauen, sich Altenhagen zu nähern. Viele Menschen drängten sich in das Zimmer, wohin sich der Redner zurückgezogen hatte.

Frau von Reckling und ihre Tochter gerieten unter die Menge, wurden gequetscht und gestoßen und retteten sich endlich in einen Treppenwinkel, wo sie den Strom an sich vorüberrauschen ließen. Als alles sich verlaufen hatte, traten sie den Heimweg an. Vor der Tür empfing sie ein heftiges Schneegestöber.

Während sie sich nach einem Wagen umsahen und Frau von Reckling über die Straße lief, um dort eine Droschke zu rufen, kam der Graf hinter Liselotte aus dem Portal. Er war allein und, wie andere Menschen auch, in einem dicken Überzieher mit hochgeschlagenem Kragen vermummt. Er sah Liselotte im Torbogen stehen und grüßte freundlich, doch ohne die Absicht zu haben, sie anzureden.

Da befiel Liselotte ein seltsamer Schwindel. Indem

ſie kaum noch wußte, wo ſie war und was ſie tat, beugte ſie ſich nieder, ergriff ſeine Hand und küßte ſie.

Er ließ ſie ernſt gewähren. „Ich wußte, daß Sie zu uns gehören würden," ſagte er ruhig und ging etwas eilig, weil er augenſcheinlich Frau von Reckling vermeiden wollte, ohne den Schirm zu öffnen, in das wirbelnde Schneegeſtöber hinaus.

Liſelotte ſtieg zitternd in die Droſchke, die ihre Mutter geholt hatte, und lehnte ſich mit geſchloſſenen Augen in die Ecke.

* * *

Nein, ſie gehörte nicht zu ihnen . . .

Während einer langen Nacht voll tiefer Kämpfe und Erſchütterungen machte Liſelotte es ſich klar: es war nicht der Inhalt ſeiner Worte, der ſie ſo aus der Faſſung gebracht hatte, es war nicht die neue Weltanſchauung. Neu? War es überhaupt eine neue Weltanſchauung, die Altenhagen vertrat?

Mit dem feinen Intellekt, welchen Liſelotte von ihrem Vater geerbt hatte, der wohl zuweilen eine Zeitlang in einer Art von apathiſchem Schlummerzuſtand verharren konnte, aber nie verſagte, wenn ſie ihn brauchen wollte, ſagte ſie ſich: Alle die einzelnen Teile dieſes Gebäudes, das der Mann vor ihren geiſtigen Augen aufführte, hatten wohl ſchon früher hier und da vereinzelt eine Rolle in der geiſtigen Geſchichte der Völker geſpielt. Etwas Rationalismus, etwas Pantheismus, dazu ein beinahe myſtiſcher Naturkultus und eine Verherrlichung der eingeborenen Güte und Edel-

ſinnigkeit der Menſchenſeele, zu der ſich die Bekennerin der Lehre von der Erbſünde ziemlich ablehnend verhielt.

Überhaupt entdeckte Liſelotte in ſich ein gut Teil von der Verachtung gegen Häreſie, die den meiſten Gläubigen eigen, jene Verachtung, die eine Abweichung von der reinen Lehre weniger als tragiſch, denn als unanſtändig empfindet.

Sie war zu gut bewandert in der Bibel, um das Chriſtusideal, wie es Altenhagen ſich konſtruierte, als irgendwie mit dem hiſtoriſchen, alſo für ſie dem Chriſtus der Evangelien übereinſtimmend, anerkennen zu können. Und daß dieſer Evangelien-Heiland ſchließlich doch die Welt unterjocht hatte, war ihr Wunder genug, um auch alle anderen, nach dieſem Hauptſächlichſten, erſt in zweiter Linie wichtigen Wunder anzuerkennen.

Die Gemeinſchaft der Heiligen, wie Lorenz Altenhagen ſie faßte? Eine Vereinigung von Menſchen, die inmitten der ſittlichen Korruption, dem Cynismus und der religiöſen Gleichgültigkeit unſeres Zeitalters aneinander Halt ſuchen, gemeinſam nur in dem einen Ziel, ihre perſönliche Überzeugung und ihr individuelles ſittliches Ideal zu einem Leben zu geſtalten, das in ſeinen Taten nach außen, wie in ſeinem inneren Sein zu einer einzigen vollen Harmonie verſchmolzen wird . . .

Liſelotte mit ihren dreiundzwanzig Jahren lächelte ſchmerzlich. Wo und wie wollte er das heute erreichen? Es war ein phantaſtiſches, und nicht einmal ſehr klar geſchautes Traumgeſicht.

Sie tauchte geiſtig empor aus dem Rauſch, der ſie geſtern Abend befallen hatte, ſah ſich wieder von dem

ſeltſamen Schwindel befangen, zu des fremden Mannes Füßen liegen, blind ergeben unter ſeinem allgewaltigen Willen, erglühend vor Scham und innerer Hilfloſigkeit. Und ſie wußte, daß die Liebe zu ihr gekommen war, die Leidenſchaft, die den Menſchen überfällt wie ein Schickſal, und ſein Leben zum Opfer fordert.

Irgendwie fühlte ſie zu gleicher Zeit, mit einer ängſtigenden Sicherheit, daß ſie für Lorenz Altenhagen nur eine Erſcheinung war, die er zu brauchen wünſchte. Sie wußte im voraus, daß ſie ſeinen Beſtimmungen Folge leiſten müſſe, ſelbſt wenn ſie gegen ihre heiligſten Überzeugungen gerichtet waren. Dadurch wurde die Quinteſſenz ſeiner Lehre, das Leben nach der eigenen ſittlichen Anſchauung, von vorneherein für ſie zunichte gemacht. Und ſo ſuchte ſie denn in der Kritik an ſeinen Ideen gleichſam eine Waffe gegen die Macht, die ſeine Perſönlichkeit als ſolche, ſeine Augen, ſeine Stimme, ſeine Hände, und außer dieſem allen noch etwas Unbegreifliches, viel Tieferes und Mächtigeres auf ſie ausübte.

Mit einer verſtörten, aufgeregten Inbrunſt klammerte ſie ſich glühend, wie nie zuvor, an den gekreuzigten Heiland ihres Kinderglaubens, ſuchte im verzweifelten Gebet bei ihm Troſt, Stärke und Hilfe gegen jene rätſelvoll-ſchreckliche Gewalt, die ſo plötzlich ihr träumeriſch verrieſelndes Lebensbächlein aus ſeinen Bahnen riß, und mit den brauſenden Gewäſſern der Leidenſchaft durchwühlte und überſtrömte.

VII.

An dem kleinen Ecktiſch im Speiſeſaal des Hotels, wo in dieſer Wintermorgenſtunde ein fahles Tagesdämmern mit dem gelben Schein der leiſe ſummenden Gasflammen ſich miſchte, und vereinzelte Geſchäftsreiſende haſtig ihren Kaffee tranken, ſaß Altenhagen Liſelotte gegenüber. Er hatte ſein Frühſtück ſchon beendet, als die Damen eintraten.

Nun beobachtete er Liſelotte und verglich die in dem dunklen Torbogen auftauchende, in einer Ekſtaſe von Andacht und Hingebung bebende Erſcheinung, die ihn an die lieblichen Madonnen Filippo Lippis erinnert hatte, mit dem jungen Mädchen, das in einer kühlen, vornehmen Haltung von ihrem Tee nippte und ohne Appetit ein Brötchen auf ihrem Teller zerbröckelte, ohne auch nur einmal die Augen zu ihm aufzuſchlagen.

Er kannte dieſen Typus des ſchweigenden Landedelfräuleins ſo gut. Ihm kamen Erinnerungen an ſeine Knabenjahre, an das verſchloſſene, jungfräuliche Geſicht ſeiner älteren Schweſter, neben ihm im Kirchenſtuhl von Altenhagen. Auch dieſelbe einfache, ruhige Art ſich zu kleiden, dachte er gerührt, und wie chriſtliche Demut ſich darin mit jenem verborgenen Stolze paart,

der da ausdrücken will: ich bin, der ich bin, und brauche der Welt meinen Wert durch nichts zu beweisen.

Solche gelblichen, feingestopften Points, wie an Liselottes schmalen Handgelenken, solche närrische altmodische Uhrkette hatte er nicht wieder gesehen, seit er mit seiner Familie und seinen Standesgenossen endgültig gebrochen hatte.

Die Welt und sein Wanderleben führte ihn mit so ganz anders gearteten Frauen zusammen. Und er kämpfte ja auch mit allem Feuer seiner Beredsamkeit gegen das poetische Hindämmern im Altgewohnten.

Und doch rief Liselottes Anblick tausend Bilder vor sein Gemüt, die leise sterbende Schmerzen in ihm weckten, Andenken, die überwunden sein sollten, die ihn mahnten an Dämmerstunden auf seiner Mutter Schoß, an Kinderkämpfe und Jugendglück.

Um die glatten Scheitel, um die schlanke Gestalt vor ihm, aus ihren Kleidern und von ihren Lippen wehte der Duft der alten, ach so geliebten Heimat da draußen auf dem Lande. Jener Duft nach wunderlichen Spezereien, nach getrockneten Rosenblättern und frischen Äpfeln und Honig und Heu.

Er mußte sich gewaltsam gegen die Weichheit stemmen, die im Rückerinnern sein Herz zu überfluten drohte.

Die Baronin plauderte von gestern Abend, und verstieg sich zu phantastischen Schilderungen, wie ergriffen die Leute gewesen seien. Sie haben gesehen, aber mit diesen, ihren leibhaftigen Augen gesehen, daß ein Strolch, sicher ein Kerl, der ein paar Morde und

Einbrüche auf dem Gewiſſen trage, in Tränen zerfloſſen ſei bei Altenhagens Worten.

Der Graf legte begütigend ſeine Hand auf die kleinen, geſtikulierenden Finger. „Ihre Phantaſie geht mit Ihnen durch, liebe Baronin. So etwas geſchieht nur bei der Heilsarmee, wo man mit draſtiſcheren Mitteln wirkt, als ſie mir zu Gebote ſtehen. Aber ich habe leider wenig Zeit, und möchte noch mit Ihrer Tochter reden. Alſo kurz und gut, gnädiges Fräulein, könnten Sie mir eine Unterredung mit Ihrem Onkel Mathias ermöglichen? Ich kenne ihn zwar von früher, indeſſen, wahrſcheinlich würde er mir, wenn ich ſelbſt bei ihn anfragen wollte, meine Bitte verweigern."

Der Baronin ſprang geräuſchvoll auf: „Gott, Kinder, ich ſehe ſchon, ihr wollt doch über mich herziehen, da verſchwinde ich lieber gleich! Wenn ihr zu Ende ſeid, kannſt du mich rufen, Liſulei!"

Sie lief, ihre ſeidenen Röcke zuſammenraffend, mit ihren hohen Stöckelabſätzen klappernd, durch den weiten Saal und ſchlug die Tür hinter ſich zu.

Altenhagen wartete, bis ſie verſchwunden war, blickte dann um ſich. Die Geſchäftsreiſenden waren aufgebrochen, er blieb mit Liſelotte allein.

„Ich glaube kaum," ſagte Liſelotte befangen, „daß Onkel Mathias ſich durch mich in ſeinem Tun irgendwie beeinfluſſen ließe."

„Darüber habe ich ſelbſtverſtändlich kein Urteil," erwiderte Altenhagen. „Aber Sie können ihm erzählen, wie die Dinge mit Ihrer Mutter liegen. Sie ſollen nicht für mich ſprechen, ſondern für Ihre Mutter! Sehen

Sie, Ihre Mutter ist ein Kind, sie hat keine Ahnung von den Konsequenzen ihrer Handlungen, und so seltsam das klingen mag, sie hat fast so wenig Unterscheidungsvermögen zwischen Gut und Böse, zwischen dem, was man tun darf und nicht tun darf, wie ein vierjähriges Kind. Trotzdem vieles in ihrem Leben schwer zu entschuldigen ist, hat sie sich doch eine eigentümliche Unschuld des Herzens bewahrt. Ich glaube, man hat sie in Ihrer Familie immer zu ernsthaft genommen! Sie ist nicht ganz als vollgültiger Mensch, der für seine Handlungen verantwortlich, aufzufassen. Sie bleibt ein Kind und man muß mit ihr umgehen, wie mit einem begabten, munteren Kinde, das immerfort geneigt ist, dumme Streiche zu unternehmen. Es scheint ja unpassend, daß ich zu Ihnen, zu der Tochter, so offen über die Mutter rede. Aber es ist die einzige Möglichkeit, Ihnen klar zu machen: Sie dürfen Ihre Mutter nicht sich selbst überlassen. Daß man das getan hat, war ein großer Fehler der Familie. Nun ja, die Menschen sind immer geneigt, unbequeme Dinge von sich fortzuschieben."

Über Liselottes Antlitz hatte sich bei Altenhagens Auseinandersetzungen eine Röte verbreitet. Sie hob die Augen zu ihm auf: „Vor fünf Jahren wünschte ich sehr zu meiner Mutter zu gehen, weil ich dasselbe fühlte, was Sie eben aussprechen," sagte sie unsicher. „Ich war noch nicht mündig, Großmama erlaubte es mir nicht und dann, — ja, ich empfand, daß ich nicht die Kraft zu der Aufgabe hatte, die da vor mir lag."

„Jetzt werden Sie die Kraft haben," sagte Alten-

hagen ernſt. „Sie dürfen Ihre Mutter nicht länger allein laſſen.“

Er neigte ſich etwas über den Tiſch und ſah Liſelotte mit ſeinen dunkelgrauen Augen feſt und eindringlich an.

„Sie ſind von dem Stoff, von dem Ihr Vater gemacht war. Sie werden ſich opfern, wenn es notwendig iſt. Und nur durch das Opfer unſeres beſten Seins erringen wir das wahre Leben!“

Liſelotte begann zu zittern. Ihre Lippen bewegten ſich, aber ſie konnte nicht ſprechen.

Eine Stille entſtand in dem weiten Saal, in dem man die Gasflammen ſummen hörte.

„Ich will Sie nicht belügen,“ ſtieß Liſelotte endlich haſtig hervor. „Ich glaube nicht an die Erneuerung des Chriſtentums, wie Sie es geſtern ausgeſprochen haben. Das iſt kein Chriſtentum mehr, das iſt etwas ganz anderes.“

„Und wenn es etwas ganz anderes wäre?“

„Warum dann von Wiedergeburt des Chriſtentums reden?“

„Ein wiedergeborener Menſch iſt niemals mehr der Alte.“

Liſelotte ſchüttelte ſchweigend den Kopf.

„Auch mein Vater war ein gläubiger Chriſt. Sie ſprechen von ihm, als habe er Ihnen etwas bedeutet, aber er würde Sie und Ihre Lehre nicht anerkannt haben, niemals!“

Es war ein feindlicher Ton in ihren Worten.

„Liebe Baroneſſe, das iſt leicht möglich. Und doch iſt es Ihr Vater, der mir den erſten Anſtoß gegeben hat, den Weg zu gehen, auf dem ich nun bin.

„Sehen Sie, ich war ein junger Leutnant wie andere Leutnants mehr. Da fuhr ich mit meinen Eltern einmal nach Wittigenfelde. Und ich erinnere mich noch, als wäre es geſtern geweſen, wie das Geſpräch auf religiöſe Thematas geriet, und meine gute, ſelige Mutter ſich beklagte, daß ihre Jungen ſo ſchwer zum Kirchenbeſuch zu kriegen ſeien. Worauf ich antwortete: Ja, ſiehſt du, Mutterchen, das verſtehſt du nicht. Du führſt auf deinem Schloß ein Leben ganz in einem Geiſt, du kannſt dir das leiſten, ſo chriſtlich zu leben, wie du willſt. Aber wir draußen in der Welt, je gewiſſenhafter wir die Sache nehmen, deſto eher geraten wir in allerlei ſchwierige Konflikte und das vermeidet man eben lieber. Schließlich wäre es dir auch nicht recht, wenn das Avancement unter dem chriſtlichen Eifer zu leiden hätte. Und mein gutes, weltfremdes Mütterchen ſagte, ich höre ihre Stimme noch, ‚wie könnte denn das ſein, wir leben doch in einem chriſtlichen Staat und unter einem König, der den Herrn Jeſus lieb hat.‘ Ja, ja. Ein paar Minuten ſpäter ſtand ich mit Ihrem Vater in der Fenſterniſche und er ſah mich mit ſeinen ſchönen braunen, klaren Augen freundlich an und ſagte: Siehſt du, Lorenz, wenige Menſchen machen ſich klar, daß es für die Seele nicht darauf ankommt, ein bürgerlich korrektes Daſein zu führen. Chriſtus hat nicht umſonſt geſagt: Wer ſein Leben lieb hat, der wird es verlieren. Ein verfehltes

Leben ist oft erst der Beginn zu einem innerlich wahren, wesenhaften Sein. Solange wir das nicht begreifen wollen, so lange kommen wir alle nicht weiter und Christus nicht näher. Am nächsten Tage schickte er mir eine kleine Broschüre: ‚Über das Gewissen‘, die war in streng christlichem Geiste abgefaßt, und doch — als ich später mit dem Christentum in Zwiespalt geriet, waren es immer wieder Ihres Vaters Worte, die mich gekräftigt haben, den Kampf mit mir selbst und der Außenwelt bis aufs letzte durchzufechten. Die christliche Kirche hat mich darüber ausgestoßen, und jeder echte Prediger speit vor mir aus, wenn er mir begegnet, aber es ist doch Christi Geist, der mich getrieben hat, das weiß ich und darum darf ich wohl von einer Wiedergeburt des Christentums in mir sprechen. Ob es auf der Welt wiedergeboren wird, wer kann das wissen?“

Liselotte folgte aufmerksam seinen Worten. Sie empfand Entzücken, daß der Mann so seine Seele vor ihr enthüllte, und zugleich schämte sie sich dieser schwülen Freude, weil er so offen und vertraulich mit ihr sprach. Und folgte sie auch wie eine gehorsame Magd seinem Willen, würde er denn ihren Gehorsam noch verlangt haben, wenn er geahnt hätte, welchen Gründen er entkeimte?

„Um meines Vaters willen haben Sie meine Mama aufgesucht?“ fragte sie plötzlich mit einer Regung von Eifersucht.

„Gewiß, so ist es,“ antwortete er. „Ich habe Ihren Vater niemals wiedergesehen. Als ich in München

von Ihrer Mutter ſprechen hörte, fühlte ich, daß es meine Pflicht ſei, zu ſehen, was ich für ſie tun könne. Ich fand ſie leider nicht in einem Zuſtande, der dem Andenken Ihres Vaters ſo würdig geweſen wäre, wie ich es gewünſcht hätte. Aber ich muß ſagen, ſie hat in der letzten Zeit mit einer ehrlichen Energie, die mich in Erſtaunen ſetzt und mir die beſten Hoffnungen für die Zukunft gibt, an ſich und an der Veredelung ihres Lebens gearbeitet. Man muß ſie jetzt ſtützen und halten, ihr mit gutem Willen helfen. Nicht wahr?"

Er reichte Liſelotte die Hand über den Tiſch und ſie legte die ihre hinein. Er hielt ſie einen Augenblick und ſie blickten ſich beide feſt in die Augen.

„Man hat Ihren Vater ſehr verurteilt wegen dieſer Heirat," ſagte Altenhagen nachdenklich. „Und doch glaube ich, daß, ſo wenig Reſultat wir auch von ſeiner Arbeit an ihrer Seele zu ſehen vermögen, ſeine eigene dabei die tieferen Wahrheiten gewonnen hat, die uns zuweilen aus vielem Schwachen und Unlogiſchen, auch Konventionellen in ſeinen Schriften, ſo überraſchend entgegenleuchten. Und darum wäre es ſo traurig, wenn ſein Werk nicht zu Ende geführt werden ſollte! Es muß! Es muß! Sie werden mir helfen! Ich bin Ihrer ganz ſicher! Ich ſehe es in Ihren Augen, an dem Ausdruck Ihres Geſichts!"

Er ſtand auf und lächelte heiter. „Ich muß gehen. Telegraphieren Sie mir, wann ich nach Wittigenfelde kommen ſoll. Es ſind hauptſächlich die pekuniären Angelegenheiten Ihrer Mutter, die ich mit Ihrem Onkel beſprechen möchte. Die Familie muß da eingreifen.

Morgen und übermorgen bin ich noch hier. Ich verlasse mich ganz auf Sie!“

Er reichte ihr noch einmal die Hand, zog die Uhr und ging eilig, und ohne sich nach ihr umzusehen, aus dem Saal.

VIII.

Lorenz Altenhagen war in Wittigenfelde gewesen. Gottlieb hatte ihn vom Bahnhof geholt und wieder zurückgefahren.

Liselotte hatte erwartet, man werde sie hinüberrufen, aber es geschah nicht und sie konnte sich nicht entschließen, sich aus eigenem Antrieb drüben zu zeigen.

Später hörte sie von ihrer Cousine Cordel, die sich von ihrem zweiten Wochenbett in Wittigenfelde erholen wollte, daß Altenhagen gar nicht am Familientisch erschienen sei, Michels habe den beiden Herren den Kaffee in des Freiherrn Arbeitszimmer serviert.

Cordelie war enttäuscht. Sie hätte den berühmberüchtigten Grafen, der Wanderprediger geworden war und antikirchliche Broschüren schrieb, gerne wiedergesehen. Unwillkürlich dachte sie, er müsse sich auch im Äußeren in einer merkwürdigen Weise verändert haben. Sie fragte Liselotte mit einer Neugier nach ihm aus, welche einen Beigeschmack des wollüstigen Schauderns in sich trug, mit dem die Mamsells und Küchenmädchen sich in der Leutestube über die Erscheinung des neuesten Raubmörders unterhielten.

„Felix sagt, du, er hätte immer schon keine Ohr-

läppchen gehabt und das wäre ein Zeichen von Größenwahn und Neigung zum Verbrechertum. Haſt du auf ſeine Ohrläppchen geachtet? Weißt du, irgend etwas muß ja mit dem Mann nicht ganz richtig ſein. Ich denke es mir ſchrecklich für den Bruder, wenn er ſich da öffentlich aufs Podium ſtellt."

„Das tut doch dein Vater bei konſervativen Wahlverſammlungen auch," entgegnete Liſelotte.

„Aber Liſelotte, das iſt doch etwas ganz anderes!"

„Keineswegs. Jeder vertritt eben ſeine Meinung."

„Ach, Liſelotte, wie kannſt du nur ſo reden, er hat dich auch ſchon angeſteckt mit ſeinen Irrlehren."

Lilelotte ſchwieg.

Später ließ der Freiherr ſie in ſein Zimmer rufen. Er ſaß mit ſorgenvollem Geſicht im Lehnſtuhl vor ſeinem Schreibtiſch: „Ja, liebe Liſelotte," begann er, ſeine langen Nägel nachdenklich betrachtend, „ich habe nun deinen Wunſch erfüllt und mit dem Grafen Lorenz über deine Mutter geſprochen. Wie vorauszuſehen, waren ſeine Vorſchläge ganz unannehmbar. Ich muß ſagen, die Perſönlichkeit des Grafen iſt mir ja ſehr unſympathiſch als Vermittler. Ich weiß überhaupt nicht, wie der Mann dazu kommt, ſich in Angelegenheiten zu miſchen, die ihn abſolut nichts angehen. Dieſe Wichtigtuerei, mit der er ſich zum Richter über uns aufwirft, hat etwas Peinliches! Ich habe Langmut genug mit dem leichtſinnigen Lebenswandel deiner armen Mutter geübt, aber jedes Ding hat ſeine Grenzen. Die Familie iſt jetzt ein für allemal mit ihr fertig und es iſt nur ſchlimm,

daß es kein geſetzliches Mittel gibt, ſie zu verhindern, unſern ehrlichen, guten Namen in den Schmutz zu ziehen. Es iſt ja ſehr hart, daß ich dir das ſagen muß, armes Kind, aber du biſt nun alt genug, um die Wahrheit zu erfahren. Ich habe mir Mühe gegeben, ihren . . . hm — ich meine dieſen Mann, dieſen Herrn von Lüttich, um den es ſich handelt, zu bewegen, ſie zu heiraten, leider vergebens. Ich kann es dem Herrn ja nicht verdenken, ſolche Frauen heiratet eben nur ein ſo törichter Idealiſt wie dein armer, ſeliger Vater. Du wirſt es nun begreifen, daß deine Mutter ein für allemal kein Umgang für dich iſt, und daß wir ſehr unangenehm berührt ſind von der Zuſammenkunft, die du hinter unſeren Rücken mit ihr gehabt haſt. Es iſt mir im höchſten Maße fatal, daß man dich öffentlich mit ihr geſehen hat, noch dazu in Geſellſchaft dieſer exentriſchen und zweifelhaften Perſönlichkeit, dieſes Grafen Altenhagen. Es iſt eine uralte Erfahrung, daß leichtſinnige und überſpannte Weiber ſich derartigen Männern mit beſonderer Begeiſterung anſchließen. Er behauptet, daß ſie unter ſeinem Einfluß dieſen Herrn von Lüttich verabſchiedet, und ein ordentliches Leben begonnen habe. Nun, ehe ſie nicht eine lange Zeit bewieſen hat, daß es ihr mit Reue und Buße Ernſt iſt, eher glaube ich nicht daran! Die Teilnahme, die der Kerl für deine Mutter zeigt, ſcheint mir auch nicht aus ganz ſauberen Quellen zu fließen! Er machte mir geradezu den Vorſchlag, dich mit ihr irgendwo zu etablieren. Daß es dabei auf dein Vermögen abgeſehen iſt, ſcheint mir fraglos. Dieſe Sektierer brauchen ja natürlich immer Geld, um ihre Pro-

paganda zu betreiben. Iſt dir ſchlecht? Soll ich dir ein Glas Waſſer geben?"

„Nein, ich danke," hauchte Liſelotte, ſich mit beiden Händen am Schreibtiſch haltend, „es geht ſchon vorüber."

Der alte Herr erhob ſich, ſchob dem bleichen Mädchen ſeinen Stuhl entgegen.

Liſelotte ſaß eine Weile mit gebeugtem Kopf, als ſei all ihre Lebenskraft plötzlich erloſchen.

„Ja, Kind, es iſt ſehr ſchwer, ſehr ſchwer, Gottes Wege ſind oft ſehr dunkel."

Liſelotte hob endlich den Kopf und ſtand auf, ſie ſchwankte noch vor Schwäche in den Knieen und es war ihr ſchwarz vor den Augen. Sie ſtand eine Weile und hatte vergeſſen, wie man ſprach und Worte formte, aber ſie wußte ſchon die ganze Zeit, was ſie wollte, und ſchließlich ſagte ſie es, wie man etwas Selbſtverſtändliches ausſpricht: „Ich will nun zu ihr gehen und bei ihr ſein, wie Graf Altenhagen es dir geſagt hat. Es iſt ja grauenhaft, daß ich hier ſo ruhig gelebt und abſichtlich die Augen verſchloſſen habe. Ihr hättet mir längſt die Wahrheit ſagen ſollen. Aber ich wußte ſie ja und wollte ſie nur nicht begreifen. Ach Gott, ach Gott!" Sie faltete in großer Seelenangſt die Hände.

„Ich verſtehe dich nicht, Liſelotte," ſagte der Freiherr ſtreng. „Ein junges Mädchen kann in ſolchem Falle nichts tun, ohne dem eigenen Ruf zu ſchaden."

„Ach, mein Ruf, was liegt daran?" ſagte ſie troſtlos. „Es handelt ſich doch um meine Mutter. Ich mache mir ſo furchtbare Vorwürfe."

Sie begann heftig zu ſchluchzen.

„Liebes Kind, das iſt übertrieben. Dir bleibt nur ein ſtilles Beten.“

„Nein, Onkel,“ rief Liſelotte, „hindere mich nicht, hindere mich nur nicht! Mama hat mich doch auch lieb! Wenn ich ſie bitte und . . . ach, ich weiß nicht, aber ich muß zu ihr. Ihre Seele iſt krank und ich muß ſie pflegen. Ich glaube ja, daß dies alles entſetzlich ſein wird und mir iſt ſo bange. Aber auch Chriſtus hat ſich der Sünder angenommen, und ich ſollte mich fürchten, weil mein Ruf —“

„Der Herr war Gottes Sohn, er konnte durch den Schlamm gehen, ohne ſich zu beſchmutzen. Wir ſind arme, ſchwache Menſchen, wir haben uns zu hüten, daß wir nicht mit den Böſen in die Grube fallen.“

„Onkel,“ rief Liſelotte mit einem ſchwärmeriſchen Blick, „ich fühle, es iſt des Herrn Wille, der mich ſendet.“

„Liſelotte nimm dich in acht. Das ſpricht dein trotziges, romantiſches Herz! Du ſollſt Vater und Mutter verlaſſen um des Herrn willen. Hier lebſt du in chriſtlichem Hauſe, in chriſtlicher Gemeinſchaft. Dort begibſt du dich unter die Ungläubigen und Gottloſen!“

„Auch Miſſionare gehen als Gottes Boten unter die Heiden.“

„Liebes Kind,“ ſagte der Freiherr, der die ſchwierige Unterredung zu beenden wünſchte, „es iſt begreiflich, daß du jetzt aufgeregt biſt. Gehe in deinem Kämmerlein im Gebet mit dir zu Rate, und beſprich dich auch mit Großmama und Tante Marianne. Dann wirſt du

dieſen ſeltſamen Einfall ſchon überwinden und wieder zum Frieden kommen."

Er reichte ſeiner Nichte die Hand, doch fühlte er keinen Gegendruck und ihr Auge blieb geſenkt, als ſolle er ihre Gedanken nicht leſen.

Am Abend flocht er in das Gebet nach der Andacht die Worte ein: „Und wendet ſich ein Mitglied unſeres Hauſes in beſonderen Seelennöten zu dir, o Herr, ſo zeige ihm in deiner Gnade den rechten Weg und hilf ihm in deiner großen Barmherzigkeit!"

Kurz nachher verabſchiedete ſich Liſelotte ſtill von den Verwandten, und zog ſich auf ihr Zimmer zurück.

„Sie hat wohl Kopfweh," ſagte Cordel, „ſie ſah entſetzlich elend aus."

In ihrem eigenen kleinen Reiche angelangt, nahm Liſelotte das Bild ihres Vaters, eine Bleiſtiftzeichnung in einem Lederrähmchen, und die nötigſten Toilettengegenſtände und packte ſie nebſt etwas Wäſche in eine Handtaſche. Dann ſchlüpfte ſie in ihren Pelz, band über Hut und Geſicht einen dichten Gazeſchleier, ſteckte das Geld, welches ſich in ihrer Kommode vorfand, zu ſich, verlöſchte die Lampe und ging mit einem Licht durch den Gartenſaal und durch den langen Korridor.

Ihr Herz klopfte, ſo daß ſie meinte, es nicht lange ertragen zu können. Bei dem geringſten Geräuſch hielt ſie den Schritt an, obwohl ſie ſich vorgenommen hatte, falls ihr jemand begegnete, zu ſagen, daß ſie noch ins Dorf zu einer Kranken gerufen ſei. Das kam bisweilen vor, denn manchem Sterbenden hatte Liſelotte mit ſanften Troſtworten den Abſchied erleichtert. Sie mußte

sich eilen, um den Hof zu erreichen, ehe das große Tor geschlossen wurde.

Trotzdem blieb sie vor dem Eingang zu Großmutters Schlafzimmer stehen und blickte mit feuchten Augen auf die Tür. Sie schob den Schleier zurück und beugte sich nieder, um leise den kalten Messinggriff zu küssen, den die Großmutter morgen früh berühren mußte.

Einmal hob sie im Gehen das Licht und sah die Nonnenbilder mit den starren, bleichen Gesichtern, den roten Kreuzen und den roten Handschuhen auf den weißen Gewändern nachdenklich an. Ihr kam dabei ein wunderlicher Gedanke, etwas wie ein ahnendes Verstehen, daß zwischen den Urbildern jener ernsten Gestalten und ihr selbst wohl eine geheimnisvolle Wesensverwandtschaft bestehen möge, es ergriff sie ein Bangen und doch auch ein Sehnen nach dem, was, wie sie deutlich fühlte, die Fügungen ihres Lebens ihr bringen mußten. — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Niemals zuvor war Liselotte in einsamer Winternacht allein draußen auf dem Felde gewesen. Es war nicht dunkel, denn der Mond schien auf die weiten Schneeflächen, eine große Feierlichkeit ruhte über der Welt, und eine so klare Stille, daß das Knirschen des Schnees unter Liselottes schreitendem Fuß jedesmal zu einem lauten, störenden Klange wurde.

Anfangs zog sich ihr Herz in einer nervösen Furcht vor dem Unbekannten zusammen, dann übte die scharfe *Luft* einen erfrischenden Einfluß auf sie aus und sie

47963

wanderte mutiger und ſchneller ihren Weg zum Bahnhof.

Nein, weiteren ſolchen Unterredungen wie der heute Nachmittag mit Onkel Mathias, durfte ſie ſich nicht ausſetzen. Es war unmöglich, den Lebenswandel ihrer Mutter von Tante Marianne, der Herben, Strengen, Unberührbaren, kritiſieren und verurteilen zu laſſen.

Liſelotte kannte ſich. Nur um dieſem, für ihr Gefühl ſo Entſetzlichem zu entgehen, würde ſie ſich feige gefügt, würde ihren Plan ſchweigend aufgegeben haben und in Wittigenfelde geblieben ſein. Sie verſuchte ſich die nächſte Zukunft vorzuſtellen. Aber ſie kam nur bis zu einer unbeſtimmten Empfindung, daß viel Peinvolles ihrer wartete. Sie ahnte nicht, wie weit die Verfehlungen ihrer Mutter bekannt geworden ſein mochten, welche Stellung ſie in München in der Geſellſchaft einnahm.

Liſelotte beſchloß, um Beleidigungen und Mißdeutungen aus dem Wege zu gehen, jedenfalls ſo einſam und abgeſchloſſen wie möglich mit Mama zu hauſen.

Baronin Nanny hatte ihr ſchon geſagt, ſie beabſichtige nach Berlin überzuſiedeln. In einer ſo großen Stadt konnte man gewiß völlig untertauchen und ſich von der Welt der anſtändigen Leute, die vielleicht nichts mehr mit ihnen zu tun haben mochten, trennen.

Plötzlich fiel ihr ein, daß ja auch Altenhagen, wenn gleich aus anderem Grunde, von ſeinen Standesgenoſſen verurteilt und verläſtert werde. Auch er hatte Menſchen aufgeben müſſen, die ihm lieb und teuer geweſen waren.

Sie mußte ſtehen bleiben, ſo haſtig ſchlug ihr Herz

36251

vor Freude über das geheime Band, welches ſich zwiſchen ihnen zu knüpfen begann. Sie würde dasſelbe leiden, was er ſo ſicher auf ſich genommen hatte und ſo fröhlich trug. Er ſoll mir helfen, dachte ſie inbrünſtig, ſein Beiſpiel wird mich ſtärken, wenn meine dummen Nerven rebellieren.

Aber dann gehe ich ja gar nicht meiner Mutter wegen, ich tue ja alles nur, weil er es will, und ſo iſt mein Vorhaben wirklich nicht rein und tadellos. Sollte es doch nur eine Verirrung meines romantiſchen Herzens ſein, wie Onkel Mathias ſagt?

Der Zweifel verſetzte ſie in eine wirre Unruhe. Sie wußte, daß beide Motive ſich mit tauſend feinen Fäden in einander verflochten und gar nicht mehr zu trennen waren. Und ſo faßte ſie mit dem Enthuſiasmus ungeprüfter Jugend einen großen Entſchluß: ich kann es nur durchführen, wenn ich jeden Wunſch, jeden Gedanken an die Liebe zu ihm töte! Wieder leiden, wieder kämpfen bis aufs Blut in verweinten Nächten und trüben Tagen — —. Aber es gab keinen anderen Ausweg. Nur ſo konnte ſie endlich zu der freudigen Gewißheit gelangen, in Wahrheit für ihre Mutter zu leben. Sonſt würde ihr alles zur Lüge werden und ſie mußte ſich verachten.

Während ſie weiterſchritt auf dem bleichen, knirſchenden Schnee, unter dem weiten Mondenglanz, und mit jedem Atemzuge die herbe Froſtluft in ihre Bruſt ſog, erfaßte ſie mehr und mehr der Rauſch eines großen ſeligen Schmerzes, der uns ebenſo ſtark und vielleicht ſtärker und tiefer als die Freude fühlen läßt, daß wir leben.

IX.

Im Westen Berlins richtete Liselotte sich mit ihrer Mutter eine hübsche, sonnige Wohnung behaglich, doch einfach ein.

Aus Wittigenfelde hatte man, ohne ein Wort auf ihre Briefe zu erwidern, ihr Möbel, Wäsche und Kleider gesandt. Onkel Mathias ließ ihr durch den alten Bankier der Familie eine Abrechnung über den Stand ihres Vermögens zustellen und übergab dessen Verwaltung in Zukunft diesem vertrauenswürdigen Geschäftsmann.

Liselotte versuchte, es vor sich selbst zu verbergen, wie hart sie dieses kühle, verständnislose Vorgehen erschütterte, ein Handeln, das ihrer Mutter in ihrer wilden Auflehnung gegen den Geist der Familie nur zu sehr Recht zu geben schien.

Übrigens stellte das praktische Leben jetzt so ungewohnte Ansprüche an ihre Kräfte, daß sie kaum zu längerem Grübeln kam. Sie hatte durch den alten Geschäftsfreund mit der Hilfe eines erfahrenen Münchener Rechtsanwaltes ihrer Mutter Schulden regeln und bezahlen lassen, es waren trotz der augenscheinlichen Freigiebigkeit des Herrn von Lüttich ganz bedeutende Summen dazu nötig gewesen. Und nun hatte sie die

Führung des Haushaltes, und ſoviel es irgend anging, die Einkäufe der notwendigen Lebensmittel ſelbſt in die Hand genommen.

Baronin Nanny fügte ſich, von der zärtlichſten Dankbarkeit bewegt, ganz in die Wünſche ihrer Tochter. Wie ein ungezogenes kleines Mädchen, das immer wieder brav ſein will, unterwarf ſie ſich mit einer oſtentativen Demut, die manchmal etwas drolliges bekam, Liſelottes Beſtimmungen, auch wenn ſie gänzlich gegen ihren Geſchmack gingen, oder ſie bat nur verſchüchtert und beſcheiden um dies und jenes, das ihr zu ihrem Wohlbehagen unentbehrlich dünkte.

„Du," geſtand ſie Liſelotte zuweilen in ihrer plauderhaften Art, „es war wirklich nicht immer angenehm, von dieſem Herrn von Lüttich abzuhängen. War er bei ſchlechter Laune, ſo konnte er die abſcheulichſten Scenen machen um irgend einer dummen Kleinigkeit willen. Und dann fühlte man ſich doch immer geniert den Leuten gegenüber. Denn weißt du, die kommen doch hinter alles. Meine Jungfer wurde manchmal geradezu frech. Ach ja, die Situation war oft peinlich. Nun kann man doch den Kopf wieder hoch tragen. Lieber richte ich mich jetzt ein, eſſe einfach, begnüge mich mit den ungeſchulten Leuten, die du da engagiert haſt, aber, Handſchuhe könnte die Minna zum Servieren doch anziehen. Alſo du meinſt, wir nehmen keinen Diener? Nun, wir geben ja auch keine Soupers. Lüttich hielt entſetzlich viel aufs Eſſen, nie zufrieden. Ich kann dir ſagen, Liſulei, dieſe reichen Lebemänner, eine ſchreckliche Sorte! Nicht die Spur von was Höherem. Wozu

geben ſie ihr Geld aus, mit dem ſie ſoviel Gutes tun könnten? Jeu, einfach jeu und Frauenzimmer."

„Mama, ich bitte dich ..." begann Liſelotte gequält.

„Was denn, Kindchen?"

„Sprich nicht immer von dieſem — dieſem Herrn von Lüttich. Ich kann es nicht ertragen. Es iſt — es — ich — ich bitte dich darum!"

„Nun ja, wenn du nicht magſt, gewiß, aber ich ſehe nicht ein. Er war mir doch ein ſehr guter Freund und hat mir geholfen, als ihr alle nichts von mir wiſſen wolltet. Und auch bei der letzten Auseinanderſetzung hat er ſich höchſt anſtändig benommen, das muß ich immer wieder ſagen. Na, ich glaube ja, er war in die kleine Tänzerin, die Cyrill verſchoſſen und es kam ihm nicht mehr ſo viel auf mich an. Ach Gott, die Männer. Ich bin froh, daß ich ſie los bin."

Liſelotte ſchwieg hoffnungslos. Es kam ihr plötzlich wie eine Entweihung vor, daß ſie hatte ſagen wollen, Mama möge doch das Andenken ihres Vaters ſchonen. Verwundert dachte ſie daran, daß ihr Vater dieſe Frau lieb gehabt hatte. Und ihr blieb die Mama unſäglich, unüberwindlich fremd.

Liſelotte war zitternd ſenſitiv, der Mama fehlte das Schamgefühl für gewiſſe Dinge vollſtändig. Sie ſchien es einfach nicht von der Natur mitbekommen zu haben. So hatte ſie ſich zum Beiſpiel nur ſchwer überzeugen laſſen, daß ſie die Jungfer nicht weiter in ihrem Dienſt behalten könne, die Zeuge ihrer Beziehungen zu Herrn von Lüttich geweſen war. Liſelotte aber hätte am liebſten jeden Gegenſtand, jedes Möbel oder Kleidungsſtück,

das aus dieſer Zeit ſtammte, ſchonungslos vernichtet. Und doch, als ſie ſah, wie ihre Mutter an ihren tauſend Bibelots hing, und wie ein Kind mit ſtrömenden Tränen um die Erhaltung ihrer Andenken bat, gab Liſelotte nach.

Baronin Nanny durfte ſich ihre Zimmer ausſtatten wie ſie mochte und natürlich richtete ſie ſich ganz individuell ein, das heißt mit ſo viel ſeidenen Kiſſen, ſchräg geſtellten Ruhebetten, mit ſo viel Fächerpalmen, Photographiearrangements, ſilbernen Hündchen und porzelanenen Kätzchenfamilien, wie alle eleganten kleinen Frauen in London, Paris, Brüſſel, Rom und Newyork nun einmal zu ihrem individuellen Wohlbefinden notwendig gebrauchen.

Ja, Mamas Weſen blieb Liſelotte ganz fremd. Und dennoch kamen Augenblicke, in denen ſich ihre Gegenwart mit den ſüßeſten Rückerinnerungen an ihre Kindheit verknüpfte.

Hantierte die graziöſe Frau des Morgens im ſchleifenumflatterten Negligee mit winzigem Gießkännchen an ihren Blumen, kauerte ſie im kindiſchen Spiel mit den weißen, braungefleckten King-Charles-Hündchen auf dem Teppich und zauſte ihnen die zottigen Ohren, meinte Liſelotte oft im Geiſte die vornehme Geſtalt ihres Vaters im Lehnſtuhl ruhen zu ſehen, das Andenken an den ſanften, müden Blick ſeiner Augen tauchte in ihr auf, dieſer gütige lächelnde Blick, mit dem er den weichen Bewegungen ſeiner Frau gefolgt war, und dann quoll auch Liſelottes Herz von plötzlicher unbegreiflicher Liebe über, ſie lief auf die Mama zu und küßte ſie vielmals.

Des Mädchens ganzes Sein bebte in einer erhöhten Erregbarkeit. Eine flüchtige Empfindung konnte sie bis zu Tränen erschüttern. Quellen der Liebe, der Zärtlichkeit und Begeisterung öffneten sich in ihrem Herzen und berauschten sie mit unbekannten, starken Gefühlen. Tiefen Sinn und geheimnisvolle Zusammenhänge ahnte sie jetzt in den einfachsten menschlichen Erscheinungen. Und doch mußte sie sich gerade in dieser Zeit innerer Ergriffenheit straffer und schärfer der Außenwelt gegenüber zusammenraffen, um sich von all dem Lärm, den Entfernungen, den tausend neuen Forderungen der großen Stadt nicht betäuben und verwirren zu lassen. Und es reizte sie, diesen Gegensatz zu vereinen, mit allen Sinnen und der ganzen Fähigkeit ihres Intellektes zu begreifen, zu bemeistern.

Sie war mit der Absicht nach Berlin gekommen, den Grafen so viel als möglich zu meiden, an seinem Werk und seiner Arbeit nicht teilzunehmen. Doch fühlte sie zugleich eine Macht, die sie weiter und weiter zog, fort von ihren bisherigen Überzeugungen und Idealen, in seine Welt, in die Welt des Mannes, den sie liebte, der ihre Seele genommen hatte, ohne sie eigentlich zu begehren, der sie formte und mit neuem Inhalt füllte, ohne sie besitzen zu wollen.

Persönlich hielt Altenhagen sich ziemlich fern von den beiden Damen.

Liselotte verstand das sehr gut. Ihre Mutter war nicht eben eine Errungenschaft, mit der man bei einer Gemeinschaft ethischer und religiöser Menschen besondere Ehre einlegen konnte. Ja, es war ihr zu Zeiten förmlich

eine Beruhigung, ſich zu ſagen, daß hier wenigſtens die Liebe keine Rolle geſpielt hatte, und ein momentaner Verdacht, der ſie gequält, ganz unbegründet ſei.

Deſto ſtärker fühlte ſich die Baronin Nanny als Mitglied der Gemeinſchaft der Erneuerten. Sie hielt „die Stimmen der Wahrheit", das Blatt, in dem der Graf und ſeine Helfer zu ihren Schülern und Anhängern ſprachen, ſie beſuchte alle Verſammlungsabende der „Erneuerten" und ſtellte ſich mit der wortreichſten Begeiſterung zur Verfügung, um im Dienſte der Sache irgend welche Arbeit zu leiſten, die man ihr zuweiſen würde. Dies nahmen die „Erneuerten" gern an, denn man brauchte alle verfügbaren Hände, Köpfe und Herzen, um den Kampf gegen die egoiſtiſche Kälte der Weltleute aufzunehmen, um den Armen, den Unterdrückten, dem Volke zu zeigen, daß nicht aus Haß und Feindſchaft, ſondern aus tatbereitem Helfen aller unter einander eine Beſſerung der ſozialen Lage entſtehen könne.

Liſelotte beſuchte die Verſammlungen mit ihrer Mutter, hörte aufmerkſam und nachdenklich auf alle Reden und Gegenreden, alle die Debatten und leidenſchaftlichen Meinungskämpfe, die dort ausgefochten wurden, hörte auf die Schilderungen brennender Notſtände, auf die Vorſchläge zu Reformen mannigfachſter Art und erhielt ſo zum erſtenmal ein vielgeſtaltiges Bild des gegenwärtigen in- und durcheinander wogenden Geſellſchaftslebens. Das trug denn freilich ein ſehr verſchiedenes Gepräge von dem patriarchaliſchen Zuſtand der Dinge auf Wittigenfelde. War ihr das pantheiſtiſch-

ethiſche Chriſtentum des Grafen noch etwas recht Anzuzweifelndes, ſo ergriff die ſoziale Not, in die ſie Einblick gewann, ſchnell und ſtürmiſch ihr Gefühl.

Darauf hatte der Graf gerechnet.

In der Abteilung für Jugendſchutz und Jugenderziehung, den Altenhagen im Verein mit ſeinen Freunden zu errichten wünſchte, war ſie ganz an ihrem Platz, und ihre ruhigen, klaren, vernünftigen Vorſchläge wurden mit Achtung und Anerkennung aufgenommen.

Bei den Feierabenden, die für junge Fabrikarbeiterinnen eingerichtet wurden, bat er ſie, die Oberaufſicht zu führen und es war, wie vordem in Wittigenfelde unter den Tagelöhnerskindern: die Mädchen hingen mit Liebe, ja mit einer Art von romantiſcher Schwärmerei, die in dem Leben der meiſten ein neues Element bildete, an Liſelotte Reckling. Sie konnte auch hier, durch ihre Perſönlichkeit an ſich, durch Liebe, Freundlichkeit und Teilnahme wirken. Und zwiſchen dieſen armen, rohen Proletariermädchen fühlte Liſelotte ſich wohler und im geiſtigen Sinne mehr zu Hauſe, als unter den „Erneuerten“ ſelbſt.

Es machte immer wieder einen ſonderbar verwirrenden, ja verletzenden Eindruck auf ſie, zu ſehen, wie eine Anzahl von Leuten die Gedanken und Erfahrungen, die ihnen ein innerlich bewegter Menſch ausgeſprochen hatte, ſofort mit einer nüchternen Lebhaftigkeit aufgriffen und ſie in einer regen geſchäftsmäßigen Weiſe zu vertreiben ſich anſchickten, auf denſelben Wegen und mit denſelben Mitteln, mit denen für irgend eine politiſche Partei oder einen neuen Handelsartikel

Reklame gemacht wurde: Verſammlungen, Diskuſſionen, Preſſefehden, Flugblätter . . . es war derſelbe Apparat, mit viel Geräuſch in Bewegung geſetzt, den ſie rings um ſich her in Berlin von allen Seiten klappern und ſchnurren hörte, mochte ſie hinblicken, wohin ſie wollte.

Ihr war Glaube bisher nur einſames Träumen geweſen, ein verſchwiegenes Ringen um ihrer Seele Frieden und Lauterkeit. Und ſie hätte auch, ihrem Geſchmacke nach, es für Lorenz Altenhagen lieber geſehen, wenn er mehr für ſich geblieben wäre und auf den Einfluß in die Breite, die von einer gewiſſen Verflachung nun einmal nicht zu trennen war, überhaupt verzichtet hätte.

Aber ſie bemerkte wohl, mit einem Unbehagen, das an Schmerz grenzte, welche Freude er an der Wirkung empfand, die ſeine Gedanken ausübten, an dem Leben und der eifrigen vielfachen Betätigung, die ſie in dieſem Winter erweckten, in einer von tauſend gegenſätzlichen und hauptſächlichen materiellen Intereſſen durchwogten Großſtadtbevölkerung.

X.

Eine der wichtigſten und kräftigſten Perſönlichkeiten unter den „Erneuerten" war eine Amerikanerin, Mrs. Sarah Nicodemus Stuart.

Sie ſtammte aus Boſton, dem Zentrum der amerikaniſchen Intelligenz, zählte hervorragende Gelehrte unter ihre Vorfahren und hatte während ihres langjährigen Witwentums in ihrer Heimat ſchon eine hervorragende Stelle in verſchiedenen geiſtigen Befreiungsbewegungen geſpielt. Mit der Tatkraft und der praktiſchen Überſicht, die die kluge Amerikanerin auszeichnet, verſtand ſie es, ihre ethiſchen Intereſſen und die Pflege eines kranken Sohnes zu vereinigen.

Um mit dem jungen Mann, der ſich vor drei Jahren durch einen unglücklichen Sturz vom Rade eine Rückgratsverletzung zugezogen hatte, bei einem hervorragenden Spezialiſten ein neues Heilverfahren zu verſuchen, war ſie nach Deutſchland gekommen. Durch eine deutſche Mutter mit der Sprache vertraut und für Deutſchlands innere Kultur dadurch lebhafter begeiſtert, als dies ſonſt bei Ausländern der Fall zu ſein pflegt, hatte ſie mit warmer Teilnahme von dem Grafen Altenhagen gehört.

In der Ungeniertheit und Sicherheit einer weitgereiſten und erfahrenen Frau hatte ſie ihn aufgeſucht.

Der junge Offizier, der eben im Konflikt mit ſeinen Vorgeſetzten ſeinen Beruf hatte aufgeben müſſen, fand in ihr eine verſtändnisvolle und geſchickte Freundin.

Mit der Zeit leiſtete ſie ihm unſchätzbare Dienſte. In langen Geſprächen mit ihr klärte ſich ſein Denken, weitete ſich ſein Blick, er knüpfte Fäden über den Ozean hinüber mit anderen Gleichgeſinnten, die ihm neue Geſichtspunkte eröffneten, ihm praktiſche Ratſchläge erteilten. Und wenn Altenhagen nicht einer der vielen einſamen Sonderlinge und Starrköpfe blieb, die ein paar gefundene Ideen ſorgſältig und mißtrauiſch vor aller Welt verſtecken, ſo hatte er ſeine energiſche und zielbewußte Entwickelung nicht zum kleinſten Teile Mrs. Nicodemus Stuart zu danken.

Sie war nicht die Frau, die in ſpekulativen und philoſophiſchen Grübeleien Befriedigung fand, bei ihr mußte alles eine kräftige ſichtbare Geſtalt gewinnen. Es reizte ſie außerordentlich, Gelegenheit zu finden, die Ideen, für die ſie bereits in ihrem Vaterlande erfolgreich gekämpft hatte, nun auch in der Heimat ihrer Mutter verbreiten zu helfen. Sie hatte Deutſchland immer mit liebevollen, aber etwas mitleidigen Gefühlen betrachtet, als ein im Grunde recht zurückgebliebenes Land, das der Aufhellung dringend bedürftig ſei. Und ſo bedeutete es für ſie nur eine folgerechte Fortſetzung ihrer Lebensarbeit, als ſie dem Grafen zur erſten Propaganda ihre reichen Mittel zur Verfügung ſtellte, ja eigentlich förmlich aufdrängte. Auf dieſe Weiſe trieb ſie ihn ſtärker und ſchneller, als ſeine Natur es bedurft

hätte, in die Öffentlichkeit und zu jener vielfachen sozialen Tätigkeit, die Liselotte so sehr in Erstaunen versetzt hatte. Sie trieb ihn dazu, noch ehe die gärenden Ideen in ihm feste Gestaltung gewonnen hatten, noch ehe sie sein untilgbares, klar zu überblickendes Seeleneigentum geworden waren.

* * *

Altenhagen hatte die Recklingschen Damen schon an einem der ersten Versammlungsabende mit Mrs. Stuart bekannt gemacht, und sie hatte sich ihrer, wie jeder einigermaßen hoffnungsvollen Erscheinung unter den „Erneuerten" sofort aufs wärmste angenommen.

Trotz ihrer angespannten Tätigkeit fand sie noch Zeit, ihnen bei ihrer Einrichtung in Berlin mit gutem Rat und hilfreichen Aufmerksamkeiten beizustehen, so daß Mutter und Tochter sich ihr nach kurzer Zeit, wie fast sämtliche Mitglieder der Gemeinschaft, in irgend einer Hinsicht verpflichtet fühlen mußten.

Mrs. Stuart pflegte alle vierzehn Tage einen Fünfuhr-Tee in ihrer Wohnung zu geben, der natürlich nicht nur den Zweck hatte, oberflächlicher Plauderei zu dienen, sondern der einen zwanglosen geselligen Verkehr und dadurch einen regeren Meinungsaustausch zwischen den „Erneuerten" anbahnen sollte.

Als welterfahrene Frau hatte sie nicht die Form des offenen Empfangstages gewählt, den die beschränkten Räume ihrer Wohnung kaun gestattet haben würden, sondern sie behielt in weiser Vorsicht die Wahl ihrer Gäste in der Hand.

Anfang März wurden auch die Recklingſchen Damen von ihr geladen. Sie drückte dabei die Hoffnung aus, der Graf werde vielleicht einige Worte ſprechen.

Liſelotte hatte das letzte Mal ihre Mutter allein gehen laſſen. Als nun Mrs. Stuart in eigener Perſon erſchien und ſie bat, nicht zu fehlen, kam es zu einer kleinen Ausſprache zwiſchen ihnen, die Liſelottes Gewiſſen ſchon längſt herbeigeſehnt hatte. Sie fühlte peinlich ihre ſonderbar zwieſpältige Stellung. Alſo erklärte ſie unumwunden, daß ſie die öffentlichen Verſammlungen, aus Intereſſe an der Bewegung, zwar beſuche, aber durchaus keine Geſinnungsgenoſſin geworden ſei und ſich deshalb auch nicht für würdig halte, an den engeren Zuſammenkünften teilzunehmen.

Es lag eine leichte Ironie in den Worten, die Mrs. Stuart indeſſen nicht verſtand oder nicht bemerken wollte.

Sie lächelte nur als Antwort, nahm die Hand des jungen Mädchens, blickte ſie mit ihren lebhaften ſchwarzen Augen freundlich an und erwiderte: Wenn ſie auch nicht zu ihnen gehöre, ſo würde ihr ſüßes, ernſtes Geſicht ſo ſehr zur Erbauung der anderen beitragen, daß ſie ſchon aus dieſem Grunde nicht fehlen dürfe. Und überdies unterſchieden ſie ſich ja gerade dadurch von den Bekennern ſtarren Kirchenglaubens, daß ſie den Menſchen nach ſeinem inneren Weſen, nicht nach ſeinem Glauben abſchätzen.

Liſelotte wollte ſich trotzdem durch ihre Mutter entſchuldigen laſſen, aber ſie fühlte, als der Tag herankam, eine ſo betäubende Freude in der Ausſicht, Lorenz

Altenhagen nach längerer Zeit einmal wiederzuſehen, daß alle Bedenken davor zerrannen.

Baronin Nanny glühte in Eifer und Wichtigkeit. Da Altenhagen ſich für ihr Bedürfnis nach Meinungsaustauſch viel zu wenig um ſie kümmerte, hatte ſie einen Doktor Pfiffendorf, einen Theologen, dem man, wie die Sage ging, um ſeiner ſozialiſtiſchen Neigungen willen kein geiſtliches Amt übergeben wollte, in ihr Vertrauen gezogen.

Die beiden fanden ſich in gemeinſamer Schwärmerei für ihren Abgott Altenhagen. Und da der junge Mann ein regelmäßiger Mitarbeiter an den „Stimmen der Wahrheit" war, aber, wie er geſtand, ſeine Beiträge immer in einem Kaffeehaus ſchreiben mußte, da ſeine Einnahmen nicht reichten, um ſein Zimmer heizen zu laſſen, ſtellte ihm die Baronin ihren Schreibtiſch zur Verfügung. Das gab nun eine Quelle unendlicher vergnüglicher Tätigkeit.

Sie war, ſobald der linkiſche junge Mann ſeinen nach ſchlechtem Tabak duftenden Überzieher an den Kleiderſtänder auf dem Flur gehängt hatte und mit einem dicken Paket von Schriften, Manuſkripten und Broſchüren im Arm, in ihrem kleinen Salon erſchien, ganz von der Obliegenheit erfüllt, ihm jede Störung fern zu halten. Dies beſorgte ſie, indem ſie fortwährend auf den Fußſpitzen durch alle Zimmer trippelte, mit ihren ſeidenen Röckchen raſchelte, den Leuten Anweiſungen gab, ſich ruhig zu verhalten, wobei ſie ſelbſt ſich dann ſtets etwas ereiferte, alle fünf Minuten bei Herrn Doktor Pfiffendorf erſchien, um ihn zu fragen,

ob er auch nichts brauche, oder Biscuits für Wauwau zu holen, der winselnd und kläffend nach seinem gewohnten Platz auf dem Fell unter dem Schreibtisch verlangte, den jetzt Doktor Pfiffendorfs Füße einnahmen.

Es gab Momente, wo der junge Mann unter all dieser freundlichen Unruhe seufzend nach seinem friedlichen Kaffeehauswinkel zurückverlangte. Aber wie hätte er sich entschließen können, einen so gut gemeinten Vorschlag zurückzuweisen? Fühlte er sich auch sehr unbehaglich bei Frau von Reckling, so durchrieselten ihn, den Sohn des armen idealistischen Dorfschullehrers, doch die angenehmsten Schauer in der von allerlei geheimnisvollen Düften erfüllten Atmosphäre dieses aristokratischen kleinen Boudoirs. Und er war glücklich, wenn er zum Dank für die Frau Baronin Briefe schreiben oder ihr sonstwie in ihrer Obliegenheit als Schriftführerin des Arbeiterinnenvereins helfen konnte.

Frau Nanny hatte sich zu diesem wichtigen Posten gleich ein reizendes Aktenmäppchen von Leder mit silbernem Monogramm und der Freiherrnkrone machen lassen. Sie nahm es stolz mit in die Versammlungen und zeigte sich auch gern damit in der Tram. Aber die Arbeiten, die getan werden mußten, überantwortete sie mit großer Gelassenheit Liselotte oder dem Doktor Pfiffendorf.

Zu dem Tee bei Mrs. Stuart komponierte sie in Gemeinschaft mit ihrere Schneiderin etwas Weißes, Wallendes, Musenhaftes von Gewand, das ihre Gedanken nicht wenig in Anspruch nahm.

Strahlend wie ein Kind am Geburtstagsmorgen

betrat sie, angetan mit den feierlichen Draperieen, in tragischem Theaterschritt, ihrer Tochter Zimmer und Liselotte konnte nicht anders, sie mußte kopfschüttelnd in das fröhlichste Gelächter ausbrechen.

„Ach, Muttchen," rief sie, „was bist du doch noch für ein junger Mensch."

Es ging ihr dabei durch den Sinn, wieviel diese unverwüstlich junge Mama dazu beigetragen hatte, ihr selbst die frohe Jugend zu verdunkeln.

* * *

Die Amerikanerin hatte, damit ihr kranker Sohn die freie Luft genießen und nicht durch neugierige Nachbarschaft belästigt werden konnte, ein kleines, alleinstehendes Haus an der westlichen Peripherie der Großstadt, weit draußen in der Wilmersdorfer Flur, gemietet.

Man mußte, um zu ihr zu gelangen, die Tram an ihrem Endpunkt verlassen und dann noch eine Strecke zu Fuß wandern, auf Straßen, die bereits gepflastert und mit Namen versehen waren, auf deren Bürgersteigen aber das Gras ungehindert sproßte, an Drahtzäunen entlang, deren Saum Scherben, Fetzen schmutzigen Papiers, und Reste zerrissenen Schuhwerks zierten und welche Wiesenflecke mit einzelnen Weiden und Erlengebüschen gleichförmig umschlossen. Schon waren die meisten von ihnen durch große Plakate als Bauplätze gekennzeichnet. Andere trugen die dürftigen Spuren von Gartenanlagen kleiner Leute. Ihre ärmlichen Holzlauben, die vermoderten Reste von Rüben- und Kohlpflanzungen, die kahl in die Luft ragenden

Stämme faulender Sonnenblumen machten an dieſem trüben und grauen Märztage einen kläglichen, proletariſchen Eindruck. Hohe Brandmauern, denen die ſchützenden und ihre Häßlichkeit verbergenden Nachbarn noch fehlten, ſchienen zu unnatürlicher Höhe emporzuſtreben. Holz- und Kohlenhöfe, gewaltige runde Gasbehälter, Steinmetzwerkſtätten, allerlei halb zerfallene Baulichkeiten zu wieder aufgegebenen induſtriellen Zwecken und die ſonderlichen Häuſer ſonderlicher Menſchen, die hier ganz für ſich wohnen wollten, aber nun allmählich von den Fangarmen der ſich mächtig dehnenden Stadtrieſin umſchlungen und in ihren Kreis gezogen wurden, bildeten den Typus der Gegend. Alle dieſe Niederlaſſungen erſchienen wie die häßlichen Ausläufer eines freſſenden Geſchwüres, die von dem Krankheitsherd hinaus in das noch geſunde Land geſandt wurden, um es nun auch endgültig zu verwüſten und zu zerſtören. Es war, als ob das Land ſchon von dem Peſthauch der Gewaltigen tödlich geſtreift worden wär, ſo dürftig erſchien der Baumwuchs, ſo dürr und unfruchtbar, nur von dünnem, gelbem Graſe bedeckt, die Wieſen. Aus einer Bodenſenkung quoll plötzlich weißer Dampf empor, dort raſte der Vorortzug durch die aufgeſchütteten Bahndämme und ſeine Schienengleiſe zerriſſen den Ackerboden. Dann geriet man auf einen breiten Landweg, der von alten Schwarzpappeln und hohlen Weiden begrenzt wurde. Dort, wo auf der einen Seite die Häuſer und Türme der Stadt im leichten Regennebel verdämmerten, auf der anderen aber der Blick über die Felder ungehindert zum dunklen Rand des

Grunewalds ſchweifen konnte, hatten Mrs. Stuart und ihr Sohn ſich niedergelaſſen.

Das einfache Haus war von einem Bildhauer erbaut, eine große Ateliertür führte zu ebener Erde hinaus in einen ungepflegten Garten, in dem Kiefern und Erlen durcheinander wuchſen.

Der Kranke konnte auf ſeiner Tragbahre ohne Schwierigkeit ins Freie hinausgebracht werden, und der herbe Wind, der aus den weiten Kiefernforſten der Mark ſeine würzige Kraft herübertrug, konnte den Ärmſten frei umſpielen, ehe er in den Straßen der Stadt ſeine Flügel faltete.

Mrs. Stuart hatte den großen, kahlen Raum des Ateliers durch ſchöne alte Teppiche und Stoffe, durch einige Abgüſſe antiker Plaſtik wohnlich gemacht.

Noch glühte das Feuer im Amerikanerofen. Unter einer Teemaſchine von ſchwerem Silber züngelte das blaue Spiritusflämmchen, und zarte Täßchen von edlen Porzellanen mit Meißner- und Sèvreſtempel bekundeten den Geſchmack und das Kunſtverſtändnis der Beſitzerin.

Sie empfing ihre Gäſte in der kleidſamen amerikaniſchen Witwentracht. Das weißumrandete ſchwarze Häubchen, die faltigen ſchwarzen Gewänder mit den glatten weißen Leinenmanſchetten, bildeten ſo ganz den richtigen Rahmen für ihre ſtattliche, mütterliche Erſcheinung, daß man ſie ſich in einer bunten, modiſchen Tracht gar nicht hätte vorſtellen können.

Das Atelier und ein daranſtoßendes Gemach waren ſchon ziemlich mit Menſchen gefüllt, als Liſelotte mit ihrer Mutter eintrat.

Jeder neu Kommende ging zu der niederen Tragbahre im Hintergrunde des Raumes, auf der unter einer dunklen Samtdecke ein Mann ausgestreckt lag, — ein breitschulteriger, kräftiger, junger Mann, dessen brauner Kopf mit dem prachtvollen Profil und dem runden Kinn an die Büsten römischer Imperatoren gemahnte. Aber die welken, bleichen, von Leiden gezeichneten Hände, die auf der violetten Samtdecke ruhten, standen in einem schrecklichen Gegensatz zu der Kraft und der ehernen Bestimmtheit, mit welcher die Natur seine Gesichtszüge geformt hatte. Die leise, kaum merkliche Bewegung, die diese Hände machten, um die Freunde zu grüßen, die unbewegte Starrheit des Ausdrucks zeigten, daß die Energie des Lebens sich hier längst in die gleichgültige Apathie langen Duldens verwandelt hatte.

Liselotte stand erschüttert. Sie wagte es nicht, zu dem Kranken zu treten. Es schien ihr, daß ihm durch diese sich folgenden Berührungen mit eifrigen und strebenden Menschen, die ihm das Almosen ihres Mitleids als eine unbequeme Pflicht spendeten, eine unerträgliche Beleidigung angetan werde. Sie fühlte, daß man nur Worte zu diesem von einem so schweren Unglück belasteten Menschen hätte sprechen dürfen, die aus der tiefsten Seele kämen, Worte, die gar nicht in laute Töne zu fassen wären, weil sie Unaussprechliches ausdrücken mußten. Und während sie so auf ihn schaute, hoben sich seine schweren Lider und ein müder Blick traf sie aus seinen gleichgültigen und kalten, schwarzen Augen.

Da lächelte sie und legte alles, was sie an Güte,

Hingebung und Liebe in ihrem weichen Herzen trug, in ihr Lächeln, und reichte ihm so ein seltenes und köstliches Kleinod zu flüchtiger Freude auf sein Schmerzenslager.

Er schloß die Augen, als blende ihn ein Licht zu stark, und lag unbeweglich, während rings um ihn her die verschiedensten Erscheinungen von Männern, Frauen und Mädchen sich drängten und ihr Gespräch, ihr Lachen und Streiten den Raum erfüllte.

Ein eleganter junger Herr, mit einem blassen, klugen, spöttischen Gesicht, hüllte einen Strauß gelber Rosen aus einem Seidenpapier und gab sie dem Kranken.

Darauf sagte ein Mädchen mit einem langen, dünnen Halse, der wie ein schwanker Blumenstiel aus dem viereckigen Kleiderausschnitt emporwuchs, und mit sonderbar hochgewölbten Augenbrauen: „Man sollte nicht Leben zerstören, um Freude zu bereiten, man sollte nicht Blumen brechen, sondern mit einem Glase roten Weines zu seinen Freunden treten.“

„Ich möchte Sie darauf hinweisen, meine Gnädige,“ plauderte der junge Mann, „daß es mir schwer fallen würde, in Berlin zu dieser Jahreszeit einen Ort zu finden, wo ich den Frevel hätte begehen können, gelbe Rosen mit eigenen Händen zu brechen. Wenn das irgend ein Gärtnerbursche an der Riviera getan hat, so schiebe ich ihm die Schuld zu. Ich werde mich übrigens das nächste Mal gewiß mit einem Glase roten Weines in der Hand von der Friedrichstraße hierher begeben, nur fürchte ich, schon an der Kreuzung der Leipzigerstraße

einem Schutzmann in die Hände zu fallen, der mich im Polizeiwagen nach Dalldorf führt . . ."

Das Mädchen mit dem langen dünnen Halse warf unter den hohen Brauen einen erstaunten Kinderblick auf ihn und schaute dann weiter mit einem Ausdruck in die Luft, der zu besagen schien, daß sie hier, wie überall, ein verirrter Fremdling bleibe.

„Die Menschen verstehen die Schönheit nicht," flüsterte sie träumerisch.

„Nein, sie verstehen sie nicht. Dabei müssen wir uns beruhigen und mit der praktischen Vernunft Kompromisse schließen."

„Die praktische Vernunft ist die Sünde wider den heiligen Geist," sprach das Mädchen mit der dünnen Stimme und dem dünnen Halse.

„Ist das ein Lehrsatz Ihres Bruders?" fragte ein Herr.

„Sein erster und liebster."

„Ach so . . . Dadurch wird mir freilich manches erklärlich. Wo steckt er denn jetzt? Kommt er heute?"

„Nein," antwortete das Mädchen. „Mein Bruder und Graf Altenhagen würden sich niemals verstehen."

„Ja, der Vernunft hat Altenhagen Gott sei Dank noch nicht ganz entsagt. Schade, ich hatte mich darauf gefreut, Ihren Bruder hier zu sehen. Wissen Sie, ich mag ihn eigentlich gern. Es freut mich so, daß es dergleichen in Berlin gibt."

„Mein Bruder hat jetzt seine Zeit der Einsamkeit. Er wandert zu Fuß nach Paris und dann nach dem Sinai."

„Und Paris iſt die erſte Station dieſer Einſamkeitsfahrt?“ fragte der Spötter.

„Mein Bruder reiſt nicht wie andere Leute,“ berichtete das Mädchen andächtig. „Er geht ohne Geld, in ſeinen Sandalen und mit der ledernen Taſche, in der er Brot und Früchte mit ſich nimmt. Mein Bruder iſt ein ſeltſamer Menſch.“

„Das ſcheint ſo,“ bemerkte eine neu hinzutretende, modern und elegant gekleidete Dame. „Was will er denn auf dem Sinai? Iſt er Jude?“

„Nein. Er will ſich eins mit Gott fühlen,“ ſagte das Mädchen, und nahm eine Taſſe Tee, die ihr Mrs. Stuart bot.

Liſelotte ging in tiefer Verwunderung weiter.

Der lange, magere Doktor Pfiffendorf mit ſeinem abgeſchabten, fettig glänzenden Rock, ſtand in eifriger Debatte zwiſchen einer Gruppe von Männern, die ſich durch große, breite Bärte auszeichneten. Ihre Stimmen hatten etwas Heiſeres, Überanſtrengtes, und Pfiffendorfs hoher Diskant übertönte ſie alle. Sie ſprachen von der Umgeſtaltung des Jugendunterrichtes in einer verinnerlichten Weiſe. Es waren Lehrer an verſchiedenen Anſtalten, ſowohl Volksſchulen, als Gymnaſien, die aus irgend welchen Gründen mit ihren Behörden in Konflikt geraten waren und nun nach neuem Boden und neuen Wirkungskreiſen ſuchten. Ihre Frauen, verſorgte Hausmütterchen, in billigen, aufgeputzten Sonntagskleidern, ſtanden verwirrt und geängſtigt unter den fremden Erſcheinungen rings umher, in denen ſie voll Mißtrauen und Bekümmernis die geiſtigen Verführer

und Verführerinnen ihrer Eheherren von den Pfaden bügerlicher Vorsicht und korrekten Gehorsams erblickten.

Nanny von Reckling plauderte, das weiße Musengewand eng und kokett um die weichen Formen der graziösen Gestalt geschmiegt, neben einer hohen Stehlampe, deren rotverschleiertes Licht ihre goldbraunen Haarlöckchen purpurn aufschimmern ließ, und ihrem fröhlichen kleinen Gesicht einen trügerischen Jugendschein verlieh. Sie schwatzte mit einem weiblichen Wesen in kurzem Radlerrock und einer sonderbaren Art von Pilgerkragen, an dem nur die Muscheln fehlten. Wolken von Zigarettendampf schwebten als leichter blauer Nebel um die zwei so gegensätzlichen Frauen.

„Gleiche Moral für Mann und Weib, und dem Verführer den Revolver vor die feige Brust," hallte die tiefe Glockenstimme des energischen Mädchens mit dem Pilgerkragen durch das Atelier. „Dieses ist die erste Forderung, die wir Frauen zu stellen haben. Altenhagen ist mir zu lax in seinen Anschauungen über diese Dinge. Viel zu sehr Mann! Pfui Teufel!"

Altenhagen stand unweit der Gruppe und wendete sich, als er seinen Namen so kampflustig aufrufen hörte, schnell nach ihr um. „Glauben Sie, daß Revolverfreiheit die Welt sehr veredeln würde?" fragte er ruhig, mit einem kleinen Beiklang von Humor in der Stimme.

Das Mädchen wandte ihr kühnes Danteprofil dem Sprecher zu: „Aber natürlich," rief sie unverblüfft. „So ein kleines Ding in der Brusttasche gibt jeder Frau ein anderes Gefühl von Stolz. An mich hat sich noch keiner gewagt."

Sie ließ das zierliche Revolverchen, das ſie aus der Bruſttaſche ihres Pilgerkittels zog, im Lampenlicht ſpielen.

„Iſt er geladen?“

„Und ob.“

„Na, dann machen Sie hier keine Dummheit,“ bemerkte der Graf trocken. „Spiele nie mit Schießgewehr, denn es fühlt wie du den Schmerz.“

„Hört, hört! der Gründe der ‚Erneuerten‘ machte Berliner Witze von Anno Toback.“

„In Ihrer Gegenwart fühle ich mich ſtets unwiderſtehlich dazu aufgelegt, Banalitäten zu ſagen.“

„Wie höflich!“

„Höflich? Bei dem heutigen Stand der Frauenfrage?“

Sie maßen ſich mit glänzenden Augen, wie zwei Gegner vor dem Kampf.

„Man ſieht, wie wenig Sie noch vom Abc der Frauenfrage verſtehen, wenn Sie meinen, wir verlangten keine Höflichkeit mehr vom Manne! es ſoll nur nicht verlogene Galanterie ſein, ſondern die Herzenshöflichkeit, die jeder Menſch dem anderen ſchuldet.“

„Nun, das laſſe ich mir eher gefallen,“ ſagte Altenhagen. „Unter ſolchen Bedingungen ließe ſich wohl Frieden ſchließen.“

„Gefehlt, mit Ihnen will ich gar keinen Frieden ſchließen. Ich habe im Gegenteil noch ein ſehr ernſtes Wort mit Ihnen zu ſprechen.“

„Wieſo?“

„Milena! Sie haben da ſchöne Geſchichten an-

gegeben. Mitglieder unſeres Verbandes hinterliſtig zur Ehe zu überreden."

„Ach ja, ich erinnere mich, ſie ſagte, Adelheid werde ich darüber verlieren."

„Die Gans. Soll ſie doch tun, was ſie nicht laſſen kann. Aber von Ihnen hätte ich etwas beſſeres erwartet, Graf Altenhagen."

„Beſſeres? Ich bin ſehr glücklich, daß mein Eingreifen hier einmal Nutzen geſtiftet hat. Sehen Sie, Adelheid, Sie können das Verallgemeinern nicht laſſen. Ihnen würde ich die Ehe ſicher nicht anraten, ſelbſt wenn Sie ein Kind hätten!"

„Würde mich ſowohl für das eine, wie für das andere bedanken."

„Aber die arme kleine Milena, wie ſoll denn die mit ihrem Würmchen allein durch die Welt kommen? Und der Franz Schuring war ja auch gar nicht ſo ſchlimm, wie Sie alle taten. Ein ganz natürlich empfindender Menſch, nur unbehilflich und ſchwer von Entſchlüſſen. Sehen Sie, der brauchte eine Frau ebenſo nötig wie die Milena einen Mann. Nun hat jeder das ſeine und das Kind Vater und Mutter. Nur keine Theorieen, wo ſie nicht hingehören und Menſchen unglücklich machen. Bin ich ein prinzipieller Gegner der Ehe? Sicherlich nicht. Jeder ſoll mit ſeinem Gewiſſen abmachen, wie er ſich dazu verhalten will."

„Die freie Liebe wird einmal ſein," ſagte beſcheiden ein älteres Mädchen mit einem ſtillen, freundlichen Geſicht. „Einmal, in langer, langer Zeit!"

„Für manche Leute besteht sie sogar schon heute, meine Gnädige," bemerkte der Spötter im Smoking.

Das Mädchen schüttelte vorwurfsvoll den Kopf.

„Wenn man ernste Fragen mit ein paar cynischen Redensarten abtut, kommt man nicht weiter."

„Die Liebe ist in sich ein Cynismus," sagte der junge Mann in demselben leichten Ton. „Darum befassen sich vorgeschrittene Geister am besten gar nicht mehr mit ihr. Freundschaft ist das einzig wahre Gefühl für kultivierte Menschen. Liebe sollte eben nur noch rein zum Zweck der Arterhaltung in möglichst sparsamen Dosen verwandt werden. Wir haben jetzt alle zu zarte Magennerven, um sie noch verdauen zu können."

Einige lachten. Aus dem Kreise der bärtigen Männer bemerkte jemand: „Dieser Ton gehört doch nicht hierher."

Der Graf trat zu Liselotte. „Wie gefällt es Ihnen hier?" Liselotte sah ihn schüchtern an. „Ich glaubte die Menschen in diesem Kreise vereinigt durch eine große Idee. Aber nun scheint es mir, daß jeder sein eigenes Steckenpferdchen reitet, ohne sich im Grunde viel um den anderen zu kümmern."

„So ist es auch," antwortete der Graf und seufzte ein wenig. „Es ist ein fortwährender Streit zwischen Mrs. Stuart und mir, ob es richtig ist, alle diese verschiedenartigen Leute mit ihren verschiedenen fixen Ideen heranzuziehen. Es ist das eine sehr schwere Frage. Kommen Sie, dort in der Ecke ist noch ein freier Platz, da wollen wir uns setzen. Ich kann mir denken, daß Sie ein bißchen verstört sind. So etwas

läßt man ſich freilich auf unſeren nüchternen ſächſiſchen Landgütern nicht träumen. Ein jeder hier in den zwei Zimmern hat, glaube ich, ſein Vögelchen im Kopf und hegt und pflegt es mit Liebe. Aber ſehen Sie, das ſind doch alles ſuchende und ringende Menſchen. Die Satten, die Behäbigen, die Korrekten, mit denen iſt gar nichts anzufangen. Darüber bin ich mir längſt klar. In jeder dieſer Exiſtenzen iſt ein Bruch, und nur durch die Brüchigen, die ‚Angekenterten‘, wie wir bei uns zuhauſe ſagen, wurde die Kultur von jeher weiter geſchoben.“

„Wer iſt Milena?“ fragte Liſelotte eifrig.

„Eine junge Malerin. Sie war Mutter geworden und völlig hilflos den Verhältniſſen gegenüber. Eltern hatte ſie nicht. Da nahmen Doktor Adelheid Runge und ihre Freundinnen ſich des Falles an, haben ſie treu und aufopfernd gepflegt, das muß ich beſonders betonen. Aber dann redeten ſie das arme, junge, verzweifelte Ding in einen ſolchen Haß gegen den Vater ihres Kindes hinein, daß ſie ſich anfangs weigerte, ihn auch nur wiederzuſehen. Ihm kam es ein wenig hart an, ſich zu binden, er iſt auch Künſtler und fürchtete die vermehrte Sorgenlaſt. Als er den kleinen Jungen im Arm der Mutter ſah, wurde das aber anders und er hatte nun keinen höheren Wunſch, als für ſie und das Kind zu arbeiten.“

Liſelotte atmete ſtill. Sie hatte ähnliche Fälle unter ihren Dorfarmen manches Mal zum guten Ende geführt. Sie hatte es auch erlebt, daß, was ſie für das gute Ende hielt, nur ein böſer Anfang wurde. Landfrau-

leins ſind ſelten ſo prüde wie die jungen Damen aus den Städten. Aber von einem Mädchen ihresgleichen kam ihr das alles doch ſeltſam fremd und unwahrſcheinlich vor. Sie blickte Altenhagen mit ihren klaren, braunen Augen herzlich an und ſagte: „Es war recht von Ihnen, daß Sie eingriffen. Aber warum ſagten Sie vorhin: Wie man ſich zur Ehe verhalte, habe jeder mit ſeinem Gewiſſen abzumachen? Das klang, als gäben Sie allen dieſen Leuten Freiheit zu dem dummen Zeug, was ſie dann ſchwatzten!“

„Tue ich auch. Nur durch die Freiheit der Rede kommen wir zur Klarheit der Gedanken.“

„Und wenn eines Menſchen Gewiſſen ihm erlaubt, die Ehe zu brechen?“

Altenhagen atmete tief auf. „Sie fragen böſe Fragen. Dann ſoll er ſie in Gottes Namen brechen. Beſſer, er lebt in der Wahrheit ein wildes, zügelloſes Leben, als in der Lüge ein nach außen zahmes und geſittetes, das innerlich faul iſt. Wer weiß, welche Kräfte durch die Leidenſchaft in einem ſolchen Menſchen frei werden, um ſeine Taten zu tun.“

„Das verſtehe ich nicht,“ ſagte Liſelotte. „Ich bin nicht Katholikin, aber ich begreife, daß die Ehe der katholiſchen Kirche ein Sakrament iſt. Ein Band, das durch ein Kind zwiſchen zwei Menſchen geknüpft wurde, ſcheint mir gar nicht gelöſt werden zu können. Es bleibt doch beſtehen, ſo lange das Kind lebt, was auch die Menſchen dagegen tun mögen. Ich ſehe ja fortwährend, daß Menſchen ſich aus der Ehe löſen, aber ich verſtehe es nicht.“

Altenhagen blickte ſie freundlich an. „Sie ſind ein Kind,“ ſagte er. „Sie ſollen das auch noch gar nicht verſtehen. Warum denn? Wir ſchreiten nur von Stufe zu Stufe. Ich habe auch ſo meine Träume über die Ehe, ganz für mich allein, das iſt ein ſo perſönliches Gebiet.“ Er verſank in Schweigen.

Nach einer Weile fragte Liſelotte: „Warum Sie nur nicht Prediger geworden ſind?“

„Sie meinen, weil ich Freude an der Seelſorge habe? Ja, das iſt wohl ſo allmählich in mir gewachſen. Meine Jugend, ich meine, die Zeit, in der man ſich für einen Beruf entſcheidet, war von anderen Trieben und Wünſchen erfüllt.“ Er ſah ernſt vor ſich nieder.

Liſelotte, die ihm aufmerkſam zugehört hatte, bemerkte, daß er errötet war.

„Ich kann es übrigens nicht bedauern, daß das Schickſal mich einen anderen Weg geführt hat. Als evangeliſcher Geiſtlicher hätte ich mich ſchwerlich aus den engen Mauern der kirchlichen Dogmen herausgefunden. Und doch müſſen wir heraus, wenn wir nicht erſtarren wollen!“ rief er inbrünſtig. „Haben Sie nie die Qual gefühlt, wenn alles Beſte und Geſundeſte in Ihnen gegen den Zwang Ihres Glaubens rebellierte? Wenn Ihre Seele gegen Gott aufſtand und nach Befreiung von ihm ſchrie, um leben zu können?“

Liſelotte ſenkte die Augen, ſie war blaß geworden, ihre Lippen zitterten. „In ſolchen Stunden war es nur der Heiland, der mir half,“ murmelte ſie.

„Mir hat er nicht geholfen,“ ſagte Altenhagen hart. „Es wird eine Zeit kommen, wo er Ihnen nicht mehr

hilft. Dann werden Sie auch erkennen, daß er kein Erlöser war, sondern nur ein großer Mensch, der uns den Weg gewiesen hat, wie wir uns selbst erlösen können, indem wir dem Verlangen unserer eigenen Seele demütig lauschen, und den Weg gehen, den unsere Zeit uns gehen heißt."

„Unsere Zeit? Führt die nicht in lauter Sümpfe, auf denen Irrlichter tanzen?"

Altenhagen lachte mit seiner herzlichen Kinderheiterkeit. „Was haben Sie für schreckliche Begriffe von unserer Zeit! Wenn wir durch Sümpfe gehen müßten, nur Mut und festen sicheren Schritt, damit wir die schmalen Pfade nicht verlieren, die hindurchführen, dann kommen wir schon auf festes Land und die Irrwische tun uns nichts."

Wieder geriet Liselotte unter den Bann der dunklen, weichen Männerstimme und dachte dabei: was er sagt, sind ja Phrasen. Er betrügt sich selbst. Das Verlangen unserer Seele ist nicht immer rein und göttlich. Sie blickte scheu auf die krausen Härchen seines Bartes, zwischen denen die gesund gerötete Haut der Wangen hindurchschimmerte und wandte gequält von einem jähen Wunsche das Auge ab. Ich liebe ihn, ich liebe ihn, dachte sie. Ich könnte für ihn sterben. Sie lächelte schmerzlich und doch strahlend.

Altenhagen war in seinen eigenen Gedanken gefangen. Er sah den Ausdruck ihres lieblichen Gesichtes nicht.

Aber der junge Stuart heftete seine schwarzen Augen auf ihr Antlitz und empfand einen Schauer von

Glück. Sie ist eine Heilige und das Schönste, das ich sah auf dieser Welt. Sie war es wert, all die schrecklichen Leiden getragen zu haben bis heut, dachte er.

Mrs. Nicodemus Stuart trat zu Liselotte und Altenhagen. „Lieber Graf, wir sind heute abend alle von dem Schicksal der armen kleinen Milena bewegt. Sagen Sie uns ein paar gute Worte über die Liebe zwischen Mann und Weib, über die Ehe und in welchem Geiste wir diese Dinge anschauen sollen."

„Über die Ehe?" fragte Altenhagen und stand auf.

Einige der Gäste drängten herzu.

„Wie kann ich über die Ehe reden? Ich war niemals verheiratet. Von der Liebe verstehe ich schon eher etwas. Aber das ist ein dunkles und verworrenes Gebiet. Wir haben es dunkel und verworren gemacht, weil wir es zur heimlichen Stätte der Sünde verdammten. Nun sind wir nicht mehr die Lebenverneinenden, sondern die Lebenbejahenden. Darum sollen wir die Leuchte unserer Freude durch das verworrene Gestrüpp der schwülen Zaubergärten scheinen lassen und wir sollen knieen vor dem Altar, auf dem das Leben geboren wird und anbeten aus seligem Herzen."

Er stand mit strahlenden Augen. Worte, Bilder, Gleichnisse strömten ihm zu, berauschten ihn selbst und trugen ihn weiter und weiter, ein Improvisator religiöser Erhebungen, der unwiderstehlich alle, die ihm zuhörten, mit sich fortriß zu entzückten Stimmungen, in denen die Seele sich frei und trunken in blauem Äther der Sonne entgegenschweben fühlte.

XI.

Am nächsten Morgen erhielt Liselotte durch einen Boten einen Zweig weißer Orchideen in einer Vase, die aus einer mattschillernden, zu schlanker Form erstarrten Perlensubstanz zu bestehen schien. Und wieder einen Tag später lag eine lose Masse dunkler Rosen auf ihrem Frühstückstisch. Die Blumengaben folgten sich in erlesener Wahl, ohne daß der Geber zu entdecken gewesen wäre.

Was Liselotte in dem Punkte wünschte, wagte sie nicht zu hoffen.

Kurze Zeit darauf fand sich Mrs. Stuart bei den Damen ein und bat Liselotte, ihren armen Sohn zu besuchen.

Liselotte ging selbstverständlich und saß ein Stündchen neben dem Lager von Excelsior Nicodemus Stuart. Der kühne Name war ihr peinlich, wie ein Schicksalshohn auf das trübe Dasein. Und doch war sie erstaunt, ja beinahe erschüttert, zu entdecken, welch ein feuriger und belebter Geist aus der gebrochenen Hülle strahlte.

In größerer Gesellschaft lag der junge Mann freilich apathisch und teilnahmslos da, aber das geschah nur, weil die Fülle der Bewegung und des Geräusches seine

kranken Nerven sofort überwältigte. Er klagte Liselotte, wie unerträglich die Teilnahme an seiner Mutter Geselligkeit oft sein Leiden steigerte. Aber er litt es, weil sie das Gefühl nicht entbehren sollte, ihm durch diese Veranstaltungen Freude und Anregung zuzuführen.

Liselotte wollte sich bald zurückziehen. Er hielt sie wie ein Kind mit bittender Hand fest und murmelte: „Ihre Stimme ist wie sanfter Nachttau, so still und kühlend. Ach, wenn Sie wüßten, wie ich unter der Energie meiner Mutter leide. Sie fährt auf alle Dinge zu wie eine überheizte Dampfmaschine. O, sie ist ja bewunderungswürdig, ich weiß . . . nur — ich kann es nicht ertragen. Kommen Sie oft, kommen Sie täglich zu mir, ach, ich darf das ja nicht verlangen, aber es würde mich so glücklich machen!“

„Dann will ich kommen,“ sagte Liselotte mit ihrem tröstenden Lächeln. „Jeden Nachmittag um diese Stunde will ich Ihnen vorlesen, wenn Sie das freut. Ich tue es so gern für Sie.“

Von grenzenlosem Mitleid überwältigt strich sie leicht mit ihrer schmalen Hand über das kurze, spröde Haar des jungen Mannes. Er schloß die Augen und öffnete sie auch nicht wieder, während Liselotte sich leise entfernte.

Darauf erhielt sie statt der Blumen einen Brief, in mühsamer, zitternder, verkritzelter Schrift: „Das Glück ist zu mir gekommen und ein kleiner blauer Vogel hat sich mit süßem, feinem Liedchen an meine Totenbahre gesetzt. Sein sanfter Gesang hat mich ins Leben

zurückgerufen, ich war schon fast eingeschlafen, und es war friedvoll und gut, so schien es mir. Aber nun mußte ich die Augen wieder öffnen, das Licht blendet und erschreckt mich, aber es wärmt auch so wundervoll. Lisa, darf ich Dich so nennen und willst Du mein holdes Schwesterlein werden, dem ich sagen darf, ganz schüchtern und zitternd vor Glück: Ich liebe Dich! Ich liebe Dich! Ich werde gesund werden, um Dich mehr und besser lieben zu können. Ich las in Deinen Augen die unendliche Güte Deines Herzens und ich weiß, Du wirst es lächelnd dulden, daß ich, der nur Mitleid einflößen kann, Dich so sehr lieb habe. Du sollst nichts auf diese Worte entgegnen, aber wenn Du kommst, wie Du mir versprochen hast, so werde ich wissen, daß Du die Gabe meines Herzens annehmen willst."

Excelsior Nicodemus Stuart.

Nun wußte Liselotte, von wem die Blumen waren, und sie weinte vor Enttäuschung und Rührung. Sie dachte an die rosenrote Kamelie, an die sie einst soviel frohe Hoffnung geknüpft hatte. Ihr Herz schwoll über vor Liebes- und Glückessehnsucht. Sie war so bewegt, daß sie zitterte, als sie gegen Abend an die niedere Tragbahre trat, auf der der junge Stuart ausgestreckt ruhte.

Sie sah auch seine Hände beben. Die Augen standen ihm voll Tränen, aber er beherrschte sich mit der Selbstüberwindungskraft, die er so viel in seinem kurzen Leben hatte üben müssen. Nur sein Lächeln sagte ihr seinen Dank. Es blieb als ein froher Ausdruck auf seinem schönen Gesicht, während sie sich niedersetzte und mit

ihrer leiſen, etwas eintönigen Stimme einen Aufſatz von Emerſon über die Freundſchaft zu leſen begann, den er gewählt hatte.

So trat ein Neues und ſehr Schönes in Liſelottes Leben. Es lag ein wehmutsvoller Reiz in dieſer Freundſchaft, die der Kranke mit aller Phantaſie ſeiner unbeſchäftigten Stunden zu ſchmücken und zu beleben ſuchte, aus der ſich ſein Gemüt ein unwirkliches, in den zarteſten Farben ſchillerndes Traumſchloß erbaute.

Jeder Morgen brachte dem angebeteten Mädchen einen Gruß, eine Strophe aus einem Dichtwerk, oder den Ausſpruch eines Weiſen, mit dem Excelſior verſuchte, ihr die geiſtige Richtung für den Tag zu geben. Zuweilen waren es auch von der halb gelähmten Hand mühſam niedergekritzelte, längere Ergüſſe eines leidenden und dennoch glücklichen Herzens. Eine mühſam zurückgehaltene Leidenſchaft ſchlug ihr aus dieſen Blättern wie der Duft einer fremden, unheimlichen Blüte entgegen. Allmählich fühlte ſie wohl die Wirkung dieſer ſeltſamen Bezauberung. Auch ihre Phantaſie begann in glühenden Bildern zu träumen, wollüſtig berührt von den Geiſterfingern einer unkörperlichen und doch heißbrennenden Zärtlichkeit. Und der Hauch ſchmerzlichen Verlangens, welcher aus der gequälten Schrift des Kranken zu ihr emporbrang, entfachte in ihr eine zehrende Sehnſucht nach der ſtarken, frohen Liebe eines Geſunden, der ſie mied.

Excelſior ſuchte ſie aber nicht nur durch ſeine Worte in ſeinen Lebenskreis zu ziehen, er ſandte ihr auch Bücher, Photographieen, kleine erleſene Kunſtwerke,

Stickereien, Stoffe und Malereien aus Indien und Japan, als läge eine beſondere Freude für den in eine ſtrenge Enge gebundenen darin, der ſüßen Freundin dennoch alle Schönheit der fernſten Zonen zu Füßen zu ſtreuen.

„Sie ahnen nicht, Liebe, wie ihn das Suchen und Wählen entzückt," erzählte ihr ſeine Mutter. „Den ganzen Tag iſt er beſchäftigt, ſtundenlang unterhandelt er mit dem Gärtner und dem Altertumshändler. O, und er ſieht ſo befriedigt dabei aus, mein armer Junge. Er hat wieder Intereſſe am Leben, er hat den ſtarken Wunſch, geſund zu werden und dies, ſagen die Ärzte, iſt das Wichtigſte, um die ſchwere Zeit des Wartens auf Geneſung zu verkürzen. Es war ſo furchtbar, zu ſehen, wie ſein ſchöner Geiſt mehr und mehr in Apathie verſank. Ich habe zuweilen gefürchtet, die Lähmung habe bereits das Gehirn angegriffen. Ach Liebe, Liebe, wie unſäglich dankbar bin ich für Ihren Einfluß auf meinen Sohn! Sie ahnen nicht, was Sie uns beiden gegeben haben! Ich ſage Ihnen, anfangs war ich eiferſüchtig, ich konnte es nicht ertragen, ſeine Liebe zu teilen, aber nun iſt das überwunden."

Und die ſtarke, eher etwas nüchterne Frau umfaßte Liſelotte, barg ihren Kopf an der Schulter des jungen Mädchens und brach in leidenſchaftliche Tränen aus, in denen der Jammer ihres Lebens ſich ans Tageslicht drängte.

Waren die beiden jungen Leute allein, ſo lag eine zarte Scheu, faſt eine Fremdheit zwiſchen ihnen. Sie verkehrten in einer gehaltenen, förmlichen Weiſe mit

einander und niemals ſpann Stuart die in den Briefen angeſchlagenen Gefühlsfäden in Liſelottes körperlicher Gegenwart weiter.

Er litt zu tief unter ſeiner Bewegungsloſigkeit, unter dem Unäſthetiſchen ſeiner Lage, um ſie dem Mädchen auch nur durch einen werbenden Blick fühlbar zu machen.

Und ihr war das Gefühl beklemmend, ihm ſo unendlich wenig an eigentlicher warmer Empfindung zurückgeben zu können.

Da bildete denn die Lektüre die willkommenſte Ableitung, und waren ſie erſt einmal ſicher auf geiſtigem Gebiet angelangt, ſo entſpann ſich wohl auch eine belebte Unterhaltung, die beſonders Liſelotte reichen Gewinn gab; denn Excelſior Nicodemus hatte auf den beſten amerikaniſchen Univerſitäten eine ungewöhnlich reiche und vielſeitige Bildung empfangen.

Zum erſtenmal ſeit ihres Vaters Tode koſtete Liſelotte wieder den Genuß eines ungehemmten, intellektuellen Meinungsaustauſches.

Die Kunde der ſeltſam ergreifenden Freundſchaft verbreitete ſich ſchnell unter dem kleinen internationalen Kreiſe, mit dem Mrs. Stuart in Berührung kam.

Ja, es ſchien ihr daran zu liegen, der Sache ein gewiſſes offizielles Anſehen zu geben, indem ſie ſelbſt viel davon ſprach und Liſelotte mit etwas Emphaſe nicht anders als „the dear sister of my son“ oder „unſere junge Freundin“ nannte.

Liſelottes zurückhaltender Natur war das nicht eben angenehm. Aber ſie hatte ein zu tiefes Mitleid mit

Mutter und Sohn, um es nicht still zu dulden, ebenso wie die Neckereien ihrer eigenen Mama. Baronin Nanny erging sich in den tiefsinnigsten Betrachtungen über die Verschiedenheit zwischen ihrer Tochter und ihrer eigenen Natur- und Gemütsanlage.

„Ich glaube wahrhaftig, Lisulei, du würdest imstande sein, den Excelsior zu heiraten, nur um einen Menschen glücklich zu machen. Es wäre vielleicht noch nicht einmal das Dümmste, was du tun könntest. Er ist ein reicher Mann, und du hast ja immer Passion zur Krankenpflege gehabt. Ich glaube bestimmt, die Mutter hat ihre Wünsche in dieser Hinsicht."

Auch von anderer Seite wurden Liselottes Gedanken nach dieser Richtung gedrängt, von einer Seite, von der aus es ihrem Herzen besonders wehe tat.

Lorenz Altenhagen hatte den Rest des Winters und die ersten Frühlingswochen in einem Gebirgsdorfe verbracht und war nun nach Berlin zurückgekehrt, um seine in der Einsamkeit vollendete Schrift „Gedanken eines Lebendigen" der Öffentlichkeit zu übergeben. Er traf bei Stuarts mit Liselotte zusammen.

Man sprach viel und ernst. Lorenz setzte Mrs. Stuart seine Zukunftspläne auseinander. Er beabsichtigte, den Sommer über noch in der Stille zu wirken, dann im Herbst eine Versammlung seiner Getreuen einzuberufen, um der Gemeinschaft auch durch ein äußerliches Band einen besonderen Stempel aufzudrücken. Er dachte sich eine Art von Gemeinschaftsleben im Sinne der ersten Christen, jedoch nicht in Katakomben und Grüften versteckt, sondern in hellem

Lichte der Sonne, umgeben von der schönsten Natur, irgendwo an einem der reizvollen Havelseen, von denen man die Großstadt bequem erreichen konnte.

Mrs. Stuart war Feuer und Flamme für den Plan. Sie beabsichtigte längst, sich in der Umgegend von Berlin anzukaufen, um ihrem Sohn ein ländliches, behagliches Heim zu schaffen. Natürlich würde sie dann die Wünsche Altenhagens berücksichtigen und nur einen Ort wählen, der auch ihm zu dauerndem Aufenthalt genehm sei.

„Wir bauen ein Haus, in dem Sie die obere Etage bewohnen werden," hatte sie begeistert ausgerufen. „Wir werden einen Turm haben, von dem man nachts die Sterne und den Mond sehen kann. Und unter den Bäumen des Parkes die Kapelle, in der Sie uns versammeln und erbauen sollen. O, wie köstlich kann das werden! Wie schön ist es, wenn Menschen lernen, im Geiste mit einander zu leben und sich lieb zu haben. Gute, frohe, herrliche Männer und Frauen werden sich um uns scharen, es wird ein Paradies auf Erden sich gestalten!"

„Was sagen Sie zu unserem Plan?" fragte Altenhagen Liselotte, als sie auf dem Heimweg an den Drahtzäunen entlang gingen, hinter denen die Wiesen grün wurden. „Werden Sie sich auch beteiligen und auf unser Dorf mit hinauskommen? Sie sind ja auch mehr für das Land, als für die Stadt geschaffen. Wie der Frühling schon zu duften beginnt! Spüren Sie? Es hat vorhin geregnet!"

Liselotte sah ihn lächelnd an.

Sie war so froh mit ihm zusammen zu sein, daß sie nichts anderes zu denken vermochte. Die Aussicht, auf dem Lande immer in seiner Nähe zu bleiben und in einem primitiven, ungehinderten Verkehr ihn täglich sehen und sprechen zu können, dünkte sie bezaubernd.

„Wir werden sicher hinauskommen," rief sie fröhlich. „Stuarts sind so ideale Menschen, ich ließ mir nicht träumen, daß dergleichen noch in der Gegenwart möglich sei. Wie schön und stark tragen sie ihr schweres Geschick."

Altenhagen bejahte mit einer leichten Bewegung des Kopfes. „Ich habe mich von Herzen gefreut, den armen Excelsior so verhältnismäßig wohl und angeregt zu finden. Sie haben da wirklich ein gutes Werk getan, nur frage ich mich, ob es nicht schließlich bedenkliche Konsequenzen für Sie selbst haben kann?"

„Wieso?" antwortete Liselotte. „Der Verkehr mit einem schwerkranken gelähmten Manne kann doch wohl nicht mißdeutet werden!"

„Das keinenfalls. Und, ich weiß nicht, woran es liegt, ich glaube, Ihr ganzes Wesen würde Sie immer und überall vor jeder Mißdeutung schützen. Nur fragt es sich, ob Stuart und seine Mutter sich nicht selbst Hoffnungen machen, die Sie vielleicht doch nicht zu erfüllen geneigt sind?"

Liselotte errötete. „Warum sagen Sie auch solche Dinge und verwirren mich?" fragte sie vorwurfsvoll.

„Ich sage diese Dinge, damit Sie bei Zeiten darüber nachdenken."

„Sie tun Stuart Unrecht. Er betrachtet mich ganz als seine Schwester."

„Als seine Schwester wohl, notgedrungen — aber vielleicht als Schwester auf Lebenszeit. Jedenfalls hat seine Mutter sich in dem Sinne geäußert und ich möchte, daß Sie sich ganz klar darüber sind, was man dort von Ihnen erwartet. — Sie sind ja wohl ein Mensch, der nur beginnt, was er auch durchführen kann. Es ist möglich, daß Sie Genuß in dieser völligen Aufopferung finden würden. Ich glaube fast, Ihre Natur neigt zu dergleichen. Sie scheinen so wenig irdische Bedürfnisse zu haben. Nur sind denn doch Schwierigkeiten zu überwinden, über die Sie, als junges Mädchen, sich wohl nicht klar sind. Verzeihen Sie, daß ich hier von Angelegenheiten rede, die mich im Grunde gar nichts angehen," fügte er plötzlich in einem schroffen Tone hinzu.

Er blickte von der Seite auf ihr tief erregtes Gesicht. Was hat sie? Liebt sie diesen schönen Excelsior etwa? dachte er. Solche Mädchen sind es imstande, sich in die Augen, in den Ausdruck eines Mannes zu verlieben und in einer so geistigen Liebe ein Leben zu verträumen. Glückliche Geschöpfe, welche Kämpfe werden ihnen erspart.

„Ich habe so sehr das Bedürfnis, einem Menschen etwas zu sein," klagte Liselotte. „Mit meiner Mutter will mir das gar nicht gelingen. Wir sind innerlich zu verschieden."

„Das glaube ich wohl," sagte Altenhagen nachdenklich. „Aber Sie müssen nicht verzagen. Ihre Ruhe und Sicherheit tun der Baronin sehr gut!"

Lorenz liebte Liſelotte keineswegs. Sie empfand das ganz richtig. Aber während er ſie mit Excelſior zuſammen ſah, war ihm klar geworden, daß da ein anderer Einfluß auf ſie zu wirken begann als der ſeine, und das wollte er nicht. Er wußte ſich Excelſior bei weitem nicht ſo untertan wie deſſen Mutter. Und Liſelotte zu ſeinen Anſchauungen zu bekehren, ſie zu einem gelehrigen, fügſamen, feinen und edlen Werkzeug ſeiner Pläne und Ideen zu machen, hatte ihm vom erſten Augenblick an, da er ſie ſah, als eine Notwendigkeit für ſein inneres Gleichgewicht vor der Seele geſtanden. Weil es ihm ſo wichtig und bedeutungsvoll ſchien, darum gerade hat er nichts überſtürzt. Er hatte gefürchtet, ſie ſich zu entfremden. Aber nun war es an der Zeit, ſie energiſcher für ſich zu gewinnen. Das rein äſthetiſche Leben, welches der Kranke führte, ſchien ihm ſchal und weichlich, ſeiner puritaniſchen, grübleriſchen, norddeutſchen Natur lag ein herberes Ideal näher. Soziale Arbeit und ein ſtrenges ethiſches Streben. Er fühlte, daß in Liſelotte viel Künſtleriſches ſich verbarg. Es konnte ihr Denken beeinfluſſen und ſie in Bahnen ziehen, die von ihm abführten. Und er wollte ſie nicht laſſen. Das ſtand bei ihm feſt. Er fühlte, in irgend einer Weiſe würde er ſie für ſein Leben brauchen, nur wußte er noch nicht genau in welcher Form.

XII.

Von da an kam Altenhagen öfter zu den Reckling-schen Damen. Auch er brachte Liſelotte Bücher, ſetzte ihr in ſeiner, im Privatgeſpräch etwas ſchwerfällig und unbeholfen wirkenden Art, ſeine Anſichten auseinander, disputierte mit ihr, kurz, begann energiſch mit Excelſior in Wettbewerb um den Einfluß über ihre Seele zu treten.

Liſelotte ſagte ſich täglich, daß ſie Grund habe, glück-lich zu ſein und fragte ſich verwundert, warum ſie in Altenhagens Gegenwart nie Befriedigung, eher eine quälende Unruhe und Pein empfinde. Auch ging die Selbſtüberwindung, die ſie üben mußte, um ihm die Un-ruhe, das innere Leiden nicht fühlen zu laſſen, faſt über ihre Kräfte. Dennoch wäre ſie eher geſtorben, ehe ſie ihm nur durch einen Blick, durch eine weiche Bewegung verraten hätte, was an ihr zehrte. Die Selbſtbeherr-ſchung gab ihren Gliedern, ihren Bewegungen etwas Steifes, nahm ihren Worten Farbe und Klang. Ja, es kam ſo weit, daß der Mann den nervöſen Schauder, den ſie augenſcheinlich in ſeiner Gegenwart empfand, als eine feindſelige Geſinnung gegen ſeine Perſon aus-zulegen begann.

Baronin Nanny geriet jedesmal ganz außer ſich

vor Vergnügen, wenn Altenhagen bei ihnen erschien. Sie zeigte ihm ihre Bewunderung und Verehrung in der kindlichsten Weise, sie kaufte feine Delikatessen, um ihn damit zu füttern, lauschte mit der subtilsten Aufmerksamkeit nach seinen kleinen menschlichen Schwächen, um diese dann zu hätscheln und zu pflegen. Kurz, sie bewährte sich als eine Frau, die eine nicht geringe Erfahrung in der Behandlung des anderen Geschlechtes besaß.

Lorenz Altenhagen hätte kein abgehetzter, überarbeiteter und oft gekränkter und geärgerter Mensch sein müssen, um diese Fürsorge sich nicht mit einem vagen Lächeln und Kopfschütteln ganz gern gefallen zu lassen.

In Liselotte regte sich oft eine erbitterte Eifersucht gegen ihre Mutter. Weil sie sich nicht unbedingt als eine Anhängerin und Schülerin von Altenhagen betrachten durfte, befand sie sich in einem inneren Zwiespalt ihm gegenüber. Sie beneidete ihre Mutter um deren strahlende Begeisterung, dabei wußte sie recht gut, daß Mama keine Spur von tieferem Verständnis für den unerbittlichen Ernst seines Wesens besaß. Es irritierte sie unsäglich, wenn sie dies unruhige, flatternde Flügelschlagen der hübschen Frau um ihn her sah und bemerken mußte, wie es ihn amüsierte und erheiterte, während er ihr gegenüber immer befangen und gehalten blieb. Dann arbeitete sie sich förmlich in eine Verachtung gegen ihn ein und begann sich zu fragen, ob sie sich nicht im letzten Grunde bei Stuart, von dem sie wußte, daß er glücklich in ihrer Nähe war, freier und befriedigter fühlte als im Verkehr mit Altenhagen.

In ihr war eine Sehnſucht, dieſem Zuſtande, in dem ihre Seele ſich nutzlos müde rang, ohne zu irgend einem Ziel zu gelangen, ein für allemal ein Ende zu machen. Ihre feine und keuſche Mädchennatur litt ſtumme Qualen unter den Wünſchen der Liebe, die ſie überfielen wie böſe, fremde Tiere, die ihr Herz zerriſſen und ihr geheimnisvolle Schmerzen und ängſtigende Wonnen bereiteten. Sünde und Schmach dünkten ſie ihr. Sünde ihrem chriſtlichen Empfinden, Schmach ihrem herben, jungen Prinzeſſinnenſtolz, dem es eine Erniedrigung ſchien, zu lieben, wo um Liebe nicht geworben wurde.

Der Verkehr mit den zwei geſcheiten Männern war ſchon jetzt nicht ohne Einfluß auf ihr Denken geblieben. Von dem Gebäude ihres Wunderglaubens löſten ſie ihr langſam, doch ſicher Stein um Stein. Deſto inniger empfand es Liſelotte als eine Erlöſung aus allen Zweifelsnöten, ſich der chriſtlichen Ethik ſelbſt als freiwilliges Opfer darzubringen, einer Prieſterin gleich, die ihren Gott verleugnet hat und ſich, ihre Schuld zu büßen, in die lodernden Flammen ſeines Altars ſtürzt. Sich aufzugeben, ſich hinzuſchenken in erhabenſter Verſchwendung an einen Menſchen, eine große Idee, dünkte ihr ſtets des Daſeins höchſter Preis.

Darum hatte ſie keinen Augenblick gezögert, als Altenhagen es von ihr verlangte, ihr geſchütztes Heim aufzugeben gegen den gefährlichen Verſuch, ihre Mutter für ein würdigeres und reineres Leben zurückzugewinnen. Und Liſelotte ſagte ſich täglich, dies habe der Kern ihrer Pflicht zu bleiben, allen Verſuchungen, die von außen her lockend zu ihr drangen, zum Trotz. Und

wenn ſie ſich dies klar zu machen ſuchte, bedrängte zugleich eine große Angſt ihre Seele. Dieſer tägliche Kampf mit der Verſchwendungsſucht, den kindiſchen, ungezügelten Einfällen des hübſchen Geſchöpfes, das unaufhörliche vergebene Bemühen, eine Brücke zwiſchen ihrer ernſten Weltanſchauung und der Unbefangenheit, der fröhlichen Schamloſigkeit ihrer Mutter zu ſchlagen, die Marter, welche eigentlich jedes Wort von Nanny Reckling für ihr Zartgefühl und ihre ſeeliſche Empfindlichkeit bedeutete, machten ſie vor der Zeit nervös, ungeduldig und hoffnungslos. Oft fragte ſie ſich mit nie endender Verwunderung, wie ihr Vater, dem ſie ſich ſo ähnlich fühlte, dieſe Frau achtzehn Jahre an ſeiner Seite ertragen konnte. Liſelotte wußte noch nichts von der Gewalt der Sinne, die magiſch von mancher Frauennatur ausſtrömt, jene Gewalt, mit der ſie die Beſten und Edelſten, wie die Roheſten und Härteſten des anderen Geſchlechtes in ihre Dienſte zwingt und auch da noch Intereſſe, Freundſchaft und tauſend Opfer erringt, wo ſie nichts gewährt. Liſelotte kannte dieſes Geheimnis noch nicht, das manche Frauen weit über das Alter der Liebe hinaus mit tödlichen und lebendig machenden Kräften umgibt. Ihr Vater aber hatte zu den ſeltenen Männern gehört, die ſich niemals wieder von der Frau, der ſie das beſte Stück ihres Lebens geſchenkt haben, zu löſen vermögen, ſoviel Leid und Kränkung ihnen auch von ihr angetan wird.

Und ſo rang Liſelotte denn hilflos, die erhabene, nie endende Freundlichkeit und Geduld für ihre Mutter zu finden, die doch nur die Liebe zu geben vermochte, welche

ſie nicht beſaß. Und wieder ſuchte ſie mit allen Inſtinkten ihres tiefſten Seins nach der Heimat für ihr Herz, damit es ſich auftun und alle ſeine Schätze darbieten könne. Zaghaft und begleitet von einer Empfindung böſen Gewiſſens begann ihre Phantaſie ſich mit der Möglichkeit zu beſchäftigen, die Neigung des kranken Stuart zu erwidern.

Er gab ihr die langen Blicke voll Schmerz und Sehnſucht, die ſie von Altenhagen vergebens erwartete, ſein ſchönes Geſicht wurde von einem Lächeln des Glückes verklärt, ſobald ſie zu ſeinem Lager trat, er verſuchte, in ſtundenlangem Träumen über einen Ausſpruch von ihr, ſich in ihr Weſen innigſt hineinzufühlen.

Altenhagen forderte von ihr und forderte Dinge, die ſie nicht verſtand oder denen ihr Gewiſſen widerſtrebte. Excelſior Stuart bewunderte und verehrte ſie rückhaltlos, wie ſie durch ſich ſelbſt geworden war, er verſtand es, ihr Beſtes aus ihr herauszulocken.

Unwillkürlich wurde ſie munterer, vertraulicher in ſeiner Gegenwart, als in der des Grafen. Zuweilen brach etwas von Jugendfeuer, Koketterie, von Siegesbewußtſein aus ihrem zarten und ſcheuen Weſen hervor, das ihr den eigenartigſten Reiz verlieh, den Reiz des vereinigten Gegenſatzes.

* * *

Inzwiſchen war es Mai geworden. Neben der weit geöffneten Ateliertür von Excelſiors Gefängnis, wie er ſein Krankenzimmer zu nennen pflegte, blühte ein Fliedergebüſch in üppiger Pracht.

Er hatte den Diwan, auf dem er jetzt meiſtens zu ruhen pflegte, ganz dicht unter die duftenden Dolden ſchieben laſſen, und wenn ein Wind die blaſſen kleinen Blüten auf ihn niederwehte, ſah er ſie liebevoll und träumeriſch lächelnd auf ſeiner Handfläche liegen.

Es war ungewöhnlich warm, als nähere ſich der Sommer ſchon ſeiner Höhe. Das junge Laub der Birken und die hellen Triebe der kleinen Kiefern und der Tannenbäumchen rochen ſüß-herbe und würzig.

Liſelotte trug ein weißes Spitzenkleid, das die Haut des Halſes und der Arme durchſchimmern ließ. Ihr großer Strohhut lag auf dem Graſe, und auf Excelſiors Verlangen flocht ſie einen loſen Kranz von Fliedertrauben, um ihn aufs Haupt zu ſetzen.

Mrs. Stuart bereitete auf einem kleinen Tiſchchen mit Sorgfalt irgend ein kompliziertes Eisgetränk ihrer Heimat und erzählte dabei von einem Hauſe, welches ſie in Wannſee zu kaufen beabſichtige. Ihr Sohn ſolle dort mit einer geeigneten Pflegerin wohnen, während ſie für einige Monate nach Amerika zu ihrer verheirateten Tochter zurückkehren müſſe.

„Es iſt durchaus für zwei Parteien eingerichtet," berichtete ſie. „Graf Altenhagen wird, ſo denke ich ſicher, die obere Etage bewohnen. Auf dieſe Weiſe bekommt er eine Häuslichkeit, die der überarbeitete Mann notwendig braucht; man kann für ihn ſorgen, denn er hat ſo wenig Begriff von dem, was ihm geſund iſt, wie ein Kind. Er iſt auf dieſe Weiſe nicht genötigt, zu heiraten. Dieſer Mann darf keine Frau, keine eigenen Kinder haben. Die Sorge für eine Familie macht immer

klein und selbstsüchtig, die katholische Kirche war sehr weise, indem sie ihren Geistlichen das Cölibat vorschrieb. Lorenz Altenhagen gehört der Menschheit, nicht der Liebe eines Weibes! Sind Sie nicht auch meiner Ansicht, Liebe?"

Sie blickte Liselotte fragend und, wie es dieser vorkam, ein wenig forschend an.

Liselotte flog ein Rot über Stirn und Wangen. Aber sie antwortete tapfer, daß auch sie sich Altenhagen nicht als Gatten und Hausvater vorstellen möge, und versprach Mrs. Stuart, das Haus mit ihr zu besichtigen. Dabei dachte sie: das kann nicht geschehen, mit ihm in einem Hause leben und die Frau eines anderen Mannes sein ... Aber das ist ja Wahnsinn ... Das darf niemals geschehen ...

Mrs. Stuart hatte die vielerlei Zutaten auf dem zerstückelten Eis in den hohen Gläsern gemischt, versah sie mit Strohhalmen und reichte eines derselben ihrem Sohn, indem sie ihm den Kopf vom Kissen hob und es ihm an die Lippen halten wollte.

Erelsior pflegte, um seine Hilflosigkeit nicht so trostlos sichtbar werden zu lassen, in Gegenwart von Gästen niemals etwas zu genießen. Jetzt winkte er seiner Mutter ab und hob das Glas selbst an den Mund. Aber als er getrunken, gab er das Gefäß zurück, seine Hand fiel schlaff und schwer auf die Decke und sein Kopf lag still mit geschlossenen Augen.

Liselotte ging zu dem Gebüsch, mehr Blumen zu holen, damit er nicht den Eindruck habe, als beobachte

ſie ihn und erſchrecke über das Zeichen ſeiner Hilfloſigkeit, die freilich größer war, als ſie ſich vorgeſtellt hatte.

Vielleicht war es das Verlangen, ihn oder ſich ſelbſt zu tröſten, indem ſie darauf geriet, irgend eine luſtige Begebenheit, die ihr in der Tram aufgefallen, zu erzählen.

Alle drei lachten laut, als Altenhagen gemeldet wurde.

Er warf einen ſchnellen Blick auf Liſelotte und ſchien ſich etwas über die Heiterkeit zu wundern, die ihn hier empfing. Er war blaß und erhitzt. „Die Diskuſſion mit den ſozialiſtiſchen und anarchiſtiſchen Führern, die morgen abend ſtattfinden ſollte, iſt von der Polizei verboten," ſagte er verſtimmt. „Ich war eben beim Polizeipräſidenten . . . Aber keine Möglichkeit, ſolchen Leuten Vernunft beizubringen . . . Dieſe ewige Furcht vor dem Skandal! Nun werde ich eben die Löwen in ihren Höhlen aufſuchen und im Einzelkampf meine Sache mit der ihren meſſen. Es ſollte mich wundern, wenn ich nicht den einen oder den anderen gewinnen könnte. Wäre es den Leuten doch verſtändlich zu machen, daß es auf die Geſinnung ankommt, nicht auf die Geſetze; auf die ſittliche Kraft, und nicht auf die geſellſchaftlichen Mächte! Was iſt der Begriff von Herr und Knecht? Iſt der Knecht der ſittliche Stärkere, dann wird er die Welt und auch die Herrſchaft des härteſten Tyrannen überwinden. Aber es liegt dieſen Leuten gar nichts daran, die Menſchen zur Quelle ihrer wahren und lauteren Kraft hinzuführen, weil ſie ſelbſt heimliche Tyrannen ſind, die da herrſchen

und regieren wollen über ſchwache, in blindem Gehorſam gegen ſie ſelbſt befangene Seelen."

Liſelotte hatte inzwiſchen ihren Kranz vollendet, ſetzte ihn auf, faßte, ohne den Grafen zu hören, ihr Kleid zierlich mit beiden Händen und machte Excelſior eine ſcherzhafte, tiefe Courverbeugung.

Excelſior trank mit den Augen wie ein Verdurſtender die Lieblichkeit der ſchlanken, weißen Mädchenerſcheinung, der die lila Dolden über die weiße Stirn und um das feine, blaſſe, heute ſo reizend gerötete Prinzeſſinnengeſicht hingen. Er ſtreckte ihr bittend ſeine Hand entgegen.

Und ſie, von wunderlich zwieſpältigem Gefühl erregt, lächelte mit Augen und Lippen, wie ſie nie zuvor gelächelt, zögernd überließ ſie ihm ihre Hand, auf die er ſeinen Mund in langem Kuſſe drückte.

Liſelotte empfand das wie eine Rachetat. Ein körperlicher Schmerz riß durch ihre Bruſt, ſie ſtand zitternd und überwältigt von Schrecken und einem wilden Glück, vor dem ihr ſchauderte.

„Frühlingsopfer!" ſagte Altenhagen ſpöttiſch.

Liſelotte wandte den Kopf und ſah ihn mit einem übermütigen Siegesblick ins Auge, ein Blick, der ihn plötzlich verwirrte und ſeinen Spott entwaffnete.

Er ſtrich ſich mit der Hand über die Stirn und murmelte: „Ich bin keine heitere Geſellſchaft heute, mir macht der Frühling Kopfweh. Ich will noch etwas in die Felder hinaus."

„Dazu iſt es noch viel zu warm," bemerkte Mrs. Stuart. „Warten Sie bis die Sonne weiter hinunter-

gegangen ist! Kommen Sie hinein, ich möchte Ihnen die Photographie und den Plan des Hauses zeigen, das ich gefunden habe. Es liegt sehr schön. Wir wollen diese Tage hinaus und es ansehen, nicht wahr? Fräulein von Reckling will uns begleiten."

„Ich meine, es liegt zu weit von Berlin entfernt," sagte der Graf kühl. Er folgte Mrs. Stuart durch das Atelier in das anstoßende Zimmer.

Dort suchte sie zerstreut nach etwas, das sie nicht fand, blieb plötzlich in Gedanken versunken stehen und blickte dann den Grafen mit Tränen in den Augen an. „Verzeihen Sie, ich bin so erregt, ich weiß nicht, was ich tue. Schien es Ihnen nicht auch, als — — als wäre es möglich —, daß Excelsiors Wunsch Erfüllung finden könnte?"

„Frau Stuart, ich verstehe Sie nicht mehr," sagte Lorenz brüsk, „Ihre Mutterliebe wird hier zu einer entsetzlichen Grausamkeit! Sehen Sie das denn nicht? Kommt es Ihnen denn gar nicht zum Bewußtsein, mit welchem ehernen Egoismus Sie gepanzert sind, wenn Sie und Ihr Sohn dieses unerfahrene Geschöpf durch seine Güte selbst zu einem so furchtbaren Opfer verlocken?"

Unwillkürlich hatte der Graf seine volle Stimme erhoben.

Mrs. Stuart warf einen Blick nach dem offenen Fenster, ging dann hin und schloß die Scheiben. „Ich hielt Sie für meinen Freund, Graf Altenhagen," sagte sie.

„Weil ich das bin, kann ich hier nicht schweigen.

Sehen Sie, ich habe bisher unbegrenzte Hochachtung vor Ihnen gehabt, ich habe keine Frau außer meiner Mutter verehrt, wie Sie. Aber nun plötzlich sind Sie mir ganz fremd! Wie von einer anderen Rasse! Sie kommen mir plötzlich so . . . nehmen Sie es nicht übel, aber Ihre Pläne kommen mir schrecklich amerikanisch vor!"

„Wir überlegen diese Dinge vielleicht kühler," sagte Mrs. Stuart, die sehr blaß geworden war, aber sich sonst vollkommen beherrschte. „Das Leben hat mich gelehrt, daß alles, was in langer und wiederholter Prüfung des Verstandes besteht, gewöhnlich gut ausgeht. Excelsiors Liebe hat mir manche schlaflose Nacht bereitet. Glauben Sie mir, was Sie einen egoistischen, berechnenden Plan zu nennen belieben, war vielleicht das schwerste Opfer, das ich meiner Mutterliebe abgerungen habe. Ich weiß noch nicht, wie ich es anstellen soll, das Herz meines Sohnes, dem ich bisher durch seine Hilflosigkeit alles geworden war, mit einem anderen Menschen zu teilen. Und wahrscheinlich werde ich mich mit einem sehr spärlichen Teil begnügen müssen."

Ihre Augen waren dunkel umschattet, ihre Hände wanden sich, nach Fassung suchend, hilflos ineinander. „Und sehen Sie, weil ich so leide, darum darf ich diesen Plan hegen und zu seiner Ausführung tun, was in meinen Kräften steht, ohne mein Gewissen zu belasten. Liselotte von Reckling ist ein ungewöhnlich ernstes Mädchen. Einen geistigen Gefährten zu besitzen, wird ihr lieber sein, als ein derber, gesunder Mann, dessen

Brutalität ihre Zartheit nur verwunden würde. Mein Sohn ist nicht unheilbar krank, jeder Arzt versichert mir, daß er in fünf bis sechs Jahren wieder volle Bewegungsfreiheit haben wird. Und auch innerhalb dieser Prüfungszeit kann er seiner Frau mit allen Mitteln, die dem Reichtum nun einmal zu Gebote stehen, das Leben schön und angenehm machen. Fräulein von Reckling ist kaum wohlhabend zu nennen, und, seien wir doch aufrichtig, lieber Graf, Sie müssen zugeben, daß die Chancen einer guten Heirat durch die Beigabe dieser Mutter sehr stark verringert werden . . ."

Lorenz schwieg.

Während Mrs. Stuart eine freundliche Antwort von ihm erwartete, nahm die Stille im Zimmer etwas Drohendes und Feindseliges an.

In diese Stille klang von außen das Lachen Liselottes.

„Haben Sie wirklich kein Begreifen für mich?" fragte Mrs. Stuart zuletzt und ihr Ton war merklich kälter als vorhin.

„Nein, Sie reden sich alle diese guten Gründe nur vor, um Ihr eigenes Gewissen zu beruhigen. Sie wissen das selbst gut genug. Darum habe ich hier nichts mehr zu sagen."

Er öffnete die Tür, ging hinaus, grüßte Liselotte und den jungen Stuart kurz und förmlich und entfernte sich.

Sie blickten ihm beide betroffen nach.

„Was war denn das?" fragte Liselotte.

„Da hat es etwas gegeben," flüsterte Excelsior listig.

„Nun, das ist schon öfter vorgekommen zwischen ihm und der Mama.“

„So sah ich den Grafen noch nie,“ murmelte Liselotte.

„O, er ist im Grunde schrecklich heftig und leidenschaftlich, wenn er auch viel Selbstbeherrschung besitzt. Und dann kann es seine Eitelkeit durchaus nicht vertragen, eine andere Ansicht zu hören, als die seine. Darüber kann er ganz rasend werden!“

„In diesem Punkte habe ich mit ihm die entgegengesetzte Erfahrung gemacht!“

„Ja,“ sagte Excelsior und lächelte, „für einen Gegner, der erst überzeugt werden soll, hat er Geduld genug. Aber wehe dem Anhänger, der sich nicht unbedingt seiner Autorität unterwirft.“

„Sie lieben Altenhagen nicht?“

„O, ich schätze ihn schon, aber, ein Gott ist er eben auch nicht. Und diese Anbetung, dieser Gehorsam der Frauen rings um ihn her muß ihn ja verrückt machen.“

„Sie möchten nicht immer mit ihm leben, wie Ihre Mutter plant?“

Excelsior blickte Liselotte mit seinen ausdrucksvollen Augen an. „Ich möchte nur mit einem einzigen Menschen immer zusammen leben,“ sagte er undeutlich. „Da das nicht sein kann und ich es nicht einmal hoffen darf, ist mir alles andere ziemlich gleich. Ich lasse meiner Mutter freie Hand, sie mag es einrichten, wie es ihr gefällt.“

„Sie haben mir versprochen, niemals wieder so hoffnungslos zu reden.“

„Nein, Sie haben Recht. Heute zumal ſollte ich es nicht. Darf ich Ihren Kranz nicht behalten, wenn Sie gehen müſſen?“

Liſelotte legte ihn auf ſein Lager und ſetzte ihren Hut auf.

„Da hängt noch ein braunes Haar in den Blumen, ſo ein feines, langes Haar,“ ſagte er weich und wickelte es vorſichtig um ſeinen Finger.

Liſelotte trat zu ihm und ſtrich mit der Hand über ſein dunkles Haar.

Er nahm ihre Hand und drückte ſie vor ſeine Augen.

Sie fühlte, wie ſeine Tränen durch ihre Finger hindurchrannen.

„Excelſior!“ murmelte ſie erſchüttert.

„Gehen Sie, gehen Sie,“ ſagte er heftig und ließ ſie frei. „Ich kann es nicht mehr ertragen, ich ſterbe. — Kommen Sie nicht wieder, hören Sie niemals wieder.“

„Sie ſollen ſich nicht ſo aufregen. Sie wiſſen doch, daß ich Sie lieb habe. Wie oft ſoll ich Ihnen das wiederholen?“

„Haben Sie mich lieb, ſo bleiben Sie bei mir, wenn meine Mutter nach Amerika geht,“ ſtieß der Mann hervor.

So war es geſagt.

Liſelotte ſtand eiskalt in jähem Schrecken. Excelſior ſtarrte ſie ſelbſt erſchrocken mit weit aufgeriſſenen Augen an. Sie konnte nicht antworten. Er ſah es ihr an. Langſam ſchloß er die Lider, ſeine Brauen zogen ſich in Qual zuſammen, er lag ſtill und litt.

„Soll ich Ihre Mutter rufen?“ fragte Liſelotte ſcheu.

„Bitte!“ drang es zwiſchen den zuſammengepreßten Lippen hervor.

Liſelotte ging ins Haus und holte Mrs. Stuart.

Während dieſe ſich um ihren Sohn bemühte, hatte das junge Mädchen ſich in das anſtoßende Gemach zurückgezogen, wo die Luft noch erfüllt war von dem Geſpräch zwiſchen Mrs. Stuart und dem Grafen.

In Liſelottes Herzen war ein unlöslicher Wirrwarr. Sie dachte an Lorenz, trug ſchwer an ſeiner Verſtimmung, fragte ſich, ob es möglich ſei, doch möglich, daß ihr Weſen ihm Schmerz, Eiferſucht bereitet habe, und empfand es mitten in dieſer wilden Hoffnung als eine Erlöſung, ihre Seele bald ganz von ihm zu befreien und für immer einem anderen zu ſchenken. Ja, ein Strom von Sehnſucht nach der Liebe dieſes Anderen ging plötzlich wie ein fremder, aufregender Reiz durch ihre Bruſt, ließ ſie erſchauernd fühlen, wie nahe er ihr ſchon ſtand, wie unwiderſtehlich ſie durch eine unbegreifliche Macht ihm entgegengetrieben werde.

Mrs. Stuart kam zu ihr. „Gehen Sie heim, meine Liebe. Mein Sohn iſt heute zu ſchwach, Sie noch zu ſehen.“

Das waren Worte, die ſie bei ihren Beſuchen oft genug hören mußte. Aber noch nie hatten ſie ſie ſo getroffen als heute.

„Was ſoll ich nur beginnen, um ihm wohl zu tun ſtatt wehe?“ murmelte ſie.

Mrs. Stuart griff ihre Hände und drückte ſie heftig.

„Tun Sie, was Ihr Herz Ihnen eingibt. Sie werden das Rechte finden. Aber eine Bitte: enden Sie bald dieſen Zuſtand der Erwartung, ſo oder ſo. Dieſes Leiden iſt übermenſchlich. Es tötet meinen Sohn.“

Liſelotte neigte den Kopf. Sie wußte das. Und in der Mutter Augen lag ein banges Flehen.

„Ich ſchreibe Ihnen,“ flüſterte ſie. „Ich . . . nein, ich kann heute nichts ſagen!“

Mrs. Stuart riß ſie in ihre Arme, bedeckte ihr Haar, ihre Stirn und Augen, ihr ganzes Antlitz mit Küſſen und dann neigte ſie ſich plötzlich tief über des jungen Mädchens Hände und küßte auch dieſe inbrünſtig und flehend. Und dann ließ ſie ſie ſchweigend heimgehen. Vor Liſelotte lag die Entſcheidung.

XIII.

Still und schwül kam der Abend. Ein graues Gewölk war aufgezogen und drohte für die Nacht mit Regen.

Lorenz Altenhagen wanderte starken Schrittes auf ungepflegten Feldwegen durch die Saaten, über denen die Lerchen trillerten. In schweren Gedanken ganz befangen, erreichte er den Kiefernforst und ging planlos weiter zwischen gleichförmig emporstrebenden dünnen Stämmen, auf den mit glatten Nadeln bedeckten schmalen Fußpfaden. Die braunen Leiber, die gehörnten Köpfe des Damwildes, welches in diesem Teil des Waldes an den Menschen so gewöhnt ist, daß es ihn kaum noch scheut, wurden in einiger Entfernung sichtbar, ohne von Lorenz bemerkt zu werden. Als er plötzlich auf eine Futterstelle geriet und neben sich ein ganzes Rudel der schönen Tiere auftauchen sah, stand er still und sah eine Weile ihrer eiligen Flucht zu, ohne innere Anteilnahme, ohne zu gewahren, daß er sich in einer für das Publikum verbotenen Gegend befand.

Sein Charakter, der von jedem inneren Konflikt ernst und lange gequält wurde und sich mit keinem Kompromiß zufrieden geben konnte, hatte ihn auf den

Weg geführt, der ſo abſeits von der breiten Lebensſtraße lag, die einſt von ihm betreten worden war und die ſeine Alters- und Standesgenoſſen wandelten. Er war durchaus kein excentriſcher Menſch, dem es nach beſonderen Senſationen und Seelenräuſchen gelüſtete.

Es war nur der Drang ſeiner ehrlichen Natur, Denken, Meinen und Fühlen mit dem äußeren Tun in Einklang zu bringen, der ſchon den ſchwerfälligen blonden Landjungen auf des Vaters Schloß in die ſeltſamſten Streitigkeiten mit dem Hauslehrer und den Geſchwiſtern getrieben hatte. Später auf der Fürſtenſchule zu Roßleben brachte ihn derſelbe Drang in den Ruf eines eigenſinnigen, ſchwierig zu behandelnden Menſchen. Im Regiment gab er ihm von Anfang an unter den Kameraden eine iſolierte Stellung und verhinderte jede herzliche Freundſchaft zwiſchen ihm und den anderen jungen Offizieren. Selbſt im Ballſaal bei den Damen galt Graf Altenhagen als Sonderling. Seine ritterliche Erſcheinung zog die jungen Mädchen an, ſein verſchloſſenes Weſen, das mit allzu ſchroffer Offenheit wechſelte, baute eine unſichtbare Grenzſcheide zwiſchen ihm und ihnen. Auch wo ſeine ſtarke, leicht erregbare Sinnlichkeit die Mauer durchbrechen wollte, fand er wenig Glück, weil das Verlangen ſofort in Gegenſatz zu den Forderungen trat, die ſein ſittliches Gefühl an das Weib ſtellte, welches er liebte. Daraus hatten ſich oft bittere Kämpfe für ihn ergeben, welche auch andere Herzen ergriffen, die leichter, beweglicher und oberflächlicher geſchaffen als er, ihn und ſein Wollen kaum verſtanden. Es geſchah wohl, daß der Mann in ihm

heiß und gierig nach der Sättigung verlangte, mit der die Kameraden umher ſich zufrieden gaben. Um ſo peinvoller ſchüttelte ihn dann Ekel und Widerwille vor der an ſich ſelbſt begangenen Erniedrigung. Das verſtand man am wenigſten unter den Kavallerieleutnants. Eine befremdete Achtung wurde bald von dem lächelnden und überlegenen Mitleid abgelöſt, mit dem die Menſchen Erſcheinungen abzutun pflegen, die ihr Gewiſſen beunruhigen.

Er bekam den Beinamen „Lorenz mit den Anſichten". Auch nach oben war er nicht gut angeſchrieben, trotz ſeiner vorzüglichen Familienverbindungen, um deretwillen ihm lange Zeit manche Schroffheit und manches eigenwillige Handeln nachgeſehen wurde. Aber dann kam doch das Ende.

Während eines Liebesmahles von den Kameraden gehänſelt und zur Verteidigung herausgefordert, geriet er in Gegenwart des Kommandierenden in eine leidenſchaftliche Anklage gegen die Sitten der Armee, gegen ihre Scheinmoral, ihre Scheinehre, ihre Scheinreligion. Die lange mühſam beherrſchte Qual ſeines Innern machte ſich in Worten Luft, die wie Flammen brannten und wie Schwerter blitzten und ſtachen, die verborgene Wunden zum Bluten brachten und verborgene Schwären klaffend öffneten.

Ein Strom von Beredſamkeit, ihm ſelbſt fremd und verwunderlich, trug ihn weiter, als er mit klarem Verſtande beabſichtigt hatte, zu gehen. Eine verborgene Kraft, die in ihm geſchlafen, brach ſich unwiderſtehlich Bahn, ſo daß eine Beſtürzung und Stille die Anwe-

ſenden ergriff, und niemand ihm in die Rede fiel. Sogar die Vorgeſetzten ſchwiegen, wie man unter Nüchternen einen Trunkenen ſich austoben läßt, ohne ihn anzurühren, um ihn nicht unnötig zu reizen.

Seine Beförderung zum Rittmeiſter hatte in Ausſicht geſtanden. Nun wurde er am nächſten Tage zum Oberſten befohlen, und man eröffnete ihm ſtreng, daß eine Wiederholung ſolcher Scene unter keinen Umſtänden geduldet werden könne. Man deutete eine Strafverſetzung nach einer Grenzſtation an und forderte das Verſprechen unbedingter Unterwerfung unter die Anſchauungsweiſe, die zum Ruhm und zur Glorie der Armee geführt hatte, die keines ihrer Glieder auch nur in Gedanken anzutaſten wagen dürfe.

„Ein Vogel beſchmutzt ſein eigenes Neſt nicht!“ ſchrie der kleine, dicke, zornrote Oberſt wütend und auf ſeiner Stirn perlten große Schweißtropfen. Ihm waren ſolche Auftritte höchſt zuwider. „Ich begreife nicht, daß Sie kein Gefühl für dergleichen haben!“

„Darf ich den Herrn Oberſt darauf aufmerkſam machen, daß es ein interner Kreis war, in dem ich mir erlaubte . . .“

„Ganz gleich, ganz gleich. Haben ſich Mißſtände eingeſchlichen, ſo iſt es die Sache des Kommandierenden, ſie zu rügen, nicht die eines Premierleutnants, verſtehen Sie mich?“

Altenhagen verbeugte ſich ſchweigend.

„Alſo ich fordere Ihr Ehrenwort, daß Sie künftig Ihre Anſichten ſtreng für ſich behalten. Am beſten, Sie ändern ſie überhaupt. Ein Offizier Sr. Majeſtät hat

die Grundpfeiler des Heeres nicht anzutaſten, auch in ſeinen eigenen Gedanken nicht. Sonſt iſt er eben nicht mehr fähig, Offizier zu ſein."

Altenhagen ſtand ſchweigend.

Der Oberſt ſchritt, die Hände auf dem Rücken, klirrend im Zimmer auf und nieder.

„Geſtatten, Herr Oberſt," ſagte Altenhagen nach einer Pauſe — „ich kann das verlangte Ehrenwort nicht geben!"

„Was — was?"

„Ich kann mich in meinem Gewiſſen nicht binden, zu ſchweigen, wo ich Unrecht geſchehen ſehe. Ich muß um meiner Seele Heil ringen, ſoviel meine Kraft es zuläßt."

„Dann ringen Sie in Teufels Namen als Ziviliſt weiter um Ihrer Seele Heil!" ſchrie der Oberſt aufgebracht.

Graf Altenhagen nahm ſeinen Abſchied aus dem Heer. In der ungewohnten Öde, welche dieſem Ereignis für ihn folgte, ſuchte er zunächſt ſeine auf den verſchiedenſten Gebieten taſtend umherirrenden Gedanken zu einem ſicheren Kreis zu konzentrieren. Aus dem Mann mit den eigenen Anſichten wurde der geiſtige Revolutionär. Er ſchrieb eine Broſchüre, eine heftige Anklageſchrift: „Warum ich meinen Abſchied nehmen mußte." Sie trug ihm die Feindſchaft ſeiner Familie und die härteſte Verurteilung ſeiner Standesgenoſſen und Kameraden ein. Sie fand die ſtärkſte Beachtung der hauptſtädtiſchen Preſſe, wurde die Urſache zu einem wilden Zeitungskrieg zwiſchen den Blättern aller Par-

reien, der nicht nur mit blanken Waffen, ſondern vielmehr mit vergifteten Pfeilen und ſchmutzigen Wurfgeſchoſſen geführt wurde.

Graf Lorenz Altenhagen war der Mann des Tages. Leute, denen er noch vor vier Wochen nicht die Hand gereicht hätte, verſuchten ihn auf ihren Schild zu heben, und erklärten ſich laut und feierlich für ſeine Bundesgenoſſen. Man verſuchte ihn und ſeinen Namen auszubeuten für Zwecke, die ihn anwiderten. Hyſteriſche Weiber drängten ſich an ihn heran, und boten ihm Liebe, Geld und Anbetung, rangen ſchamlos und zudringlich um den geringſten Fetzen ſeiner Gunſt. Und an den wenigen Stellen, wo er auf eine Spur von Verſtändnis für die Triebfedern ſeines Handelns gehofft hatte, blieb auch dieſes aus.

In dem wilden Herentanz um ſeine Perſon ergriff ihn eine ſolche Verzweiflung und Mutloſigkeit, daß er ernſthaft mit der Verſuchung ringen mußte, dieſem ſinnloſen, tollen Treiben durch einen Schuß in die Schläfe ein Ende zu machen. Er fühlte ſich völlig wurzellos und ſeine Phantaſie ſah keine Lebensmöglichkeiten mehr für ihn. Da fand ihn Mrs. Nicodemus Stuart.

Von der gereiften Frau fühlte er ſich verſtanden. Sie knüpfte mit weiblicher Klugheit und Diskretion die Fäden zwiſchen ihm und den Kreiſen ſtrebſamer Menſchen, mit denen ſie Fühlung hatte, durch deren Anregungen ihm plötzlich neue Ausblicke zum Handeln, zum Aufbauen gegeben wurden. Er raffte ſich auf, ſchüttelte energiſch die dunklen, bedenklichen, zerrenden Gewalten und Geſtalten von ſich ab. Jetzt ſtand er mit

freien Armen und frohem Herzen vor dem Kampf seiner Zukunft, dessen Schlachtfeld weit und klar, bestrahlt vom Morgenschimmer des frischen Glaubens an die eigenen, noch unerprobten Kräfte, vor ihm lag.

Lorenz Altenhagen war kein religiöses Genie, kein Finder neuer Sittlichkeiten. Empörte sein einfacher Verstand sich gegen manche Dogmen der Kirchenlehre — an den Grundpfeilern unserer Kultur, an den christlichen Moralanschauungen hätte er auch in seinen geheimsten Gedanken nicht zu rütteln gewagt. Sein Sinn stand nur danach, die schlaff gewordenen Adern eines gealterten Gottesbegriffes mit neuem Blut zu füllen, seinem Glauben die frischen Farben eines persönlichen Kunstwerkes zu geben. Unbehindert durch die schwere Fracht historischen Wissens, flog sein Schifflein, vom gesunden, starken Gefühl sicher gesteuert, an mancher Klippe vorüber, an der ein tiefer furchendes Fahrzeug wohl gestrandet wäre.

Nicht gar zu weit entfernte sich Lorenz Altenhagen von seinen Mitmenschen. Er war ja unbewußt der prägnante Ausdruck einer Sehnsucht, die in dem ganzen Zeitstrom um ihn her webte, trieb und schaffte, und weil er nur sagte und tat, was unzählige Menschen um ihn her bereits zu sagen und zu tun begehrten, daher seine schnellen und breiten Erfolge. Manches Mal dünkten sie ihm gleich einem Wunder.

Seine Stärke lag nicht in seinem Denken, nicht in der Größe und Weite seiner geistigen Erkenntnisse, sondern in der Lauterkeit seiner Person, in dem freien und unbeirrbaren Gefühl für innere Reinheit, in einem

Anſtandsbegriff, der mehr in die Tiefe ging als der anderer Menſchen. Dieſe Eigenſchaften hatten ihn bei ſeinem öffentlichen Auftreten in den letzten Jahren ſicher geleitet.

Plötzlich ſah er ſich in einen neuen, ſonderbar verwirrenden Konflikt verſetzt.

Oft war er in letzter Zeit von einer Empfindung der Einſamkeit gequält worden. Ein Wiſſen drängte ſich ihm auf, daß er trotz aller Freunde und Anhänger im Grunde allein ſtehe, ſehnſüchtiger wurde das Bedürfnis, eine Gefährtin zu finden, die ihr Leben und ihr Herz ausſchließlich ſeiner Arbeit und ſeinem Wollen hingab.

Und er hatte immer wieder an Liſelotte Reckling gedacht. Die Art ihrer geiſtigen Naturen beſaß ſo viel Verwandtes. Er wollte für eine Ehe gar keinen Liebesrauſch, der ihn nur in ſeinem Streben, in ſeiner Arbeit gehindert haben würde. Dennoch war er zögernd und unſicher.

Er fürchtete eine Frau, die ſeine heftige Sinnlichkeit neu entfeſſeln konnte, er fürchtete auch das Daſein an der Seite einer Frau, zu der ihn nur brüderliche Herzlichkeit zog. Ihm bangte vor der ſchweren Pflicht der Treue gegen ein vertrauendes, junges, noch ſo unerfahrenes Geſchöpf. Und nun, ehe noch der innere Meinungsſtreit entſchieden war, ſollte ihm das Mädchen unwiderruflich genommen werden, ſollte ſie ein ſchwereres Geſchick auf ihre zarten Schultern laden. Jener Herzensreichtum, den er in ihr ahnte, den er ſo gern entwickelt und für die Menſchheit nutzbar gemacht

hätte, ſollte an dem Leidenslager eines unglücklichen Kranken ausbluten?

Als kräftigen Mann ſchüttelte ihn eine ſolche Empörung gegen dieſe Vorſtellung, daß er eine phyſiſche Wut gegen Excelſior, eine grenzenloſe Bitterkeit gegen ſeine Mutter empfand, die er vergebens niederzuringen ſuchte. Und plötzlich ſtarrte er vor ſich hin, ballte die Fäuſte und dachte: es iſt ja Eiferſucht, es iſt ja ganz gemeine Eiferſucht . . .

Graf Altenhagen war ſich wohl bewußt, was er Mrs. Stuart verdankte. Und wenn ſie jetzt eine Vertreterin bei dem Kranken ſuchte, tat ſie es nicht, um ſich ſelbſt noch energiſcher als bisher ſeinem Werke zu widmen? War ſie, die menſchenkundige Frau, dazu nicht weit geeigneter, als ein junges, ſcheues, verſchloſſenes Mädchen? Was mußte er den Wunſch nach perſönlichem Glück mit ſeiner ernſten Lebensarbeit vermiſchen?

Und doch hätte er Liſelottes Hände faſſen und ſie mit der tiefſten Inbrunſt bitten mögen: „Verdirb dir das eine Leben nicht, das dir Gott geſchenkt!“ Aber aus welchem Grunde wollte er ſie retten? Für wen wollte er ſie ſchützen?

So rang er denn fortwährend mit ſich ſelbſt, um dem jähen Verlangen, das dieſes Mädchens glänzender, triumphierender Blick heute in ihm entzündet, Herr zu werden. Er mußte ſie wieder ſehen lernen, wie er ſie bisher geſehen, als eine liebe Schweſter, die er ſich zur Kameradin gewinnen wollte. Konnte er das nicht auch, wenn ſie Excelſiors Frau wurde?

Er konnte es ſchon, es kam nur darauf an, jeden perſönlichen Wunſch zu unterdrücken. Dann ſtand er wieder oben auf der Höhe. Er durfte in dieſes Geſchick auf keinen Fall eingreifen. Opferte ſie ſich, ſo mußte er ruhig und gelaſſen dem Opfer zuſehen. Jephtas Tochter fiel ihm ein, die auf das Gebirge zieht mit ihren Jungfrauen zu klagen, ehe ſie ſich dem Feinde gibt . . .

Aber Liſelotte klagte nicht, ſie kränzte ihren Scheitel mit blauen Blütentrauben und er hörte in der Erinnerung ihr leiſes, klingendes Lachen . . .

XIV.

Liſelotte ſah in den folgenden Tagen nichts vom Grafen Lorenz.

In einer der Verſammlungen der „Erneuerten", denen ſie jetzt regelmäßig beiwohnte, geriet ſie durch Zufall in ſeine Nähe. Da mußte ſie bemerken, wie er einen Herrn, der neben ihm ſtand und auf ihn einſprach, am Arm ergriff und mit ihm einen andern Platz ſuchte.

Als ſie neben ihrer Mutter heimging, faßte ſie den Entſchluß, Excelſiors Werbung zu erhören.

Zu Haus fand ſie ein Billett des Kranken. Es ſollte alles beim alten bleiben, er wolle ſie zu nichts überreden, was ihr auch nur den geringſten Kampf bereite. Sie ſolle nur wiederkommen. In der früheſten Morgenſtunde aber wurde ein zweites Schreiben für ſie abgegeben, das wie ein Schrei der Sehnſucht und der Verzweiflung an ihr Herz klang.

„Kannſt Du denn hart bleiben, wenn Du ſiehſt, daß ein Menſch für Dich ſeinen Kopf auf den Steinen vor Deinen Füßen zerſchlagen, jeden Tropfen ſeines Blutes einzeln für Dich vergießen könnte! — Nein, Du biſt nicht gut, Du biſt kalt und berechnend wie all die anderen, Du — o — mein Gott — verzeihe mir doch — ich weiß nicht, was ich rede vor Schmerz. Komm

nur, daß ich Dich ſehe, dann werde ich wieder ruhig, und dann kann ich auch entſagen. . . ."

Liſelotte weinte bitterlich. Sie raffte ſich zuſammen und machte ſich auf den Weg zu dem jungen Stuart. Vergebens fragte ſie ſich, ob ſie ſich freue, daß dieſe große Liebe ihr zu teil geworden, oder ob ein geheimes Widerſtreben in ihr ſich dagegen auflehne?

Der Maimorgen war heiß und blau und grell. Zahlloſe Mädchen mit Kinderwagen und krabbelnden Kleinen ſaßen auf Feldſtühlen an den Drahtzäunen oder im Gras der Wieſenflecken, an denen ihr Weg ſie vorbeiführte. Ein kleines, kugelrundes Dingelchen kam vor Liſelottes Füße getappelt und fiel aufs Näschen. Sie hob es in die Höhe, ſtrich dem Schreienden mit der Hand, die ſie längſt vom Handſchuh befreit hatte, übers naſſe Bäckchen und führte es tröſtend ſeiner Wärterin zu.

Ein Gedanke kam ihr, den ſie noch nie gedacht . . . Er wird mein Kind ſein und ich werde ihn lieben wie eine Mutter, ging es ihr durch den Sinn, und doch blieb ihr ein wehes Gefühl im Herzen. Im Weitergehen ſeufzte ſie ein paar Mal tief, als müſſe das ſie erleichtern. Und ſie blieb wieder ſtehen und ſah nach den Kindern zurück. Sonderbar, daß ihr das niemals früher eingefallen . . . All ihr Fühlen war gefangen geweſen in der Leidenſchaft zu dem Manne, von dem ſie nun befreit war. In dem Augenblick, als Altenhagen geſtern Abend ſich von ihr entfernte, war er ihr gleichſam geſtorben. Sie fühlte nichts als eine große Kälte, wenn ſie ſich ſeiner erinnerte.

Eilig ging ſie weiter, ſie wollte Excelſior nicht warten laſſen. Er ſaß in ſeinem Fahrſtuhl, den er jetzt zuweilen benutzte, bei dem Fliedergebüſch hinter dem Hauſe.

Das Dienſtmädchen hatte Liſelotte geſagt, Mrs. Stuart ſei ausgegangen und führte ſie durchs Atelier. So trat ſie plötzlich vor den Ahnungsloſen. Er begann heftig zu zittern. Sie gab ihm mit feſtem Druck die Hand. Und entſchloſſen, wie ſie war, zog ſie einen Stuhl an ſeine Seite und begann ſofort, mit leiſer, aber ruhiger Stimme: „Sie haben mir, als ich das letzte Mal bei Ihnen war, geſagt, daß Sie ſich wünſchten, ich möchte Ihre Mutter, wenn ſie nach Amerika zurückkehren muß, bei Ihnen vertreten. Wie haben Sie ſich das gedacht?“

Stuart blickte ſie ſtrahlend vor Freude an, dann ſenkte er den Kopf etwas und murmelte: „Als meine Frau natürlich, für die Welt, für mich als meine Schweſter . . .“

Liſelotte reichte ihm die Hand. „Ich will es tun,“ ſagte ſie einfach.

Er ſaß ganz ſtill, mit geſchloſſenen Augen in ſeinen Kiſſen, hielt ihre Hand nur umſchloſſen von ſeinen feuchten, eiskalten Fingern. Er konnte ihr nicht antworten. Und ſie verlangte auch keine Antwort.

Allmählich begannen beide davon zu reden, wie alles werden ſolle, doch ſprachen ſie nur von äußeren Dingen. Liſelotte ſagte, ihre Mutter müſſe bei ihnen im Hauſe wohnen. Und Excelſior bat ſie, alles einzurichten, wie ſie es wünſche.

Beide bemühten ſich, eine gewiſſe nüchterne Ruhe in die Stimmung zu bringen.

Sie ſtand auf, es war ihr leichter und froher ums Herz geworden, ſie lächelte Excelſior traulich zu und ſagte heiter, indem ſie ſeine Hand ſtreichelte: „So, mein lieber Junge, jetzt gehe ich und du biſt lieb und verſtändig und regſt dich nicht mehr auf! Bald bin ich ja ganz für dich da, nicht wahr?“

Er blickte ſie an. Ängſtlich ſah ſie, wie die Leidenſchaft ſich wieder in ſeinen dunklen Augen entzündete und ſeine Züge ſich ſchmerzlich zuſammenzogen.

Er ließ ihre Hand nicht los und verſuchte, ſeinen Kopf an ihre Schulter zu legen. „Einen Kuß, nur einen Kuß!“ ſtöhnte er.

Sie beugte ſich zu ihm und bot ihm ihren Mund. Ein Froſtgefühl rang ihr durch die Glieder. Er ſchlang die Arme um ihren Leib, zog ſie über ſich und drückte ſeine Lippen an die ihren, mit langen, wilden, ſinnlichen Küſſen, die ſie beinahe erſtickten.

Sie lag wie eine Gefangene, halb in die Knie geſunken, in der wütenden Umarmung des kranken Mannes, den eine plötzliche Raſerei des Verlangens gepackt hatte. Vergebens machte ſie ſchwache Verſuche, ſich zu befreien, ſie wagte ihn nicht mit ihrer ganzen Kraft zurückzuſtoßen, ſie wagte nicht zu ſchreien und duldete, leiſe ſtöhnend, ſeine hungrigen Küſſe, die ſie ſchmerzten, ſie ekelten und entſetzten, wie die Biſſe eines wilden Tieres.

Endlich rang ſie ſich von ihm los, ſtand mit zerwirrtem Haar und flammendem, verſtörtem Antlitz,

während ein stoßweises Schluchzen aus ihrer Kehle drang. Sie hielt sich am Stuhl, den Kopf von ihm abgewendet.

Er betrachtete sie in Todesangst, die Hand mühsam an die schweißbedeckte Stirn führend und sie schwer wieder sinken lassend. Er merkte, wie die Reaktion nach dem jähen Ausbruch seiner Leidenschaft sich furchtbar fühlbar machte. Eine schwere Lähmung kroch durch die Muskeln seiner Arme bis in die Fingerspitzen. Alle Gegenstände gerieten vor seinen Augen in eine kreisende, schwirrende Bewegung. Mit letzter Kraft stöhnte er den Namen seines Dieners.

Liselotte drückte mehrmals heftig auf den Knopf der Klingel neben dem Fahrstuhl und lief weinend durch den Garten, um dem Blick dieses fremden Mannes auszuweichen. Sie fragte nicht mehr, was aus dem Kranken wurde, jede Spur von Mitleid war in ihr getötet, sie fühlte nur noch die gierigen Männerlippen, die ihr die Seele auszusaugen suchten, den ganzen wilden Mannesegoismus, der ihren Leib und ihr Leben für sich begehrte. In ihr war nur noch ein Schrei der Empörung: ihn niemals, niemals wiedersehen!

Sie taumelte durch die Straßen, ohne auf das Getriebe um sie her, das Dröhnen der Wagen und Pferdebahnen zu achten, sie stieß gegen die Menschen an und entschuldigte sich nicht, man sah ihr nach, wie man einer Irrsinnigen nachblickt. Und als sie Schritte hinter sich hörte, die ihr folgten, und einen Mann dicht neben sich sah, schrie sie in Überreizung ihrer Nerven laut auf, wollte, von unsinnigem Schrecken gepackt, an-

fangen zu laufen; da wurde ihre Hand gefaßt, ſie hörte Altenhagens Stimme: „Liebe Baroneſſe, um Himmels Willen, ſind Sie krank? Ich will Ihnen einen Wagen beſorgen.“

Sie ſtarrte ihn verſtört an.

Er hob ſie in eine Droſchke und ſie weinte angſtvoll: „Laſſen Sie mich allein, ich bitte Sie!“

„Unter keinen Umſtänden,“ ſagte Altenhagen beſtimmt und ſtreng zu ihr, nachdem er dem Kutſcher die Adreſſe ihrer Mutter zugerufen hatte. „Sie verzeihen, Baroneſſe, Sie ſind nicht in dem Zuſtand, jetzt allein zu ſein! Um Gottes Willen, ſagen Sie mir, was geſchehen iſt, oder ſagen Sie es nicht, wenn Sie nicht mögen!“

Sie brach aufs neue in wildes Weinen aus. „Ich habe etwas Furchtbares getan, etwas Furchtbares! Ich kann es nie wieder gut machen, niemals, ich weiß es . . . Mein Gott, mein Gott!“ Sie hielt ſich die Stirn mit beiden Händen.

Der Graf ſah ſie nachdenklich an. „Sie haben ſich mit Stuart verlobt?“

Liſelotte wandte den Kopf ganz zum Fenſter und von ihm fort. „Es war ſo entſetzlich!“ flüſterte ſie und kroch wie ein frierendes Kind in ſich zuſammen. „Ich habe ihm mein Wort gegeben, und nun kann ich nicht, ich kann nicht, ich kann nicht!“ Sie ſchwieg ganz erſchöpft.

Eine mächtige Freude überfiel Lorenz. Er biß die Zähne aufeinander. Nicht ein Wort durfte er in den

Kampf werfen, der hier ausgefochten wurde. Und ſo blickte er denn zum andern Wagenfenſter hinaus.

Er war auf dem Wege zu Mrs. Stuart geweſen. Er hatte ſeinen Frieden mit ihr machen wollen. Ein Drang, zu erfahren, wie die Dinge ſich entwickeln würden, hatte ſein Verlangen nach Verſöhnung mit der mütterlichen Freundin verſtärkt.

Liſelotte trocknete ihre Tränen. Es war ihr ſehr demütigend, daß Altenhagen ſie in dieſem Zuſtand von Ratloſigkeit und Verworrenheit betroffen hatte.

So erreichten ſie ihr Ziel.

Liſelotte bat den Grafen, ſie nicht hinaufzubegleiten. Sie ſah ihn aus feuchten Augen mit einem ſchwachen, hilfloſen Lächeln an und fügte ihrer Bitte leiſe hinzu: „Man kann ja doch mit dieſen Dingen allen nur allein fertig werden, nicht wahr? Es iſt ſonderbar, wieviel ſchwächer wir uns oft in der Wirklichkeit erweiſen, als wir in der Phantaſie zu ſein glauben.“

Altenhagen bejahte mit einer Kopfbewegung. Als ſie ihm zum Abſchied dankend die Hand reichte, hatte er das Bedürfnis, zart und leiſe die vor Aufregung ſtarren, kalten, mageren Fingerchen zu küſſen, aber er unterließ es.

Stuarts Befinden, welches in den letzten Wochen ſo erfreuliche Beſſerung gezeigt hatte, daß ſeine Mutter ſich ſchon mit Geneſungshoffnungen trug, erlitt nach der Erſchütterung dieſes heißen Maimorgens einen jähen Umſchwung zum Schlimmeren.

Der Arzt blickte ſehr ernſt, verbot jeden Beſuch, jede geiſtige Beſchäftigung, jede ſeeliſche Erregung. Auch

die wenige Bewegungsfreiheit, die dem Unglücklichen in der letzten Zeit gewährt worden war, mußte wieder eingeschränkt werden.

Natürlich forschte der Professor nach der Ursache des plötzlichen Umschwunges und Mrs. Stuart mußte die Heiratspläne, die sie mit dem Sohn gehabt, rückhaltlos beichten.

Der Professor schüttelte verwundert den Kopf und blickte der Frau ernst ins Auge: „Welch sonderbare Gefühlsphantasten auch die klügsten Frauen noch sind!" sagte er sinnend. „Haben Sie denn niemals in Betracht gezogen, daß Ihr Sohn ein starker, vollblütiger Mann ist, in dem alles nach Leben schreit? In aller Liebe haben Sie ihm die größte Grausamkeit angetan, die raffinierte Bosheit nur ersinnen konnte, indem Sie Wünsche in ihm nährten, die doch nun einmal nicht erfüllt werden dürfen. Glauben Sie wahrhaftig, Ihr Sohn würde in einer platonischen Zuneigung dieser jungen Dame irgend eine Art von Befriedigung gefunden haben?"

„So wie ich meinen Sohn erzogen habe, durfte ich das glauben," sagte Mrs. Stuart stolz. „Soll denn geistige Freundschaft nie und nirgend über die niederen, tierischen Triebe den Sieg erlangen?"

Der Professor zuckte die Achseln und seufzte. „Jedenfalls muß ich für die nächsten Monate jede Art von Verkehr, auch schriftlichen, mit der betreffenden jungen Dame auf das Strengste verbieten," bemerkte er in sachlichem Ton.

Unter solchen Umständen empfing Mrs. Stuart die

Nachricht von Liſelotte, ſie könne ſich nicht entſchließen, die Gattin ihres Sohnes zu werden, er möge ſie ihres ihm ſchon verpfändeten Wortes entbinden.

Mrs. Stuart hielt es für gut, Excelſior dieſen Brief vorzuenthalten. Sie ſuchte ihn vorläufig nur mit dem Hinweis auf beſſere Tage zur Erneuerung ſeiner Werbung zu tröſten.

Excelſior war in eine tiefe Apathie verſunken. Es ſchien ihn kaum ernſtlich zu beunruhigen, daß Liſelotte ſich nicht ſehen ließ, nachdem der Arzt ihre Beſuche einmal verboten hatte. Zuweilen aber, wenn er mit geſchloſſenen Augen Stunde um Stunde verträumte, zog ein Lächeln ſo ſtillen, geſättigten Triumphes über ſein ſchönes Antlitz, daß ſeine Mutter erſchüttert zu ahnen begann, was zwiſchen den beiden vorgegangen, und daß dieſe Minuten der Erfüllung um den Preis ſeiner ganzen Lebenshoffnung erkauft worden waren.

XV.

Einige Wochen ſpäter hielt Graf Altenhagen um die Hand von Liſelotte Reckling an. Er ſagte ihr in einer langen, ernſten Unterredung offen, daß es nicht leidenſchaftliche Liebe ſei, die ihn zu dieſem Schritte treibe. Aber er hoffe in ihr die Freundin und Gefährtin gefunden zu haben, die ihm bei ſeinem Werke helfen ſolle, den ernſten Menſchen, in deſſen Hand er vertrauend die ſeine legen könne, zu gemeinſamem Wege.

Liſelotte hörte ihn ſtill und in ſich gekehrt an.

Altenhagen war ein wenig enttäuſcht, keine Roſen der Freude auf ihren feinen, in letzter Zeit etwas welk gewordenen Zügen blühen zu ſehen. Sie hielt die Hände feſt im Schoß gefaltet und blickte gerade vor ſich hin.

„Ich weiß nicht, ob Sie mich verſtehen werden, wenn ich Ihnen antworte, daß es nicht ſein kann," ſagte ſie ruhig, nur etwas mühſam, als fehle ihr der Atem. „Es iſt ſo ſchwer zu erklären. Ich habe eine große Sünde begangen, die muß ich büßen. Und nun müſſen Sie auch darunter leiden. Aber nicht ſehr, denn Sie lieben mich ja nicht," fügte ſie nachdenklich und traurig hinzu.

„Mißverstehen Sie mich nicht, Liselotte. Was ich Ihnen gesagt habe, ist ein sehr, sehr großer Wunsch — nur — es ist vielleicht übertrieben gewissenhaft, Ihnen zu sagen, daß es einen Teil in meinen Wesen gibt, der — ach — das ist auch schwer zu erklären — ich möchte nicht einmal, daß er sehr beteiligt wäre . . . Liebe Liselotte, sagen Sie mir alles, was Sie mir sagen wollten. Wir müssen uns ganz kennen lernen!"

„Ja, so weit ich es selbst erklären kann," sagte das Mädchen, blickte auf und verlor sich einige Sekunden mit sanftem, schmerzlichem Lächeln in seinem Anblick.

Und in dieser flüchtigen Zeit wurde es Altenhagen klar, daß sie ihn liebe — viel mehr und stärker, als ihr scheues, unter die Sitte gebanntes Wesen es zu äußern vermochte.

Diese Entdeckung paßte durchaus nicht in seinen Plan. Sie verwirrte und erschreckte ihn und ließ ihn eine Fülle von Konflikten ahnen, die er gar nicht in Betracht gezogen hatte. Aber sie stimmte ihn zugleich sehr weich und er betrachtete plötzlich das Mädchen mit ganz anderen Augen. Wie etwas Fremdes, in dem er sich nicht mehr zurechtzufinden wußte.

„Sagen Sie mir nur eins, ehe Sie weiter sprechen," bat er, „warum wollten Sie sich mit Stuart verloben?"

„Weil — weil ich ein Ende machen wollte," stammelte Liselotte und wurde glutrot.

Altenhagen lächelte ein wenig: „Warum waren Sie so ungeduldig?"

„Ich weiß nicht . . . ich sah ja, ich wußte ja . . . — und es ist ja im Grunde noch immer dasselbe ge-

blieben," flüſterte ſie heftig, ſtand erregt auf, als könne ſie ſeine nahe Gegenwart nicht mehr ertragen und ging zum Fenſter.

Er betrachtete gerührt die lange, ſchlanke Rückenlinie der ſchmalen Geſtalt in dem dünnen, ſchwarzen Kleide.

„Es hat ſich doch viel geändert in den letzten Wochen," ſagte er mit einem zärtlichen Tonfall ſeiner dunklen Stimme.

„Ach nein, nein, das ſagen Sie nur jetzt, weil Sie mich gewinnen wollen. Ich weiß ſchon, wie es im Grunde iſt. Man fühlt das ſo deutlich. Vielleicht vor ein paar Wochen hätte ich mich noch darüber getäuſcht. Aber nun nicht mehr. Ich glaubte auch, ich könne Stuart eine gute Frau werden ohne — ohne das eine. Und dann habe ich ihn ſo betrogen und mußte ihm ſo viel Kummer zufügen."

Sie wandte ſich ſchnell mit weit offenen Augen zum Grafen. „Es gab da einen Augenblick, er war — — er war abſcheulich — in dem mir das alles klar wurde. So vieles, ſo vieles, was ich vorher nicht ahnte. Und den kann ich nicht noch einmal erleben, ich will nicht!"

„Liſelotte, ich verſtehe Sie nicht ganz!"

„Ich weiß wohl. Aber ich kann das nicht ſagen, verlangen Sie es nicht von mir. Ich fühle, daß ich Sie nicht heiraten kann. Es würden immer Augenblicke kommen, in denen ich empfinden würde, daß Sie keine Liebe zu mir haben," murmelte ſie mit verſagender Stimme.

„Liſelotte, iſt denn dieſe ſinnliche Verliebtheit zwi-

ſchen Menſchen, wie wir es ſind, ſo ſehr notwendig? Gibt es denn nicht ein Höheres?"

Sie warf den Kopf in den Nacken, ſchloß die Augen und ſeufzte aus tiefſter Bruſt.

„Sie ſind ein ſonderbares Mädchen. Ich hätte gar nicht geglaubt, daß Sie einem ſo viele Rätſel aufgeben könnten!"

Der inbrünſtig-wollüſtige Ausdruck, der wie der Schatten eines Traumes über ihr Geſicht gegangen war, wich ſofort einem konventionell gezwungenen Lächeln.

„Ich habe in den letzten Wochen ein Gelübde getan, daß ich nichts wieder vom Schickſal erzwingen will," ſagte ſie reſigniert. „Ich will für meine Mutter leben. Alles, was ich begonnen, würde ich wieder aufgeben. Durchführen kann ich es nur, wenn ich alles, alles andere überwinde. Das iſt meine Lebensaufgabe, glauben Sie es mir. Verlocken Sie mich doch nicht. Bitte, bitte." Sie hob die gefalteten Hände wie ein Kind in großer Angſt zu ihm auf.

„Können wir nicht beide für Ihre Mutter leben und ſorgen? Sie hat dann auch einen Sohn, der ſie energiſch beaufſichtigen kann, daß ſie keine dummen Streiche macht."

Er wollte verſuchen zu ſcherzen. Liſelotte kam ihm etwas überreizt vor. Er konnte dieſen ſubtilen Schwierigkeiten und Gedankengängen nicht recht folgen und fühlte doch, daß das Mädchen ihm auf dieſen ſchmalen, labyrinthiſchen Wegen zu entſchlüpfen drohte.

Ein Ausdruck von Pein, für den er keinen Grund

mehr wußte, war in ihren Zügen, als ſie in Tränen ausbrechend rief: „Das iſt alles unmöglich. Ich kann Ihnen nichts erklären, ich ſehe, es geht nicht. Glauben Sie mir doch nur. Ich darf nicht, ich darf nicht!“

„Ich fürchte beinahe, Ihr Gewiſſen ſtößt ſich an dem Gedanken, daß unſer Glück einem anderen armen Menſchen Schmerz bereiten könnte. Erkaufen wir nicht alles, jeden Schritt vorwärts im Leben mit der Pein anderer Geſchöpfe?“

Liſelotte antwortete nicht auf dieſen letzten Einwurf. Sie fragte leiſe und traurig: „Unſer Glück? Ich glaube nicht an unſer Glück.“

„Ja, dann freilich — —“ ſagte der Graf ernſt und blickte Liſelotte noch einmal eindringlich und bittend an.

Sie ſchüttelte den Kopf.

„Sind Sie mir nicht böſe?“ fragte ſie leiſe, mit einem kindlichen Ausdruck.

Er nahm ihre Hand, zog ſie an ſeine Lippen und verließ Liſelotte.

Baronin Nanny ſollte, ſo war es die Abſicht ihrer Tochter, überhaupt nichts von dem Antrag des Grafen erfahren. Und es gelang dem Mädchen auch mehrere Tage, allerlei Ausflüchte für ihre verweinten Augen zu finden.

Baronin Nanny ſchob das erregte, leicht gereizte Weſen noch auf Rechnung der Epiſode Stuart.

„Nachdem du dich ſo wohl bei Stuarts fühlteſt und ſchon faſt nicht mehr zu Haus warſt, begreife ich den plötzlichen Umſchlag, der bei dir eingetreten iſt, nicht im mindeſten,“ ſagte ſie ärgerlich. „Weißt du, eine

ſo reiche Frau zu werden, die Gelegenheit bietet ſich denn doch nicht alle Tage. Und mit Geld läßt ſich ja alles arrangieren. Du hätteſt eine tüchtige Pflegerin genommen, wir wären viel gereiſt, das Leben in den großen internationalen Hotels iſt doch recht amüſant. Aber du ſagſt ja immer, wir haben nicht die Mittel dazu. Ich dachte, du wärſt vermögend, aber ich verſtehe ja nichts von Geldſachen. Jedenfalls finde ich Berlin in dieſer Frühlingsglut unerträglich. Der Graf iſt auch ein bißchen langweilig. Weißt du, er erinnert mich manchmal unglaublich an deinen ſeligen Vater. Ich hatte mir ja gedacht, er würde predigend in der Welt herumziehen, und gefolgt von ſeinen Jüngern ſo auf den Straßen reden — ich ſah einmal ein Bild in einem engliſchen Journal — und vom Volk geſteinigt oder ins Gefängnis geworfen werden. Kurz, was Ungewöhnliches. Aber dieſe Verſammlungen . . . doch recht kleinbürgerlich! Und immer dasſelbe. Na, Liſelotte, mach' kein Geſicht. Gute Geſellſchaft findet ſich da doch nicht zuſammen, das kannſt du nicht behaupten!"

„Ich habe es ja nicht behauptet. Du tuſt Altenhagen Unrecht. Er kann die Welt nicht umgeſtalten."

„Liſelotte, ob er wirklich ein ſo großer Mann iſt, wie er mir erſt erſchien? Ich war berauſcht! Ich ſtellte mir vor, wir würden die wunderſamſten Dinge erleben und ich muß ſagen, ich fühle mich enttäuſcht! Ach, liebſtes Liſuleichen, laß uns mal fort von dieſem öden, nüchternen Berlin! Laß uns nach Trouville, das würde dir auch ſo gut tun. Du biſt gar nicht friſch, mein

Luſelchen, du brauchſt Seeluft, ganz gewiß. Weißt du, der Strand und die Toiletten, und da kannſt du einmal wirklich feſche und ritterliche Männer ſehen. Es iſt geradezu meine Pflicht als Mutter, an eine gute Partie für dich zu denken. Nicht wahr, Cocole, wir müſſen das Liſulei verheiraten, findeſt du nicht auch?"

Sie kraute mit ihren langen roſigen Nägeln dem großen, weißen Kakadu den Kopf hinter der gelben Holle und der Vogel krächzte befriedigt: „Nanny, ſchön, Nanny lieb!"

„Ja, ja," plauderte die Baronin vergnüglich weiter, „du erkennſt meine Vorzüge an, du biſt aber auch der einzige! Gelt, Cocole, wir lieben uns? Dieſer Doktor Pfiffendorf, er degoutiert mich. Ich möchte ihm anonym einmal ein Dutzend Badekarten zukommen laſſen. Weißt du, die große Sauberkeit, die Delikateſſe in der Toilette, das war ſo angenehm an Lüttich."

„Mama!"

„Ach ſo, na ja, ich meinte nur. Wollen wir denn nicht? Wollen wir nicht? Luſelchen, ſage doch ja!" Sie fiel ihrer Tochter um den Hals und beſtürmte ſie mit Zärtlichkeiten, ihr den Willen zu tun.

Liſelotte war nicht unerbittlich. Sie ſehnte ſich ſelbſt fort.

So beſchloß man zu reiſen.

Sie hatte aber nicht geahnt, was ſie mit dieſer Nachgiebigkeit gegen ihrer Mutter-Wünſche heraufbeſchworen hatte. Die Lebensluſt brach plötzlich wie ein Wirbelwind aus der kleinen jugendlichen Baronin hervor. Sie ſauſte mit der beſten Laune von der Welt

in der weiten Stadt umher, von Modemagazin zu Schneiderin und Putzmacherin, bald lagen alle Stühle und Sofas der Wohnung voll von Kartons, Spitzen und Jupons. Muster von leichten Seiden und duftigen Battisten mischten sich unter die Broschüren der „Erneuerten", Blumen und Federn bedeckten den Schreibtisch.

Herr Doktor Pfiffendorf suchte hoffnungslos und verlegen unter all dem weltlichen Tand ein bescheidenes Plätzchen für seine Redaktionstätigkeit. Ein erleichtertes Gefühl von neugewonnener Freiheit wollte sich mit der etwas verliebten Verehrung, die er Baronin Nanny weihte, in seiner Seele wunderlich streiten, bei der Nachricht von der baldigen Abreise der Damen.

Mitten in dem vergnüglichen Reisevorbereitungstrubel, in dem die Baronin sich behagte, wie die Forelle, wenn sie nach der Gefangenschaft im Fischkasten, in ihr heimisches, munteres Bächlein zurückversetzt wird, wo sie mit dem Schwänzchen schlägt und lustig durch die kleinen Wellenwirbelchen dahinschießt, mitten in diese Vorbereitungen hinein, fiel die beiläufige Bemerkung gegen ihre Tochter, sie habe den Grafen für heute Abend zum Tee gebeten, um ihr Lebewohl zu sagen.

„Er wird nicht kommen," antwortete Liselotte hastig und wurde rot.

„Ah!"

Es war ein Entdeckungsschrei, den die Baronin ausstieß. „Was hast du mit dem Grafen?"

„Nichts!“

„Du verheimlichst mir etwas ... Liselotte — ich bin deine Mutter!“

Die Baronin war reichlich so rot geworden wie ihre Tochter. Die grellen blauen Augen blitzten, während sie sich so imponierend aufrichtete, als es ihre kleine, rundliche Gestalt zuließ.

„Liselotte, du wirst mir sagen, was zwischen dir und dem Grafen vorgegangen ist. Hörst du? Ich verlange es von dir!“

„Rege dich nicht so auf, Mama,“ antwortete Liselotte, mit der Gelassenheit, die sie immer überkam, sobald ihre Mutter heftig wurde. „Der Graf hat um meine Hand angehalten und ich habe ihn abgewiesen. Das ist alles!“

Baronin Nanny brach in ein Gelächter aus, das in Schluchzen überging, und während sie sich in den Schaukelstuhl warf und unruhig wiegte, wieder zum Gelächter wurde, um aufs neue in Weinen zu enden. „Ich glaube, du bist ganz verrückt geworden, Lise. Was fällt dir denn nur ein?“

„Ich meine, ich war niemals vernünftiger,“ sagte Liselotte müde.

„Unsinn, Blödsinn!“ erklärte die Baronin mit kräftiger Stimme. Ihren Stuhl vorwärts biegend, so weit es nur anging, kam sie ihrer Tochter näher und musterte sie von unten herauf mit einem sonderbaren Blick.

„Bitte, Mama, laß uns jetzt nicht mehr über diese Sache reden,“ sagte Liselotte gepeinigt. „Es ist doch

ſchließlich meine Privatangelegenheit, ob ich heiraten will oder nicht."

„Du liebſt den Grafen," ſagte die Baronin plötzlich mit einer Stimme und einer Betonung, die Liſelotte erſchreckte, ja erſchütterte, ohne daß ſie ſelbſt begriffen hätte, warum.

Liſelotte bewegte den Kopf wie von unerträglichen Schmerzen gepeinigt. Und die Baronin wiegte ſich weiter in ihrem Stuhl, indem ſie jedesmal mit ihren Fußſpitzen gegen den Boden ſtieß, um ihn in Bewegung zu halten.

„Wie du mir fremd biſt, Liſelotte," ſagte ſie plötzlich. „Ob ich dich wohl beſſer verſtände, wenn ich dich ſelbſt genährt hätte? Dein Vater behauptete das immer. Er war ſo ſehr dafür und ich wollte nicht. Ach ja. Siehſt du, ich weiß recht gut, was du meinſt. Du denkſt, du darfſt mich nicht allein laſſen, weil ich dann gleich wieder Dummheiten machen könnte. Und das iſt ja auch möglich. Du biſt gräßlich gut, Liſelotte, peinlich gut. Komm einmal her, gib mir einen Kuß. So, ich habe dich ſehr lieb, wenn ich dich auch gar nicht begreife! Hätte Lorenz Altenhagen mich gewollt, nun, ich hätte nicht an dich gedacht, wahrhaftig! Ich bin weiß Gott jünger als du! Ach, es iſt ein Unglück!"

Sie legte ihren Kopf mit den künſtlichen Löckchen, die ihre kleine Stirn bedeckten, an das ſeidene Kiſſen, das über die Rücklehne des Stuhles hing, wippte weiter hin und her und blickte traumverloren nach den Stuckblumen des Plafonds. Liſelotte verließ das Zimmer.

* * *

Acht Tage ſpäter gab Baronin Nanny ein Abſchiedsfrühſtück für ihre ſämtlichen Berliner Bekannten. Liſelotte hatte dieſe Veranſtaltung höchſt überflüſſig gefunden. Nähere Freunde beſaßen ſie, außer dem Grafen, in dem Kreiſe der „Erneuerten" nicht und Liſelotte hätte ihr wundes Herz und ihr verſtörtes Gemüt lieber in eine ſchöne grüne Einſamkeit getragen, als ſich den fragenden und kritiſchen Blicken von Leuten auszuſetzen, die ſich, ſie empfand das deutlich, in letzter Zeit ſchon mehr mit ihr beſchäftigt hatten, als ihr angenehm war. Aber Baronin Nanny hielt dieſes Mal ſo eigenſinnig an ihrem Plan feſt, daß ihre Tochter ſie ſchließlich gewähren ließ.

Liſelotte war zu müde und zu traurig, um Scenen zu machen. Tag und Nacht bohrten ihre Gedanken in den Fragen herum: Tat ich Recht oder nicht? Hätte ich mich begnügen ſollen, mit dem, was er mir geben konnte? War es das Glück, was ich von mir gewieſen habe? Oder habe ich mich gerettet? Und wie ſoll das gerettete Leben nun getragen werden? Eine graue Freudloſigkeit lag über ihrer Seele, in der alles äußere Geſchehen gleichgültig wurde.

Baronin Nanny warf mit einem rechten Genuß die weichen und doch ſtrengen Zügel ab, welche ihr die Tochter in den letzten Monaten umgelegt hatte, ſie ließ ihrer Luſt an Luxus und Üppigkeit bei Ausgeſtaltung dieſes kleinen Feſtes zum erſten Male wieder freien Lauf. Sobald ſie merkte, daß Liſelotte nicht darauf achtete, konnte ſie ſich nicht genug tun in ſeltenen Weinen und Delikateſſen, in Blumen und Früchten zum Schmuck der Tafel.

Während die Gäste von den geöffneten, sonnigen, blumenduftenden Zimmern erwartet wurden, brachte die Baronin Liselotte einen Strauß der ersten jungen Rosen, steckte ihn selbst an ihre Brust, ordnete ihr liebkosend die leichten Spitzen ihres duftigen Kleides und legte ihr eine feine Kette von römischer Arbeit mit schönen, länglichen Perlen, das Brautgeschenk ihres Gatten, um den Hals.

Liselotte blickte ihre Mutter einigermaßen verwundert an. Sie küßte sie gerührt mit Tränen in den Augen. Welche kindliche Art Mama doch annehmen konnte, um ein Opfer zu vergelten. Liselotte fühlte Gewissensbisse. Stand Mama im Mittelpunkt ihres Denkens? Sie mußte es doch glauben. Ach, wie verschieden war alles Erleben im Innersten von dem Anblick, den es dem äußeren Anschein nach trug.

Doktor Pfiffendorf kam als erster, es war dies seine Eigentümlichkeit, er wurde stets von der Furcht geplagt, zu spät zu erscheinen. Ihm folgte Doktor Heinz, der elegante, blasse, junge Mann mit dem spöttischen Gesicht, der alles nur mit dem Intellekt erlebte, und die Schwester des Sinaipilgers, bei der alles Gefühl wurde.

Auch Fräulein von Gleiwitz, die energische Organisatorin des Arbeiterinnenvereins, war geladen, die Pädagogen mit ihren Frauen, ein pensionierter Major, ein abstinenter Arzt, der die Erneuerten für sein Mäßigkeitsideal zu begeistern wünschte, und ein junger Jude, mit dickem, schwarzem Haarschopf und glühenden Augen, welcher bei den Versammlungen stets in den Ruf auszubrechen pflegte: „Das Germanische an der Sache ent-

zückt mich so!" Es kam auch Adelheid, die titusköpfige Kämpferin für Frauenrechte, und die sanfte Marie Sinding, welche sich für die freie Liebe in einem fernen Entwickelungsstadium der Menschheit begeisterte. — Mrs. Nicodemus Stuart war nicht erschienen. Das Befinden ihres Sohnes gestattete ihr die Teilnahme an der Geselligkeit jetzt nicht, erklärte Baronin Nanny. Aber sie war gar nicht gebeten.

Als einer der letzten trat Altenhagen ein.

Liselotte schrak zusammen. Daß ihm die Mama eine Einladung gesandt, hätte sie am wenigsten erwartet. Er kam gleich auf sie zu, gab ihr die Hand, blickte sie ernsthaft an und sagte leise: „Ihre Mutter bat mich so dringend heute hier zu sein, daß ich es nicht abschlagen mochte. Ich will um alles in der Welt Ihrer Freundschaft nicht verlustig gehen, obschon ich sagen muß, ich weiß nicht recht, was ich hier soll?"

Liselotte war bleich, rang, ihrer Stimme Festigkeit zu geben, und konnte doch keinen Ton finden. Warum tat ihr die Mutter das? Es war doch schwer, mit ihren Unberechenbarkeiten fertig zu werden.

Baronin Nanny bat den Grafen um seinen Arm, sie zu Tisch zu führen. Auf dem kurzen Wege sah sie ihn einige Male mit verhaltenem Lachen von der Seite an.

Liselotte fand sich mit ihrem Herrn an Altenhagens Seite. Das war nicht vorbereitet. Mama hatte im letzten Augenblick die Tischkarten gewechselt. Da war nun nichts zu machen. Sie saß einsilbig und fühlte die

nahe Gegenwart des geliebten Mannes mit steigender Beklommenheit. Das Herz klopfte ihr wie rasend.

Nach der Suppe schenkte der Lohndiener Sekt in die Gläser. Baronin Nanny erhob sich plötzlich und schlug an ihren durchsichtigen Kelch: „Meine lieben Freunde und Gesinnungsgenossen!“ rief ihre helle, heitere Stimme in den Kreis. „Ich habe Sie heute aufgefordert, sich bei mir zu vereinen, um Ihnen eine fröhliche Nachricht zu sagen. Freuen Sie sich mit mir: Unser lieber Graf Altenhagen und meine Tochter Liselotte haben sich soeben verlobt!“

Alles sprang von den Stühlen.

Die Baronin hielt dem Grafen das Glas entgegen: „Euer Glück, Kinder! Glaubt ihr wahrhaftig, ich ließe solche Dumheiten geschehen, wie das Luselchen sich da ausgetüftelt hat?“

Aber zum Anstoßen kam es noch nicht.

Altenhagen hatte sich Liselotte zugewandt. Er verstand nicht, war sie im Komplott, oder war sie es nicht?

Sie sah in seinen Augen eine stumme, demütige Bitte, etwas verstört Flehendes: „Ist das Ihr Wille?“ fragte er atemlos.

Sie hob die Hand, als sei sie etwas Fremdes, Schweres, das nicht zu ihr gehöre, und legte sie in die seine. Und beide standen von den Stühlen auf. Wie man im Traume das Seltsamste duldet, nahmen sie die Glückwünsche der Gesellschaft entgegen.

Baronin Nanny aber brach in Weinen aus und lachte und weinte durcheinander. Diese Erregung

fanden alle nur zu begreiflich und es dauerte lange, bis das Essen seinen Fortgang nehmen konnte. Das Brautpaar saß still, befangen lächelnd, und rührte kaum etwas von den Speisen an.

Baronin Nanny aber trank sehr viel. Doch konnte sie Gott sei Dank eine Menge vertragen. Sie wurde außerordentlich amüsant und lustig, als sie zuletzt doch einen kleinen Schwips bekam. In diesem Zustande ging sie, nachdem die Tafel aufgehoben war, auf den Grafen zu, umarmte ihn und gab ihm einen Kuß auf den Mund.

„Sehen Sie, das wollte ich wenigstens davon haben," rief sie und ihre blauen Augen glitzerten. „Schade, daß ihr alle so ethisch seid, sonst müßten wir tanzen! Ach, Kinder — die Freiheit! — Ich freue mich doch eigentlich, daß ich meine Freiheit wieder habe! Und morgen geht es nach Baden-Baden! Ich muß einmal wieder hinaus in die Welt!"

Liselotte sah ihre Mutter aus großen, ernsten Augen an. „Wie wenig können wir den Menschen sein," sagte sie zu Lorenz mit zuckender Oberlippe. „Ein jeder geht doch seinen eigenen Weg!"

„Das sagst du am Tage deiner Verlobung?" fragte er scherzend, denn er wußte ja, wie sie es gemeint hatte.

Sie aber blickte gedankenvoll in die Ferne ihrer eigenen Zukunft.

Zweiter Teil

I.

Lorenz und Liſelotte verlebten die erſten Wochen ihrer Ehe in einem Tiroler Gebirgsdorf. Es war ein heißer Tag zu Ende des Auguſt. Sie hatten in der Frühe eine weite Wanderung unternommen, dann gegeſſen und geruht. Nun dehnte Lorenz befriedigt ſeinen mächtigen Körper auf den groben Linnen des Bauernbettes, deſſen blaukarierte Federdecken ſich unbenutzt auf der weißgeſcheuerten Diele türmten.

Die Nachmittagsſonne lag auf den geſchloſſenen grünen Holzläden der Fenſter und warf durch ihre Spalten und Aſtlöcher grelle Goldblitze, runde, zitternde Lichtflecke in die warme Dämmerung der blaugeſtrichenen Stube. Ein großer Strauß Roſen und Reſeden auf dem Tiſch duftete ſtark und ſüß. Lorenz blinzelte zwiſchen verſchlafenen Lidern nach ſeinem jungen Weibe, das aus ſeinen Armen geſchlüpft war und nun zwiſchen den Fenſtern vor dem ſchmalen, ſchiefen Spiegelchen ſein Haar kämmte.

Ein feines, glattes, weißes Elfenbeinfigürchen, ſtand ſie in dem grün-blauen Schatten zwiſchen den goldenen Lichtſpeeren, welche die Sonne über ihr Haar und ihre Schultern zückte. Lorenz legte ſeinen Arm unter den blonden Kopf und wendete ſich etwas, das

liebenswürdige Schauſpiel recht mit Behagen zu genießen. Herb und dürftig war ſie ihm ſtets in ihren ſchlichten Kleidern erſchienen — von der Schönheit primitiver Heiligenbilder, welche wohl die Seele zur Andacht rühren, aber die Sinne kaum zu reizen vermag. Und dann kam die Überraſchung, als das zarte Mädchen ſich ſchauernd und doch mit einer glühenden Inbrunſt unter ſeinen Willen beugte.

Nie würde er den Augenblick vergeſſen, als bei ſeinen Zärtlichkeiten zum erſtenmal auf ihrem Antlitz der Ausdruck einer in ihrem Übermaß ſchmerzzuckenden Wolluſt erblühte. Eine Veränderung ging da mit ihr und auch in ihm vor. All ſeine ſtarke, ſo feſt in Schranken gehaltene Mannheit brach die Ketten und riß das Mädchen mit ſich in den wilden Taumel der Luſt. An ihrer Kühle hatte er ſich bezwingen wollen. Und ſie war es nun, die, eine Galathee auf dem leichten Muſchelwagen der Liebe, ſich jauchzend den Schleier der Scham von den ſchlanken Hüften riß und ihn als Wimpel in die Lüfte flattern ließ, während ſie ſich triumphierend von der Brandung ſeiner Leidenſchaft zu den Gefilden der Seligen tragen ließ.

— — — — — — — — — — — —

Der Nachmittag verrann, die Lichtflecken der Sonne wurden matter und verblichen. Liſelotte ſaß auf dem Bettrand und ſtreute mit vollen Händen die entblätterten Roſen und Reſeden über den Mann, der ſich lachend und ſchüttelnd wehrte, bis ſie ihm die feuchten Purpurblätter und die kleinen krauſen, grünen Blütchen mit erheuchelter Sorgfalt aus Haar und Bart zupfte, wäh-

rend er ihr Hals und Schultern küßte und ſie an ihrem roſenroten Röckchen feſthielt, murmelnd: „Schöne — Schöne, ah — du — du Süße!“

Und ihr Kopf ſank auf ſeine Bruſt, ihre Arme umſtrickten ihn.

Draußen wurde es Abend, aber was galt ihnen die Zeit?

— — — — — — — — — — — —

Schritten die beiden durch die mit Gäſten überfüllten Speiſeſäle des Wirtshauſes unten am See, um ſich ihren gewohnten Eckplatz auf der Veranda zu ſuchen, ſo haftete manch ein wohlgefälliger, ja gerührter Blick an dem Paar. Sie ſchritten ſtumm und gehalten dahin, von den Menſchen geſchieden durch eine zarte Wolke von Glück.

Liſelottes hochmütige Art, ſich zu bewegen, die, ſobald ſie zu ſprechen begann, eigenartig von dem linden, demütigen Tonfall ihrer Stimme abſtach, hatte ſich wohl kaum verändert. Aber ihre Augen leuchteten als feſtliche Kerzen über all dieſer Reſerve und ſchienen ſie nur auszulachen. Die Sonne der Berge erwärmte ihre blaſſe Haut zu geſunderer, friſcherer Farbe, ihre Füße bewegten ſich leichter, ihr Gang bekam eine ſeelenvolle Anmut.

Lorenz, der prächtig in Roſenrot, Braun und Gold blühte, beobachtete die ſchnelle Entfaltung von Liſelottes Weſen, wie von ihrer äußeren Erſcheinung, mit dem frohen Stolz des Mannes, der ſich als Schöpfer fühlt. Oft ſchalt er ſie in verliebter Laune, ſie habe ihn liſtig

betrogen, denn er habe etwas ganz anderes in ihr gefunden, als er zu erwarten berechtigt gewesen sei.

Dann hatte sie als Antwort ein kleines girrendes Gelächter und einen wunderlichen Blick, zu dem sie die Lider ein wenig schloß, so daß die Iris golden durch die braunen Wimpern schimmerte, ein Blick, der ihn völlig um die Vernunft brachte.

Er mußte, wenn sie ihn bei Tage unter Menschen so anschaute, hilflos abwehrend flüstern: „Nicht so — bitte, bitte — jetzt nicht so!"

Er hatte in dem Leben der geistigen Arbeit, des Ringens um eine Idee, der strengen und überzeugten Askese, das er jahrelang geführt, seine Seelenkräfte aufs höchste anspannen müssen, weil sein Leben doch nur einem Teil seiner Natur entsprach. Nun rächte sich der andere Teil für die ihm so lange angetane Gewalt, indem er stürmisch die Herrschaft ergriff. Die Weisheit war ganz und gar in Berlin geblieben.

Liselotte, die einst gefürchtet hatte, ihre Liebessehnsucht nicht befriedigt zu finden, fühlte jetzt zuweilen ein Bangen vor der Unersättlichkeit dieses Mannes, vor den rücksichtslosen Ausbrüchen seiner Leidenschaft. Und sie erschrak ebenso sehr über die Entdeckungen, die sie an sich selbst machte, als über ihn. Alles, was sie für schön, edel und gut gehalten, geriet ins Wanken, sie stand unter den Trümmern ihrer Altäre und zu Zeiten frohlockte sie seltsam wild und heidnisch, so kam es ihr vor, über all die zerbrochenen Ideale. Aber dann schämte sie sich wieder der ihr so fremden Triebe und bangte vor

irgend einer Strafe, die ſie von einem erzürnten Gott treffen könne.

Und ſie verſuchte, ihre Liebe ſelbſt zum Heiligtume zu bilden.

Aber in den nachdenklicheren Stunden, wenn ihre Seele nach der Seele ihres Mannes verlangte, um friedevoll in einer höheren Liebe und Gemeinſchaft auszuruhen, fand ſie die ſeine in einem dumpfen, erſchöpften Schlaf befangen und ihr leiſes Rufen und Anklopfen wurde nicht von ihm verſtanden. Sie liebte ihn darum nicht weniger, ſie blickte nur mit bekümmerter Verwunderung auf den Mann, der noch vor kurzem ſtets mit ganzer Kraft bei jeder geiſtigen Frage, jedem ernſten Geſpräch geweſen war, und der nun, in den Zwiſchenzeiten der Leidenſchaftsſtunden, gleichgültig und ſtumpf an ihrer Seite träumte.

Das war es nicht, was ſie beide von ihrer Ehe erwartet hatten. Sah ſie, daß er für das zage, unausſprechliche Verlangen, das in ihr lebte und das ſie doch nicht zu geſtalten vermochte, kein Auge hatte, ſo trieb ſie der weibliche Inſtinkt mit allen Mitteln, die ihre Phantaſie erdenken konnte, ihn aus der Dumpfheit aufzuwecken und ihn ihre Nähe in Schauern erneuten Verlangens fühlen zu laſſen.

So kam es, daß am Ende dieſer einſamen und glühenden Sommerzeit die beiden Menſchen, die ihr Leben vereinigt hatten, etwas wie Scham vor einander fühlten, wenn ſie in ſtillen Stunden beiſammen ſaßen.

Und eine Angſt wuchs in ihnen, ob das Glück ſchon das letzte Wort zu ihnen geſprochen habe — ob dieſes

letzte Wort vielleicht, während ſie in zehrenden Küſſen die Lippen ineinander wühlten, ungehört an ihren Seelen vorübergeklungen ſei?

Als Lorenz und Liſelotte im Begriff ſtanden, nach Berlin zurückzukehren, wurde Liſelotte krank und der Arzt legte ihr für einige Wochen die ſtrengſte Ruhe und Schonung auf. Es war nur eine eben auftauchende Hoffnung vernichtet worden, — und doch erwachten beide Ehegatten aus dem Rauſch, der ſie umfangen hielt, und blickten ſich verſtört in die Augen.

Ein Schatten ſenkte ſich zwiſchen ihnen nieder. Sie gingen liebevoll, aber ſtiller, behutſamer miteinander um. Die vollen, jubelnden Akkorde ihrer Liebesſymphonie waren jäh zerſtört, eine gehaltenere Melodie ſetzte ein. Und dann kehrten ſie ins bürgerliche Leben und zu ihrer Arbeit zurück.

II.

Das Buch von Lorenz Altenhagen: „Gedanken eines Erneuerten" war erschienen, während er in den Bergen träumte und liebte. Sein Werk begann in Berlin schon das Ereignis des Jahres zu werden. Es scheint, als müsse die Hauptstadt immerfort, in steter Folge und stetem Wechsel, solche Ereignisse haben, die die Menschen aus ihrer Alltagsgleichgültigkeit zu geringerer oder stärkerer Aufregung emporstacheln.

Lorenz und Liselotte fanden den Band, in dem er sein Sehnen und Wollen in ernstem Gewissenkampf, ja in schwerer, banger Not durchgerungen und ausgesprochen hatte, nun auf allen Ständern der Bahnhöfe, sie sahen, wie er mit der letzten Zeitungsnummer und eilig dazu gerafften Schinkenbroten in den Coupés als Reiseunterhaltung dienen mußte. In Berlin trafen sie das Buch in den Schaufenstern der Buchhandlungen, hörten auf der Straße die Leute darüber reden und sich ereifern.

Lorenz fand jeden Morgen Stöße von gedruckten und geschriebenen Besprechungen, Angriffe, wie begeisterte Zustimmungen, auf seinem Frühstückstisch. Es war gut, daß er nun eine Helferin besaß. Soviel Menschen drängten sich um Rat, mit Anliegen jeglicher Art an ihn, daß er die Fülle der Arbeit, die ihm dadurch erwuchs, schwerlich allein hätte bewältigen können.

Liſelotte mußte tüchtig heran, für ihn ſchreiben und leſen, Unnötiges von ihm fern halten und für manches andere die Überbringerin ſein. Sie wurden ſo überlaufen, in einen ſolchen Wirbel des Erfolges und gehetzter Tätigkeit geriſſen, daß ſie wie im Traum die Forderungen des Tages erledigten, ohne zu einer klaren, überſchauenden Beſinnung gelangen zu können.

In den Pauſen, die der Frau mehr blieben als Lorenz, las ſie ſein Buch, las es wieder und immer wieder. Es geſchah, was ihrer Natur nach geſchehen mußte. Sie konnte Diſſonanzen nicht ertragen. Ihre Seele konnte nicht eigene Wege gehen, während ihr Leib und ihr Herz ihm ſo ganz gehörten. Und ſo mußte ſie ja ſeine Anhängerin werden, ganz, unbedingt, glühend und begeiſtert.

Er war ja auch kein Haſſer und Feind des Chriſtentums, im Gegenteil. Er wollte ſeinen urſprünglichſten, edelſten Kern nur von den Schlacken befreien, die die Zeit darum gehäuft. Er zog nicht gegen ihren Heiland zu Felde, ſondern nur gegen die Unwahrheit, die unter ſeinem Namen das moderne Leben vergiftet.

Gerade weil Liſelotte ſich wenig mit den Dogmen und den kirchlichen Lehrſätzen beſchäftigte, ſondern als echte, fromme Pietiſtin ihr Heil in einem inneren bräutlichen Zuſammenleben mit Jeſus geſucht hatte, weil ſie die ſchönſten Erhebungen durch eine ſchweigende, einſame Betrachtung des göttlichen Geheimniſſes empfangen hatte, war ſie nun befähigt, die Schale fallen zu laſſen und den Kern zu faſſen, die Kirche aufzugeben und Gott zu behalten. Aber Gott wurde ihr unperſön-

licher. Chriſtus wurde irdiſcher, eine Geſtalt, die lebt und ſtirbt und deren Weſenheit unter anderen Formen wieder auferſteht. Ihr hatte der Erlöſer neue menſchliche Züge angenommen. Sie ſagte ſich dies nicht mit blasphemiſchen Worten, aber ſie fühlte es ſo.

Lorenz war der Inhalt ihres Lebens und all ihrer Gedanken, wenn Gott ſich nicht in dem Geliebten verkörperte, dann gab es für ſie keinen Weg mehr zu Gott. Und ſo wurde es ihr Recht und ihre Pflicht, alles, was vor Lorenz Altenhagen geweſen und neben ihm beſtehen wollte, zu verurteilen, ja mit feindlichen Augen zu betrachten, mit Spott und herbem Tadel zu verfolgen. Sie begann weiter zu gehen und angriffsluſtiger zu werden, als das Haupt der „Erneuerten" ſelbſt.

Dieſem Haupt wurde es einigermaßen ſchwer, ſich aus der Flitterwochenſtimmung in die Rolle des Führers einer religiöſen Bewegung zurückzufinden.

Lorenz machte ſich nicht klar, wie ſeine Nerven und all ſeine Kräfte durch die Kämpfe der letzten Jahre bis zum Alleräußerſten angeſpannt waren, ein wie tiefes Ausruhen, welche Notwendigkeit ihm das einfache und glühende Naturleben dieſer Wochen bedeutete. Er fühlte vor der Hand nur, daß es ihm aus ſeiner vorgezeichneten Bahn herausgeriſſen hatte. Wohl freute er ſich des Eindrucks, den ſein Werk machte, aber der Erfolg war ihm zugleich beinahe unheimlich. Er beängſtigte ihn, weil ſich Lorenz gerade jetzt ſeiner nicht ganz würdig fühlte. In ihm erwachte jene chriſtliche Gewiſſensangſt in der Freude, die uns eine zweitauſendjährige Tradition ſo tief in die Seele gepflanzt hat, daß

auch jene Geister, die es sich zur Aufgabe gesetzt haben, das freie und ungehinderte Erfassen des Lebens zu predigen, sich nicht davon befreien können. Seine schwerfällige Art, zu grübeln und zu denken, verlangte nach ungestörter Ruhe, um sich mit den neuen, starken Eindrücken auseinanderzusetzen.

Dazu fand er jetzt nicht einen Augenblick Zeit. Der Lärm der Schlacht umtobte ihn, und er besaß noch nicht die Feldherrnruhe, auch in diesem Wirrwarr den Kopf oben zu behalten und das Ganze kühl zu überschauen.

Er ließ sich von den Ereignissen treiben, versuchte allen Anforderungen gerecht zu werden und hielt sich streng von seiner Frau fern, um sich nicht wieder in das sybaritische Genußleben hineinlocken zu lassen.

Sie verstand seine Zurückhaltung wohl. Es geschah einmal, daß die Rückerinnerung des wilden Liebestaumels sie plötzlich beide überfiel und sie sich aneinander klammerten wie zwei Verurteilte, die mit verzweifelter Wollust die letzten Stunden des Lebens auskosten müssen. Und am anderen Tage sahen sie mit scheuen Augen einer am anderen vorüber.

Nein, dergleichen gehörte nicht mehr in ihr ernstes Dasein. Sie mußten nun vernünftige Eheleute werden.

Aber Liselotte meinte, es sei wohl noch ein Mittelweg zu finden gewesen und Lorenz hätte nicht gerade mit ihr verkehren sollen wie mit einem zuverlässigen und wertvollen Geschäftsführer. Er hätte nicht jede unschuldige Zärtlichkeit mit gerunzelten Brauen ablehnen sollen. Doch er gehörte zu den sehr gesunden, unkomplizierten Männern, für welche die amitié amoureuse

nicht existiert, welche nur die äußersten Pole des Liebeslebens kennen und begreifen. Liselotte fühlte, sie durfte ihm jetzt nicht mit Tränen und Klagen kommen. Sein Werk war ihr zu heilig, sie durfte nicht versuchen, ihn durch törichte, weibliche Verführungskünste zu irritieren und in seinem Gewissen zu beunruhigen.

So fiel jener flüchtige Zauber triumphierender Munterkeit, der sie während ihrer Flitterwochen umspielt hatte, schnell wieder von ihr ab. Sie wurde aufs neue die ruhige, sanfte, ein wenig müde und leidende Liselotte, die er im Speisesaal zu den drei Mohren kennen gelernt hatte.

Lorenz kündigte eine Reihe von Vorträgen an, zu denen er gründliche Studien machen mußte. Da er nur die praktische Bildung des Offiziers besaß und seine Kenntnisse niemals weiter, als sein Beruf es eben forderte, entwickelt hatte, so fehlte ihm vieles, um seine Gedanken in eine Art von System zu bringen. Er empfand aber den Ehrgeiz und die Notwendigkeit, dies zu tun.

Doktor Pfiffendorf, der nach echter deutscher Gelehrtenart ein weitverzweigtes und bis zu einem gewissen Grade sogar tiefes Wissen in seinem Kopf aufgespeichert hatte, es aber durchaus nicht für sich selbst fruchtbar zu machen verstand, ging ihm dabei, wie schon früher, tätig zur Hand, indem er ihm die notwendigen Quellwerke verschaffte, ihm Auszüge machte, ihm das Wichtigste und für seine Zwecke Wissenswerteste so in einer konzentrierten Form darbot.

Auch die Redaktion der „Stimmen der Wahrheit' verursachte mehr Arbeit als früher. Das kleine Blatt

bekam nun eine ganz andere Bedeutung. Mehrere einflußreiche Professoren meldeten sich zur Mitarbeiterschaft und lieferten wertvolle Beiträge. Die ethischen und religiösen Diskussionen in seinen Spalten wurden, da bedeutendere Geister daran teilnahmen, interessanter und spannender, der Abonnentenkreis erweiterte sich.

Der Schreibtisch von Baronin Nanny mit seinen silbernen Hündchen, porzellanenen Kätzchen, seinen Photographieen und Blumengläsern hatte als Redaktionsbureau bei weitem nicht mehr ausgereicht. Es mußten Geschäftsräume gemietet, ein zweiter Hilfsredakteur angestellt werden.

Dadurch wuchs in dem bisher so schüchtern und linkisch auftretenden Doktor Pfiffendorf plötzlich ein starkes Gefühl seiner eigenen Wichtigkeit für die Sache und seiner geistigen Macht empor.

Daß er als Hauslehrer, wie als Kollaborator, seinem einzigen Versuch im geistlichen Amt, kläglich gescheitert war, erschien ihm jetzt mehr und mehr als Zeichen einer höheren Begabung, die zu anderen Zwecken strebte. Aus einem unbedingten Verehrer und Anbeter des Grafen entwickelte er sich vor sich selbst zu einem gleichberechtigten Mitarbeiter, ohne den Altenhagen selbst unmöglich das wäre, was er nun bedeutete. Seine Gefühle gegen den Grafen wurden kälter und kälter. Dabei blieb Pfiffendorf in seinem Wesen stets bei der gedrückten Unterwürfigkeit, die ihm von seiner gequälten und mißhandelten Jugend her anhaftete, so daß weder Lorenz noch Liselotte die mit ihm vorgegangene Verwandlung bemerkten. Er liebte eigentlich nur jenen

einen Menſchen, der immer wichtig und feierlich mit ihm verkehrt hatte: die kleine Baronin Nanny. Einen ſchwärmeriſchen Erinnerungskultus weihte er ihr. Sie war ihm die Frau der Welt, die große Ariſtokratin ſchlechthin, die trotzdem ſeinen Wert erkannte, und er ahnte nicht, daß auch ſie ihn nur als Vertreter eines anderen feierlich genommen hatte.

Baronin Reckling wurde von ihren Kindern für den Winter zurückerwartet. Die Wohnung der beiden Damen war deshalb gegen eine größere vertauſcht worden. Aber als man in die neuen Räume übergeſiedelt war, und Liſelotte Mamas Zimmer mit aller töchterlichen Sorgfalt eingerichtet hatte, ſchrieb die Baronin, eine Freundin habe ſie eingeladen, den Herbſt und Winter auf ihrem Schloß in England zuzubringen.

„Deine Mutter iſt ja mit ihrer Friſche und Munterkeit ein unſchätzbarer Gewinn für Jagddiners und Regentage," bemerkte Altenhagen ein wenig ſarkaſtiſch.

„Lorenz, glaubſt du wirklich, daß engliſches high life der richtige Boden für Mama iſt?" ſeufzte Liſelotte ſorgenvoll.

„Das kommt ganz auf die Familie an, bei der ſie eingeladen iſt. Es wird nicht auf allen Landgütern Poker geſpielt und Cherry Brandy getrunken."

„Die ſittenſtrengſten Frauen werden ſich Mama nicht gerade zur Freundin wählen," ſagte Liſelotte trübſelig.

„Ja, liebes Kind, was können wir aber dabei tun? Wir können ſie nicht mit Gewalt zu uns zurückzwingen, wenn ſie nicht aus freiem Willen mit uns leben mag!"

Liſelotte ſchwieg. Hätten ſich beide die Wahrheit geſtehen wollen, ſo hätten ſie ſich ſagen können, daß ſich einer wie der andere erleichtert fühlte, in der Ausſicht, Baronin Nanny mit ihren bunten Toiletten, ihren Hunden, Papageien und Ungeniertheiten dieſen Winter nicht als Hausgenoſſin zwiſchen ſich ſehen zu müſſen. Das Leben nahm ſie ohnehin genug in Anſpruch.

Außer den Vorträgen, zu denen das Publikum in hellen Haufen herbeiſtrömte, öffnete Altenhagen alle Sonntag Abend ſein Haus für jeden, der mit irgend einem Anliegen zu ihm kam, oder auch nur in dem Kreiſe der „Erneuerten“ geiſtige oder ſittliche Förderung ſuchte. Oft drängten ſich an hundert Menſchen in ſeinen Zimmern. Es wurde keine kleine Aufgabe für die Hausfrau, zwiſchen dieſen recht verſchiedenen Elementen zu vermitteln. So einfach die Bewirtung auch war, ſie mußten doch alle zufrieden geſtellt werden.

Fräulein von Gleiwitz mit ihrem kriegeriſchen Organiſationstalent und dem beſtimmten Ton der preußiſchen Offiziertochter, der ſich aufs glücklichſte mit der gewandten Liebenswürdigkeit einer Salondame vereinigte, ſtand der zarteren und leicht verſtörten Liſelotte treulich bei in mancher kritiſchen Situation. Was kam nicht alles zu dieſen Abenden und welche Verlangen ſtellte man nicht an die Großherzigkeit des Grafen und der Gräfin.

Es war bei weitem nicht geiſtige Notdurft und ſeeliſcher Hunger allein, den ſie ſtillen ſollten. Maurermeiſter, die Häuſer gebaut hatten, welche die „Erneuer-

ten" mieten, Spekulanten, die Grundstücke verkaufen wollten, auf denen die „Erneuerten" Häuser bauen sollten, Seifen- und Zigarrenfabrikanten, die sich bereit erklärten, gegen die Zusicherung fester Kundschaft seitens der Erneuerten das Bild des Grafen auf ihren Erzeugnissen anzubringen, waren noch nicht die schlimmsten. Sie hielten sich wenigstens in den Grenzen geschäftlichen Verkehrs. Quälender wurden die erweckten Handwerker, die mit der Selbstgefälligkeit von Autodidakten ihre über der Arbeit ausgesponnenen Philosophieen an den Mann zu bringen suchten. Dann kam das Heer gescheiterter Existenzen, phantastischer und unklarer Persönlichkeiten, die sich mit der Gier und Angst Ertrinkender auf jedes, im Meer großstädtischen Lebens unter neuer Flagge segelnde Schiff stürzen und es zu erklimmen versuchen in der letzten Hoffnung, auf ihm vielleicht einen rettenden Hafen zu erreichen. Hauptsächlich waren es Kameraden des Grafen, Offiziere, die aus irgend einem Grunde die Armee verlassen mußten und bei ihm auf besonderes Verständnis, auf energische Teilnahme und Hilfe pochten.

Soviel es in seiner Macht stand, und oft über seine Kräfte hinaus, wurde ihnen dies alles auch gewährt, bis dann schließlich der Zufall ans Tageslicht führte, wie oft Vertrauen und Hilfe an bedenkliche Gesellen verschwendet worden war.

Der Haß des Grafen gegen die Vorurteile, die unbarmherzige Disziplin und die Unterdrückung eigener Meinung in der Armee wuchs mit der Zeit immer mehr,

und machte ihn nur zu geneigt, in jedem Ausgestoßenen einen edlen Märtyrer seiner eigenen Ideen zu sehen. Ebenso ging es ihm mit den Geistlichen und Lehrern, die ihren Beruf verlassen hatten oder ihre staatlichen Anstellungen opferten, um sich zu ihm zu bekennen. Für sie alle fühlte er sich gewissermaßen verantwortlich, und doch waren ihre Anforderungen oft nicht zu erfüllen, ihre gegenseitige Eifersucht, Zänkischkeit, ja Rachsucht, verdoppelte die Schwierigkeiten, ihnen wirklich weiter zu helfen. Harmloser gaben sich die Studenten, die in der Begeisterung und Kritiklust der Jugend, gesegnet mit viel überflüssiger Zeit, den Grafen durch Briefe zwischen zwölf und fünfundzwanzig Seiten Umfang erfreuten, die eingehendsten Antworten erwarteten, aber wenn sie bei den Empfangsabenden nicht an den Grafen selbst gelangen konnten, ihre Gefühle auch gegen einander in lauten, langen und leidenschaftlichen Debatten Luft machten. Ihrer Aufregung konnte doch wenigstens bei den mächtigen Kalbskeulen und den tiefen Schüsseln mit Kartoffeln- und Heringssalat auf der Gräfin Buffet ein erfreuliches Ziel gesetzt werden. Es gab ihrer eine rechte Anzahl, die zu meinen schienen, der Weg zur Seele gehe in direktester Linie durch den Magen, den ungeheuerlichen Portionen nach zu schließen, die sie andachtsvoll vertilgten.

Andere wieder stürzten sich sofort mit den frisch erworbenen Kenntnissen in die Propaganda, und da bot sich denn unter der vielfältigen Schar von Frauen und Mädchen, die sich zu den Anhängerinnen des Grafen zählten, manch ein ver-

lockendes Bekehrungsobjekt. Es kamen nicht nur hagere Lehrerinnen mit blassen, klugen Gesichtern, die durch Kneifer und Brillen scharfen Blickes die Wahrheit betrachteten, und intellektuelle Witwen, welche Schopenhauer, Kant und Eduard von Hartmann studierten oder Emerson und Carlyle englisch lasen. Auch die jungen Unverstandenen waren reichlich vertreten, die mit den phantastischen Haarfrisuren, mit nervös bewegten Zügen und flackernden Augen, welche in ihrer Weise ebenso Schiffbruch gelitten hatten, wie die „Kameraden", da die Armee der Schwestern sie aus irgend einem Grunde ausgestoßen hatte. Zwischen ihnen tauchten frische, unschuldige Mädchen auf, blickten fröhlich gespannt umher. Meistens wurden sie nur durch die unbezwingliche Begeisterung ihrer achtzehnjährigen Herzen für die kräftige Gestalt Altenhagens und seinen Grafentitel, oder durch eine schwärmerische Liebe für die zarte, unirdische Erscheinung der Gräfin in diesen Kreis geführt. Ihnen besaß der vor Eltern und Geschwistern geheim gehaltene Besuch der Versammlungen den wundervollen Reiz verbotener Abenteuer. Sie eilten durch die von tausend Gasflammen erhellten Winternächte zu ihnen mit klopfendem Herzen und zitternden Füßen, wie einst die jungen sensationslüsternen Römerinnen sich zu den verbotenen und von romantischen Schauern umwobenen Vereinigungen der Christen in den Katakomben begeben haben mochten. Es konnte sich aber ereignen, daß die kleinen Fräuleins in der Menschenmenge, in der sie schüchtern und unbeachtet umherirrten, plötzlich auf ihren eigenen Onkel, oder *gar* den Vater selbst stießen. Irgend ein

ſchamhaft verborgen gehaltener religiöſer Traum, irgend eine ethiſche Sehnſucht, hatte dieſen korrekten Beamten, jenen tadellos vorſichtigen Wiſſenſchaftler oder Arzt vermocht, nachzuforſchen, ob der Glaube, die Hoffnung ſeiner einſamſten Stunden hier Geſtalt gewinnen möge. Und nun ſtanden die ernſten Männer ein wenig ſteif und geniert in dem lebendigen Treiben und blickten mißbilligend auf die zuſammengewürfelte Schar ſonderbarer Leute. Die einzelnen prägnanten Charakterköpfe aus dem erſten kleinen Kreiſe der Erneuerten verſchwanden jetzt beinahe in dem breiteren Strom, zu dem die Bewegung angeſchwollen war. Manchem wurde der Strom bereits zu breit. An eine ſtete Beachtung gewöhnt, fingen einige an, ſich unzufrieden zurückzuhalten, und ſprachen tadelnd untereinander über den Weg, den die Sache eingeſchlagen habe.

Sie ſammelten ſich um Mrs. Sarah Nicodemus Stuart und machten ſie zur Vertrauten ihrer Klagen, ihrer Bedenken.

Mrs. Stuart beſuchte nach wie vor die öffentlichen Vorträge des Grafen. Bei einer Gelegenheit, bei der ſie für ihre Worte viele Zeugen fand, hatte ſie ihm ihre herzlichſte Freude an dem Aufſchwung ihrer gemeinſamen Sache ausgeſprochen und ihm dabei kräftig die Hand geſchüttelt. Indeſſen hielt ſie ſich von den Zuſammenkünften in ſeinem Hauſe fern. Offiziell, weil das Befinden ihres Sohnes ſie daran hinderte, abends auszugehen. Er unterzog ſich nach dem Rückfall im Sommer einer neuen qual- und ſchmerzvollen Kurmethode.

Aber die Eingeweihten, wie Lorenz und Liſelotte, fühlten, trotz des gerechtfertigten Grundes, deutlich ein Nachlaſſen von Mrs. Stuarts Eifer und eine Kälte, ja Feindſeligkeit gegen den Grafen und ſeine Frau.

Er wußte gut genug, daß ſie ihn in ihrem leidenſchaftlichen Frauenherzen beſchuldigte, Liſelotte heimlich und hinterliſtig für ſich gewonnen zu haben, und wie die Dinge in der Tat zuſammenhingen, konnte er ihr bis zum letzten entſcheidenden Punkte ja doch nicht erklären.

So blieb der Schatten zwiſchen ihnen und fiel zu Zeiten auch auf Altenhagens empfindliches Gewiſſen. Aber das war nur für Augenblicke. Im ganzen vermochte das alles den Frühlingsſonnenglanz nicht zu trüben, der dieſe dunklen Wintermonate für ihn verklärte. Sein Werk, ſeine Gedanken, ſein Wollen hatte die Seelen ergriffen und mit ſich fortgeriſſen!

Eine jugendfriſche, tatendurſtige, eroberungsluſtige Begeiſterung herrſchte in der ſich täglich vergrößernden Gemeinſchaft der Erneuerten. Kühne, weitgreifende Pläne tauchten auf, wurden ernſthaft beſprochen und in Angriff genommen. Das Unmöglichſte ſchien möglich, das Fernſte erreichbar. Alle Herzen glühten, alle Geiſter waren feurig bereit, ihr Beſtes zu geben. Der Sieg über die Mächte des Materialismus, des Konventionalismus und finſterer Prieſterdogmen ſchien gewiß. Rot und golden dämmerte das Morgenrot eines neuen Tages am Horizont der Zukunft und verſprach der Zukunft und verſprach der Menſchheit eine reinere und freiere Kultur.

Wer ſich ſpäter, viel ſpäter dieſe Zeit ins Gedächtnis zurückrief, vor deſſen Erinnerung ſtand, als ein ſeltenes und auserleſenes Menſchenpaar, das Bild des Grafen Altenhagen mit ſeinem frohen Kinderlächeln, ſeiner reinen Stirn und der hellen Freude ſeiner Überzeugungskraft und neben ihm, unzertrennlich mit ihm verbunden, die zarte Geſtalt ſeines jungen Weibes, die in einer Haltung unendlicher Hingebung ſeine Worte zu trinken ſchien und an ihrer Glut den Strahlenglanz ihrer tiefen Augen entzündete. Und man dachte an jene Abende zurück, wie man an die Höhen des Lebens denkt, da man auf Bergen ſtand und weite Umſchau hielt, da man ſich dem gemeinen Irdiſchen für kurze Augenblicke enthoben fühlte.

III.

Eines Nachmittags saß Liselotte mit Doktor Heinz an einem leichten Teetisch aus japanischem Rohr und plauderte. Sie hatte ihn gern, diesen feinen und kühlen Intellektuellen, der alles mitmachte, alles studierte und sich zu nichts bekannte, der ihr bei jedem Zusammentreffen versicherte, er denke nicht daran, innerlich zu den Erneuerten zu gehören, und der dabei doch einer der zuverlässigsten Freunde war, die sie und ihr Gatte unter ihren Anhängern besaßen.

Er weihte ihr einen ruhigen Kultus, im Grunde interessierte ihn an der Bewegung längst nur noch diese eine Frau, deren Entwickelung er mit gerührter Neugier verfolgte.

Sie waren immer im Streit und nie trafen ihre Meinungen zusammen, aber sie wurden niemals heftig oder feindselig, weil sie sich trotz aller Gegensätze ihrer Naturen einig wußten in einem entschiedenen Geschmack für das Einfache und Vornehme und in einem Suchen nach letzten Wahrheiten.

Doktor Heinz glaubte zu wissen, daß die Gräfin Altenhagen in der Anbetung ihres Gatten und seiner Lehren ihr eigenes Ziel noch nicht gefunden hatte. Sein Zartgefühl hinderte ihn, ihr das auch nur anzudeuten.

Liſelotte ſchwieg. Hätten ſich beide die Wahrheit geſtehen wollen, ſo hätten ſie ſich ſagen können, daß ſich einer wie der andere erleichtert fühlte, in der Ausſicht, Baronin Nanny mit ihren bunten Toiletten, ihren Hunden, Papageien und Ungeniertheiten dieſen Winter nicht als Hausgenoſſin zwiſchen ſich ſehen zu müſſen. Das Leben nahm ſie ohnehin genug in Anſpruch.

Außer den Vorträgen, zu denen das Publikum in hellen Haufen herbeiſtrömte, öffnete Altenhagen alle Sonntag Abend ſein Haus für jeden, der mit irgend einem Anliegen zu ihm kam, oder auch nur in dem Kreiſe der „Erneuerten" geiſtige oder ſittliche Förderung ſuchte. Oft drängten ſich an hundert Menſchen in ſeinen Zimmern. Es wurde keine kleine Aufgabe für die Hausfrau, zwiſchen dieſen recht verſchiedenen Elementen zu vermitteln. So einfach die Bewirtung auch war, ſie mußten doch alle zufrieden geſtellt werden.

Fräulein von Gleiwitz mit ihrem kriegeriſchen Organiſationstalent und dem beſtimmten Ton der preußiſchen Offiziertochter, der ſich aufs glücklichſte mit der gewandten Liebenswürdigkeit einer Salondame vereinigte, ſtand der zarteren und leicht verſtörten Liſelotte treulich bei in mancher kritiſchen Situation. Was kam nicht alles zu dieſen Abenden und welche Verlangen ſtellte man nicht an die Großherzigkeit des Grafen und der Gräfin.

Es war bei weitem nicht geiſtige Notdurft und ſeeliſcher Hunger allein, den ſie ſtillen ſollten. Maurer*meiſter*, die Häuſer gebaut hatten, welche die „Erneuer-

ten" mieten, Spekulanten, die Grundstücke verkaufen wollten, auf denen die „Erneuerten" Häuser bauen sollten, Seifen- und Zigarrenfabrikanten, die sich bereit erklärten, gegen die Zusicherung fester Kundschaft seitens der Erneuerten das Bild des Grafen auf ihren Erzeugnissen anzubringen, waren noch nicht die schlimmsten. Sie hielten sich wenigstens in den Grenzen geschäftlichen Verkehrs. Quälender wurden die erweckten Handwerker, die mit der Selbstgefälligkeit von Autodidakten ihre über der Arbeit ausgesponnenen Philosophieen an den Mann zu bringen suchten. Dann kam das Heer gescheiterter Existenzen, phantastischer und unklarer Persönlichkeiten, die sich mit der Gier und Angst Ertrinkender auf jedes, im Meer großstädtischen Lebens unter neuer Flagge segelnde Schiff stürzen und es zu erklimmen versuchen in der letzten Hoffnung, auf ihm vielleicht einen rettenden Hafen zu erreichen. Hauptsächlich waren es Kameraden des Grafen, Offiziere, die aus irgend einem Grunde die Armee verlassen mußten und bei ihm auf besonderes Verständnis, auf energische Teilnahme und Hilfe pochten.

Soviel es in seiner Macht stand, und oft über seine Kräfte hinaus, wurde ihnen dies alles auch gewährt, bis dann schließlich der Zufall ans Tageslicht führte, wie oft Vertrauen und Hilfe an bedenkliche Gesellen verschwendet worden war.

Der Haß des Grafen gegen die Vorurteile, die unbarmherzige Disziplin und die Unterdrückung eigener Meinung in der Armee wuchs mit der Zeit immer mehr,

und machte ihn nur zu geneigt, in jedem Ausgeſtoßenen einen edlen Märtyrer ſeiner eigenen Ideen zu ſehen. Ebenſo ging es ihm mit den Geiſtlichen und Lehrern, die ihren Beruf verlaſſen hatten oder ihre ſtaatlichen Anſtellungen opferten, um ſich zu ihm zu bekennen. Für ſie alle fühlte er ſich gewiſſermaßen verantwortlich, und doch waren ihre Anforderungen oft nicht zu erfüllen, ihre gegenſeitige Eiferſucht, Zänkiſchkeit, ja Rachſucht, verdoppelte die Schwierigkeiten, ihnen wirklich weiter zu helfen. Harmloſer gaben ſich die Studenten, die in der Begeiſterung und Kritikluſt der Jugend, geſegnet mit viel überflüſſiger Zeit, den Grafen durch Briefe zwiſchen zwölf und fünfundzwanzig Seiten Umfang erfreuten, die eingehendſten Antworten erwarteten, aber wenn ſie bei den Empfangsabenden nicht an den Grafen ſelbſt gelangen konnten, ihre Gefühle auch gegen einander in lauten, langen und leidenſchaftlichen Debatten Luft machten. Ihrer Aufregung konnte doch wenigſtens bei den mächtigen Kalbskeulen und den tiefen Schüſſeln mit Kartoffeln- und Heringsſalat auf der Gräfin Buffet ein erfreuliches Ziel geſetzt werden. Es gab ihrer eine rechte Anzahl, die zu meinen ſchienen, der Weg zur Seele gehe in direkteſter Linie durch den Magen, den ungeheuerlichen Portionen nach zu ſchließen, die ſie andachtsvoll vertilgten.

Andere wieder ſtürzten ſich ſofort mit den friſch erworbenen Kenntniſſen in die Propaganda, und da bot ſich denn unter der vielfältigen Schar von Frauen und Mädchen, die ſich zu den Anhängerinnen des Grafen zählten, manch ein ver-

lockendes Bekehrungsobjekt. Es kamen nicht nur hagere Lehrerinnen mit blassen, klugen Gesichtern, die durch Kneifer und Brillen scharfen Blickes die Wahrheit betrachteten, und intellektuelle Witwen, welche Schopenhauer, Kant und Eduard von Hartmann studierten oder Emerson und Carlyle englisch lasen. Auch die jungen Unverstandenen waren reichlich vertreten, die mit den phantastischen Haarfrisuren, mit nervös bewegten Zügen und flackernden Augen, welche in ihrer Weise ebenso Schiffbruch gelitten hatten, wie die „Kameraden", da die Armee der Schwestern sie aus irgend einem Grunde ausgestoßen hatte. Zwischen ihnen tauchten frische, unschuldige Mädchen auf, blickten fröhlich gespannt umher. Meistens wurden sie nur durch die unbezwingliche Begeisterung ihrer achtzehnjährigen Herzen für die kräftige Gestalt Altenhagens und seinen Grafentitel, oder durch eine schwärmerische Liebe für die zarte, unirdische Erscheinung der Gräfin in diesen Kreis geführt. Ihnen besaß der vor Eltern und Geschwistern geheim gehaltene Besuch der Versammlungen den wundervollen Reiz verbotener Abenteuer. Sie eilten durch die von tausend Gasflammen erhellten Winternächte zu ihnen mit klopfendem Herzen und zitternden Füßen, wie einst die jungen sensationslüsternen Römerinnen sich zu den verbotenen und von romantischen Schauern umwobenen Vereinigungen der Christen in den Katakomben begeben haben mochten. Es konnte sich aber ereignen, daß die kleinen Fräuleins in der Menschenmenge, in der sie schüchtern und unbeachtet umherirrten, plötzlich auf ihren eigenen Onkel, oder gar den Vater selbst stießen. Irgend ein

ſchamhaft verborgen gehaltener religiöſer Traum, irgend eine ethiſche Sehnſucht, hatte dieſen korrekten Beamten, jenen tadellos vorſichtigen Wiſſenſchaftler oder Arzt vermocht, nachzuforſchen, ob der Glaube, die Hoffnung ſeiner einſamſten Stunden hier Geſtalt gewinnen möge. Und nun ſtanden die ernſten Männer ein wenig ſteif und geniert in dem lebendigen Treiben und blickten mißbilligend auf die zuſammengewürfelte Schar ſonderbarer Leute. Die einzelnen prägnanten Charakterköpfe aus dem erſten kleinen Kreiſe der Erneuerten verſchwanden jetzt beinahe in dem breiteren Strom, zu dem die Bewegung angeſchwollen war. Manchem wurde der Strom bereits zu breit. An eine ſtete Beachtung gewöhnt, fingen einige an, ſich unzufrieden zurückzuhalten, und ſprachen tadelnd untereinander über den Weg, den die Sache eingeſchlagen habe.

Sie ſammelten ſich um Mrs. Sarah Nicodemus Stuart und machten ſie zur Vertrauten ihrer Klagen, ihrer Bedenken.

Mrs. Stuart beſuchte nach wie vor die öffentlichen Vorträge des Grafen. Bei einer Gelegenheit, bei der ſie für ihre Worte viele Zeugen fand, hatte ſie ihm ihre herzlichſte Freude an dem Aufſchwung ihrer gemeinſamen Sache ausgeſprochen und ihm dabei kräftig die Hand geſchüttelt. Indeſſen hielt ſie ſich von den Zuſammenkünften in ſeinem Hauſe fern. Offiziell, weil das Befinden ihres Sohnes ſie daran hinderte, abends auszugehen. Er unterzog ſich nach dem Rückfall im Sommer einer neuen qual- und ſchmerzvollen Kur-*methode*.

Aber die Eingeweihten, wie Lorenz und Liſelotte, fühlten, trotz des gerechtfertigten Grundes, deutlich ein Nachlaſſen von Mrs. Stuarts Eifer und eine Kälte, ja Feindſeligkeit gegen den Grafen und ſeine Frau.

Er wußte gut genug, daß ſie ihn in ihrem leidenſchaftlichen Frauenherzen beſchuldigte, Liſelotte heimlich und hinterliſtig für ſich gewonnen zu haben, und wie die Dinge in der Tat zuſammenhingen, konnte er ihr bis zum letzten entſcheidenden Punkte ja doch nicht erklären.

So blieb der Schatten zwiſchen ihnen und fiel zu Zeiten auch auf Altenhagens empfindliches Gewiſſen. Aber das war nur für Augenblicke. Im ganzen vermochte das alles den Frühlingsſonnenglanz nicht zu trüben, der dieſe dunklen Wintermonate für ihn verklärte. Sein Werk, ſeine Gedanken, ſein Wollen hatte die Seelen ergriffen und mit ſich fortgeriſſen!

Eine jugendfriſche, tatendurſtige, eroberungsluſtige Begeiſterung herrſchte in der ſich täglich vergrößernden Gemeinſchaft der Erneuerten. Kühne, weitgreifende Pläne tauchten auf, wurden ernſthaft beſprochen und in Angriff genommen. Das Unmöglichſte ſchien möglich, das Fernſte erreichbar. Alle Herzen glühten, alle Geiſter waren feurig bereit, ihr Beſtes zu geben. Der Sieg über die Mächte des Materialismus, des Konventionalismus und finſterer Prieſterdogmen ſchien gewiß. Rot und golden dämmerte das Morgenrot eines neuen Tages am Horizont der Zukunft und verſprach der Zukunft und verſprach der Menſchheit eine reinere *und freiere Kultur.*

Wer ſich ſpäter, viel ſpäter dieſe Zeit ins Gedächtnis zurückrief, vor deſſen Erinnerung ſtand, als ein ſeltenes und auserleſenes Menſchenpaar, das Bild des Grafen Altenhagen mit ſeinem frohen Kinderlächeln, ſeiner reinen Stirn und der hellen Freude ſeiner Überzeugungskraft und neben ihm, unzertrennlich mit ihm verbunden, die zarte Geſtalt ſeines jungen Weibes, die in einer Haltung unendlicher Hingebung ſeine Worte zu trinken ſchien und an ihrer Glut den Strahlenglanz ihrer tiefen Augen entzündete. Und man dachte an jene Abende zurück, wie man an die Höhen des Lebens denkt, da man auf Bergen ſtand und weite Umſchau hielt, da man ſich dem gemeinen Irdiſchen für kurze Augenblicke enthoben fühlte.

III.

Eines Nachmittags saß Liselotte mit Doktor Heinz an einem leichten Teetisch aus japanischem Rohr und plauderte. Sie hatte ihn gern, diesen feinen und kühlen Intellektuellen, der alles mitmachte, alles studierte und sich zu nichts bekannte, der ihr bei jedem Zusammentreffen versicherte, er denke nicht daran, innerlich zu den Erneuerten zu gehören, und der dabei doch einer der zuverlässigsten Freunde war, die sie und ihr Gatte unter ihren Anhängern besaßen.

Er weihte ihr einen ruhigen Kultus, im Grunde interessierte ihn an der Bewegung längst nur noch diese eine Frau, deren Entwickelung er mit gerührter Neugier verfolgte.

Sie waren immer im Streit und nie trafen ihre Meinungen zusammen, aber sie wurden niemals heftig oder feindselig, weil sie sich trotz aller Gegensätze ihrer Naturen einig wußten in einem entschiedenen Geschmack für das Einfache und Vornehme und in einem Suchen nach letzten Wahrheiten.

Doktor Heinz glaubte zu wissen, daß die Gräfin Altenhagen in der Anbetung ihres Gatten und seiner Lehren ihr eigenes Ziel noch nicht gefunden hatte. Sein Zartgefühl hinderte ihn, ihr das auch nur anzudeuten.

Es war aber, als fühlte Liſelotte den Reiz, ihm das Gegenteil zu beweiſen. Er ſelbſt erlaubte ſich, Lorenz Altenhagens erneuertes, ethiſch-optimiſtiſches Chriſtentum für etwas flach und ungenügend zu halten.

Auch dieſes erfuhr Liſelotte nur jeweilig, durch ein kleines Zucken ſeiner blaſſen Oberlippe unter dem ſchmalen dunklen Bärtchen bei irgend einer ſcheinbar harmloſen Bemerkung.

Doktor Heinz berichtete ihr gerade, daß er begonnen habe, die Schriften der germaniſchen Myſtiker des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts zu ſtudieren, und einen unglaublichen, beinahe aufregenden Genuß darin finde, ſich in ihren Geiſteszuſtand probeweiſe hineinzuverſetzen.

Liſelotte wurde ein vergeſſenes Erinnerungsfach geöffnet, ihres Vaters Lieblinge und die Traumgefährten ihrer erſten Mädchenjahre, Angelus Sileſius und Ruysbroeck wachten aus ihren Grüften wieder auf und ſagten ihre wunderlich tiefen und kühnen Sprüche.

Heinz war erſtaunt, wie gut Liſelotte Beſcheid wußte. Nachdenklich betrachtete er ſie, während ſie mit ihrer leiſen gebrechlichen und bewegten Stimme die merkwürdige Stelle aus der Zierde der geiſtlichen Hochzeit ſprach, jene Stelle: wie der Menſch ſich üben muß, um das ewige Licht zu empfangen: Er muß ſich ſelber verloren haben in einer Unweiſe und einer Finſternis, in der ſich alle ſchauenden Menſchen genießend verirrt haben, und in welcher ſie ſich kreatürlicherweiſe nicht mehr finden können. Im Abgrund dieſer Finſternis,

wo der minnende Geiſt ſich ſelber geſtorben iſt, da beginnt die Offenbarung Gottes und das ewige Leben . . .

. . . Und dies iſt das weiſeloſe Weſen, von allen innerlichſten Geiſtern über alles erkoren, die dunkle Stille, in der alle Minnenden ſich verloren, wollen wir aber dazu durch Tugend uns bereiten, wir müſſen uns ſchier des Leibes entkleiden, in Gottes Meer in den wilden Wogen ſchwimmen, nichts Kreatürliches dürfte mehr zu uns dringen.

„Ich meine," ſagte der junge Mann, „Sie müßten viel mehr zu Hauſe ſein in dieſer Welt trunkener und ſtill verzückter Gottesbetrachtung als in Ihrem jetzigen Leben."

„Ich war es einmal, in meiner erſten Jugend. Aber Lorenz hat es nicht gern. Er nennt es in ungeſunden Gefühlen ſchwelgen und ſagt: einem Menſchen etwas Gutes und Liebes zu tun, ſei mehr wert, als alle dieſe nutzloſen unbeſtimmten Träumereien. So habe ich mich von ihnen entwöhnt und verſuche zu wirken."

„Ja, Sie machen ſich ſo viel Mühe. Und doch, es berührt mich immer als ſtillos, wenn ich Sie ſehe im Arbeiterinnenverein Vorträge halten und ſolche Dinge tun, die Sie Doktor Adelheid Runge und Fräulein von Gleiwitz überlaſſen ſollten. Für die beiden Damen paßt es und Ihnen ſteht es ſoviel beſſer, ruhevoll, wie eben jetzt ſchöne und über den gemeinen Verſtand hinausgehende Worte träumeriſch zu ſprechen."

„Ach, wie Sie wieder wunderlich ſind," ſagte Liſelotte gelaſſen. „Das Äſthetiſche an Ihnen iſt mir ſchrecklich. Werden Sie es denn niemals ablegen? Wie kann

man ſo ernſthafte Dinge nach äſthetiſchen Wirkungen beurteilen?"

„O, der äußere Stil iſt ein Symbol, welches uns das Geheimnis des Innern deuten ſoll. Aber laſſen Sie nur, Sie können mich doch nicht verſtehen. Und es iſt ja auch gleichgültig, wie alles gleichgültig iſt. Sie müſſen Ihren Weg gehen und müſſen wohl auch noch eine Weile Vorträge im Arbeiterinenheim halten und die Rechnungen in der Krippe beaufſichtigen. Es kommt ja gar nicht darauf an, was ich ſage."

In dieſem Augenblick trat der Diener ein und überreichte auf einem Teller zwei Karten.

Liſelotte nahm ſie auf, wurde dunkelrot und gleich darauf durchſichtig weiß, erhob ſich von ihrem Stuhl, ihre hellbraunen Augen blickten verwirrt, hilflos und beunruhigt von Doktor Heinz zur Tür.

„Laſſen Sie die Damen eintreten," ſagte ſie heiſer und mühſam.

Doktor Heinz hatte den Vorgang aufmerkſam beobachtet und ſich gleichfalls erhoben. „Soll ich gehen?" fragte er freundlich.

„Nein, bitte bleiben Sie," flüſterte Liſelotte. „Bitte, es iſt mir ſo viel lieber. Es ſind — es iſt die Schwägerin von Lorenz und meine Couſine, die Frau meines Vetters Ludwig. Ich weiß nicht, was ſie wollen. Die Familien haben ja mit uns gebrochen." Sie ging den beiden Damen entgegen, die durch den großen Salon geführt, nun unter die geöffnete Portière traten.

Die umfangreiche Frau von Reckling, geborene Wangerode war echauffiert und außer Atem vom

Treppensteigen, und auch wohl von innerer Erregung. Die schlanke Gräfin Lony streckte das impertinente blasse Näschen in die Luft und musterte mit einem schnellen Blick das Zimmer, sowie den tadellosen Smoking und die weiße Nelke im Knopfloch von Doktor Heinz.

Liselotte streckte ihrer Verwandten verlegen lächelnd beide Hände entgegen. „Ach, Pauline, das ist lieb von dir!"

Gräfin Lony brach in ein übermütiges Gelächter aus. „Nicht wahr, Liselotte, ein Hauptspaß? Du weißt doch, daß gestern Altenhagener Familientag war. Die Ohren mögen euch geklungen haben. — Warum glänzte dein Gatte übrigens durch Abwesenheit? Es wäre doch köstlich gewesen, wenn er da plötzlich zwischen uns erschienen wäre. Die Gesichter hätte ich sehen mögen. Eigentlich, das Recht dazu hätte ihm doch niemand streitig machen können. Ja, denke dir nur, Pauline war mit herübergekommen, um Besorgungen zu machen, logiert bei Cordel. Ach, das weißt du gar nicht, deren Mann ist zum Generalstab kommandiert, glänzende Carriere in Aussicht. Ja, und da kriegen wir den feudalen Gedanken, dich zu besuchen. Köstlich, was? Geradezu ein Abenteuer, was? Cordel war sehr bedenklich. Die liest ja nur, was ihr Mann ihr erlaubt. Ich lese alles: Nietzsche, Prevost, alles. Ich finde es lächerlich, so hinter seiner Zeit zurückzubleiben. Wir Aristokraten sollten doch voran gehen. Pauline ist auch bei Nikolai abonniert. Ist ja einfach lächerlich! Ludwig guckt ganz gern mal hinein, wenn die

Bücherpakete ankommen. Aber er lieſt nur die Liebesſcenen. Ganz hübſch haſt du es hier. Chik eingerichtet."

Sie ſprach mit unglaublicher Geſchwindigkeit und ſehr undeutlich, ging dabei im Zimmer umher und muſterte ungeniert durch ein langſtieliges Lorgnon, was ihr auffiel. Ihr Blick ſtreifte zuweilen hochmütig, doch mit kindlicher Neugier den Doktor Heinz, den dann Liſelotte vorſtellte.

Pauline legte ihren mit Troddeln und Franzen überreich beſetzten Seidenumhang ab, ſie bezog aus irgend einem nur ihr bekannten Grunde für ihre Toilette ſtets zurückgeſetzte Gegenſtände aus den bon marchée in Paris und fühlte ſich dabei zugleich internationale Weltdame und praktiſche Hausfrau.

Gräfin Lony blieb in die enge Jacke ihres tailor dress eingeknöpft und ſchob den Schleier nur über den Lippen in die Höhe, während ſie eine Taſſe Tee und ein Biskuit nahm. Etwas Reſerve mußte man immerhin wahren. Man konnte nie wiſſen, was ſich bei dieſen deklaſſierten Menſchen ereignen würde.

Im übrigen war es ſehr ſpannend und luſtig. Sie begann mit Doktor Heinz zu plaudern. Liſelotte ſaß, die große Hand Paulinens in der ihren, und ließ ſich Familienneuigkeiten erzählen, während ſie mit den Tränen kämpfte.

— Ja, Onkel Mathias war recht leidend. Schließlich doch wohl die Lunge — ſonderbar in ſeinem Alter. Er wollte durchaus nicht nach dem Süden. Sie würden wohl die Pachtung aufgeben und Wittigenfelde übernehmen. Und Großmama, ganz die alte, noch ſo

frisch, nur das Sprechen wurde ihr schwer, und dann redete sie manches Mal mit Menschen, die gar nicht im Zimmer anwesend waren, längst Verstorbenen, das war unheimlich. Pauline ließ die Kinder nicht gern zu ihr. Fünf hatte sie jetzt, es würden wohl noch mehr kommen, es machte ihr schon mal wieder so den Eindruck, als sei eins auf dem Wege. Ludwig war letztes Jahr mit dem Pferd gestürzt und hatte sich das Bein gebrochen, etwas lahmte er noch immer und mußte am Stock gehen, ja, so schickte der Herr abwechselnd Freude und Leid. Aber das müsse sie doch sagen, ganz in den Recklingschen Geist habe sie sich nie eingewöhnen können. Und die schreckliche Unduldsamkeit, die habe sie nie mitmachen wollen. „Nein, Liselotte, wie man dich verurteilte, so schonungslos, das war nicht mehr schön. Und dabei, wenn man denkt — ich habe mich früher förmlich vor dir gefürchtet, denn du warst doch schließlich die Allerstrengste. Und nun stellst du dich hin und predigst den Atheismus, das finde ich einfach großartig. Ich bewundere dich einfach. Kolossal! Deinen Mut!"

„Aber ich predige ja nicht den Atheismus," sagte Liselotte kühl. Das Recklingsche Familienbewußtsein regte sich plötzlich in ihr und sie fühlte sich sehr versucht, der angeheirateten Cousine eine kleine Lektion in der Reserve zu erteilen.

Die beiden Damen vergingen vor Neugier, etwas von der Bewegung zu sehen, sie waren ja deshalb gekommen. Das Hallenser Tageblatt berichtete schon davon. Aber eine unüberwindliche Scheu hielt sie ab,

direkt danach zu fragen. Sie kamen ſich vor wie kühne Revolutionärinnen, die vielleicht den Weg zum Schaffot betraten, und zugleich wie kleine Mädchen, die darauf brannten, etwas Unanſtändiges zu hören, und ihre Gelüſte doch unmöglich offen zeigen konnten. Sie glaubten im Grunde beide, daß irgend etwas Unanſtändiges an der Sache ſein müſſe, freie Liebe während der Verſammlungen oder ähnliches — wie bei den Wiedertäufern. Und doch kleidete ſich Liſelotte noch ziemlich ſo wie früher, und ſah auch beinahe noch ebenſo aus, nur ſchöner war ſie geworden.

Aber der blaſſe junge Mann mit dem mokanten Munde hatte etwas unheimliches, trotz ſeines eleganten Äußern. So ſchleppte ſich die Unterhaltung gezwungen hin. Baronin Pauline ſprach ängſtlich vom Aufbrechen müſſen, als Altenhagen mit Fräulein von Gleiwitz und Doktor Adelheid Runge erſchien.

Er hatte ſchon draußen von dem Beſuch gehört und kam lebhaft und freudig bewegt, ſtrahlend im Glanz ſeiner prächtigen Männerſchönheit, ins Zimmer. Er hatte es ſeiner Frau niemals geſtanden, aber die Hoffnung, ſeine und Liſelottes Familie einmal zu ſeinen Anſichten zu bekehren, ſie von den Banden ſtarrer Überlieferung zu befreien und ſie zu neuer und friſcher Teilnahme an dem modernen Leben aufzuſtacheln, war immer in ſeinem Herzen lebendig.

Jetzt zeigte ſich ihm zum erſten Male eine wertvolle Handhabe. Er bot ſeine ganze Liebenswürdigkeit auf, die jungen Frauen noch eine Weile bei ſich zu feſſeln, beriet mit Selbſtgefühl in ihrer Gegenwart mit Frau-

lein von Gleiwitz und Doktor Adelheid den Bau eines großen, künstlerisch ausgestatteten Versammlungshauses, in dem dann auch die Räumlichkeiten für den Jugendunterricht zu schaffen wären, wie er ihn sich träumte, die Gebäude umgeben von großen Spielplätzen, und einem schönen Garten zu ihren Festen.

Gräfin Lony verglich seine jugendliche und triumphierende Lebendigkeit mit dem gleichmütigen Phlegma ihres Gatten und entschied durchaus zu seinen Gunsten. Ihre hochmütge Miene wurde liebenswürdiger. Als Altenhagen sie munter aufforderte, dem Frühlingsfeste, das am nächsten Sonntag draußen am Schwielowsee stattfinden sollte, beizuwohnen, betrachtete sie zwar Doktor Adelheids kurz geschnittenes Haar und ihr Danteprofil, sowie den Pilgerkragen etwas zweifelhaft, begann aber plötzlich energisch Paulinens Bedenken zu überstimmen.

Nachdem Altenhagen ihnen sein Wort gegeben, daß kein Wort von ihrer Anwesenheit in die Presse kommen sollte, nahmen beide Damen seine Einladung an.

Gräfin Lonys kecke Nasenflügel zitterten ein wenig, vielleicht würde sie Unannehmlichkeiten mit ihrem Gatten haben. Immerhin — wer konnte wissen, was die Gebräuche der Erneuerten bei solchen Festen alles gestatten mochten . . . Man mußte sich doch wirklich einmal ausleben!

IV.

Man fuhr mit der Bahn nach Potsdam; dort standen große Omnibusse bereit, die Erneuerten in Mengen zu der schönen Wildnis von Wald und See weiter zu befördern. Viele benutzten auch den Dampfer, der die Havel hinunterfuhr, einige sehr Exklusive saßen in Droschken. Genau genommen unterschied sich der Aufzug nicht sehr von den Landpartieen, welche die großen Warenhäuser einmal im Jahr für ihre Angestellten veranstalten. Denn auch bei den Erneuerten war die Fröhlichkeit laut und lärmend und mit Berliner Witzen gemischt. Aber das war doch nur der äußere Anschein.

Man wollte nicht nur Bier trinken, Blumen pflücken und Volkslieder singen, sondern man wollte sich dem All hingeben, man wollte die Seele durchströmen lassen von dem Lebensjubel der neu erwachten Natur. Einige wollten auch die aufgehende Sonne mit Hymnen begrüßen und gedachten die Nacht im Walde zu verbringen, sie schleppten aus diesem Grunde an Winterüberziehern und warmen Tüchern.

Altenhagen, der sich sonst ungern von den Seinen unterschied, hatte in Rücksicht auf die Verwandten einen Landauer bestellt. Er war brillant aufgelegt und scherzte in seiner harmlosen Weise eines guten Jungen viel mit seiner Schwägerin.

Gräfin Lony trug ein tailor dress aus weißem Cheviot, ein kleines goldenes Hufeisen am steifen Kragen, aus dem das winzige Köpfchen sich ebenso steif und gerade erhob. Nur das impertinente Näschen war während ihres schnellen, undeutlichen Sprechens unaufhörlich in einer drolligen Bewegung. Jemand hatte einmal behauptet, Gräfin Lony kokettiere mit der Nase.

Paulinens mütterliche blonde Fettmassen wogten in einem ganz unmöglichen blau und weißkarriertem Baregekleide, wie bon marchée sie aus Ermangelung anderer Revanche für seine deutschen Kunden anzufertigen liebt. Sie war weich und etwas sehnsüchtig gestimmt und hielt wieder Liselottes Hand.

„Ja, du, du hast Recht getan, du hast ein ganzes, großes, so ein interessantes Leben! Es fehlt einem doch die Anregung, und dann die ewigen Kinderkrankheiten. Ich war es anders gewöhnt, bei meinen Eltern war ein so reger Verkehr. Nein, das alles ist so interessant und anregend."

Die dicke Frau musterte dabei ängstlich die an ihrer Equipage vorüberschaukelnden Kremser der Erneuerten und dachte: es wird hoffentlich nichts Unangenehmes passieren. Cordelie glaubte sie zum Besuch in Potsdam bei der Generalin Welkentin. O Gott, es war doch gewagt. Sie seufzte glücklich und beunruhigt.

Fräulein von Gleiwitz war ihr Trost. Sie war doch eine von den Gleiwitz auf Neubarnim, die mit den Zochower Gleiwitzens versippt waren.

Zwischen Liselottes Brauen stand eine scharfe Sorgenfalte und die Winkel ihres Mundes, der zuweilen

ſo üppig blühen und dann wieder traurig ſchmal und leidend ausſehen konnte, zogen ſich ein wenig nach unten.

„Haben Sie die Maibowle nicht vergeſſen, Fritz?“ fragte ſie den Diener, der auf dem Bocke neben dem Kutſcher die Körbe mit den Eßwaren zu hüten hatte.

Liſelotte überzählte in Gedanken ihre Vorräte. Zwar ſollte jeder der Teilnehmer für ſeine körperliche Notdurft ſelbſt ſorgen, aber die Gräfin wußte ſchon aus mannigfaltiger Erfahrung, wie viele der Erneuerten ſich im ſchönen Vertrauen auf die gute Küche und die gaſtliche Liebenswürdigkeit ihres Führers verließen.

„Ich dachte nicht, daß Ihr einen Diener hieltet,“ warf Gräfin Lony hin.

„Warum nicht?“ meinte Altenhagen.

„O, ich dachte nur, das ſei euch zu weltlich und eure Gemeinde könnte es euch als Hochmut deuten.“

„Das tun auch manche,“ rief Lorenz lachend.

Liſelotte erklärte entſchuldigend in franzöſiſcher Sprache, um den Jüngling auf dem Bocke zu ſchonen: „Der arme Kerl hat im Zuchthaus geſeſſen und bekommt nun keine Stelle. Da hat ihn Lorenz geradezu vor dem Verhungern gerettet. Er iſt ihm ſo dankbar. Aber ich fürchte, er ſtiehlt noch immer.“

Gräfin Lony unterzog mit gekräuſelter Naſe und durch ihre Lorgnette den Rücken des Zuchthäuslers einer neugierigen Betrachtung.

Lorenz meinte freundlich: „Ja, Liſel, ſolche Neigung kann man ſich doch auch erſt nach und nach abgewöhnen.“

Die Damen lachten. Liſelotte blickte zerſtreut. Sie trug in der Taſche ein Telegramm ihrer Mutter, das ſie im Augenblicke der Abfahrt empfangen. Wie faſt jedes Schreiben der Mama, bat auch dieſe dringende Botſchaft um Geld. Die letzte Sendung Liſelottes ſei für einen jungen Geigenſpieler draufgegangen, einem wunderbar ſchönen, lieben Kerl, der vis-à-vis de rien geſtanden habe.

In Liſelottes Bruſt brannte die Scham um ihre Mutter wie ein körperlicher Schmerz in einer unheilbaren Wunde. Berichte von dieſem Geigenſpieler kehrten in den letzten Briefen zu oft wieder, als daß ſie ſich frommen Täuſchungen über ſeine Beziehungen zu Mama überlaſſen hätte. Sie gab und gab längſt ſchon über Vernunft und Vermögen, um Mama freizuhalten von ſchmachvollen Verpflichtungen gegen hilfsbereite männliche Freunde, und nun wendete ſich die Sache auf dieſe Weiſe. Man mußte Mama heimkommen laſſen, aber vielleicht wollte ſie gar nicht. Die Gedanken der jungen Frau kreiſten mit der Hartnäckigkeit einer fixen Idee um dieſen einen Punkt.

Und Lorenz hörte gar nicht mehr gern von Mama. Sein Intereſſe für ſie hatte bedeutend nachgelaſſen. In Wahrheit war es ihm nicht zu verdenken. Es blieb immer dasſelbe und er hatte die Schickſale ſo vieler Menſchen auf ſeinem Herzen zu tragen.

Der See, der die breitarmige Havel aufnimmt, dehnte ſein bewegtes weites graues Silber zwiſchen langgewellten Höhen dunkler Kiefernwälder. Funkelnde Blitze tanzten auf den gekräuſelten Linien und

gegen das Ufer zu ſpiegelten ſich die geballten weißen Sommerwolken des hellen Himmels zwiſchen dem Schilf in der Flut.

Die Wagen hielten am Gaſthaus an der Dampferbrücke. Die Feier der Erneuerten verſammelte alle in einem Birkenhain, deſſen lichtweiße Stämme ſich ſchimmernd von dem Kieferngrün des Hintergrundes abhoben. Überall glänzte Waſſer zwiſchen den Waldbäumen hindurch, aber das leiſe klagende Tück-tück der ſchwarzen Wildenten wurde von dem Geſchwirr, dem Rufen und Reden der Menſchen übertönt, die ſich zu Hunderten auf dem Graſe, in Anemonen und Schlüſſelblumen lagerten, über ſich und um ſich den Sonnenſchein und die leichten, ſchwankenden, gaukelnden Schatten des jungen Laubes an den hängenden Birkenzweigen.

Fräulein Swoboda, das junge Mädchen mit dem dünnen Halſe und den hohen Augenbrauen, die Schweſter des Sinaipilgers ſang etwas geziert eine Hymne an den Frühling. Junge, friſche Stimmen antworteten ihr im Chor. Mehrere Bühnenkünſtler und Künſtlerinnen feierten in Deklamationen die Wiederkehr der Sonne und das heißer ſtrömende Blut, die Kraft und Fülle des Lenzes.

Ein Vegetarier ſchlich währenddeſſen auf Zehenſpitzen zwiſchen den Gruppen umher und verteilte kleine Broſchüren, die Suppe aus Frühlingskräutern und Schlüſſelblumentee zur Regeneration der Säfte einer kranken und verrotteten Menſchheit anprieſen.

Doktor Heinz las, niemand wußte warum, einige altgriechiſche, von ihm neu überſetzte Liebeslieder. Sie

waren anstößigen Inhalts und fanden wenig Beifall. Er zog sich mit nervös zuckender Oberlippe auf seinen Platz zurück und fragte sich, was in aller Welt ihn getrieben haben könne, sich in dieser Weise bloßzustellen.

Dann spielte jemand ein wehmütig schmelzendes Stück auf der Flöte.

Zuletzt gab Doktor Pfiffendorf einen langen historischen Rückblick über die Frühlingsfeste der alten Germanen, die Dyonisien der Griechen, die Nacht des großen Tropfens bei den Ägyptern und verlor sich in manchem Quellennachweis in der Schilderung der seltsamen Gebräuche wilder Völker. Damit war der offizielle Teil der Feier erledigt. Man war enttäuscht, Pfiffendorfs Rede hatte mehr ernüchtert, als zur Andacht gestimmt.

Auch der Graf kränkte sich, daß er gutmütig genug gewesen war, Pfiffendorfs oft wiederholten Wunsch, einmal die Festrede zu halten, gerade bei dieser Gelegenheit nachgegeben zu haben. Er bat seine Freunde, sich bei Sonnenuntergang noch einmal im Birkenhain zu versammeln.

Die Aussicht auf ein Abschiedswort von ihm wurde mit Jubel begrüßt. Schon knallte hier und da ein Pfropfen, man schwenkte ihm Gläser schäumend von Sekt und Bier entgegen. Sorgliche Hausfrauen breiteten den Imbiß auf dem Grase aus; die Gruppen lösten sich und formten sich neu, in den Wald und an das Ufer hinauszuschwärmen.

Altenhagen blieb an der Seite seiner Schwägerin, die ihn mit ihrer kühlen, aufreizenden Koketterie aus

ſeiner fröhlichen Ruhe zu ſcheuchen ſuchte. Wurde der Graf von anderen zeitweilig in Anſpruch genommen, ſo flirtete ſie mit Doktor Heinz, ſie betrieben dieſe Kunſt wie gewandte Tennisſpieler.

Gräfin Lony fühlte, daß Lorenz das Feſt gab als ein Schauſpiel für ſie, daß ſie ihm gegenwärtig war in jedem ſeiner Gedanken, daß er ſich erregte und glühender, ſtrahlender wurde, als ſie ihn früher je geſehen. Ihre Naſenflügel, ihre Wimpern bebten in dem Verlangen, nur eine kleine, eine ganz kleine Sünde mit ihm zu begehen, und ſei es auch nur ein Kuß im Dickicht oder ſonſt eine ſchnelle verwegene Zärtlichkeit. Sie lockte ihn hinweg von den andern und ſchweifte allein mit ihm in möglichſt ungebahnter Wildnis.

Pauline und Liſelotte ertappten den dankbaren Fritz, wie er ſich Freunde mit dem ungerechten Mammon machte, indem er freigebig Maibowle und Kuchen an einige hübſche Dienſtmädchen, die die Herrſchaften begleitet hatten, verteilte. Die Luſt wurde ungebundener, Hüte wurden vertauſcht, der Übermut der Jugend raſte ſich aus, indem er Bierflaſchen an den ſilberhellen Birkenſtämmen in Trümmer ſchlug.

Pauline genoß das ſchwindelnde Glück, ein Pärchen in enger Umarmung hinter einem Wachholderſtrauch lagern zu ſehen. Liſelotte meinte aber energiſch, das gehöre nicht zu den Erneuerten, es kämen ja auch ſonſt viele Berliner heraus.

Lony und Lorenz kehrten von ihrem Streifzug zurück; er heiter und angeregt, ſie verſtimmt und hochmütig. Er hatte das Weib ſeines Bruders doch allzu

sehr respektiert. Diese Ethiker waren im Grunde Spießbürger.

Lorenz kannte die kleinen extravaganten Anfälle seiner Schwägerin schon aus früherer Zeit. Von der Familie wurden sie mit Schonung behandelt, es waren ja nur Anfälle, die schnell vorübergingen. Wußte er also auch, daß man sich mit ihr in acht zu nehmen hatte, so erhitzte ihr Locken doch sein Blut und seine Phantasie — weckte ihn feurig zu Leben und Taten.

Die Sonnenfunken auf dem Wasser waren aus silbernem Geflitter zu breiten Goldströmen zusammengeflossen; die Kiefernstämme glühten, wie feuerbestrahltes Kupfer. Über den Birkenkronen schwammen weiche, goldumrandete Rosenflocken am grünlich blauen Himmel, purpurn hingewischte Schleier spiegelten sich im zarten Grau der weiten Flut und schmückten sie mit den feinsten Farbentönen. In all diesem Glanz rief Lorenz Altenhagen die Seinen noch einmal zusammen. Sie kamen, die Großstädter, auf die eine Fülle von Luft und Licht gewirkt hatte wie ein Rausch, daß sie fast taumelten in müder Seligkeit. Sie kamen, Blumen und Zweige in den Armen und auf den Hüten, die Gesichter erhitzt, die Wangen gerötet, die Haare gelockert, ihre Lippen durstig geöffnet oder feucht von verstohlenen Küssen. Und manche Augenpaare suchten sich, manche feuchte, warme Hand fand eine zweite zu verständnisvollem Druck.

Es war ja Frühling und Graf Altenhagen predigte keine Askese. Im Gegenteil; er sprach von der Sehnsucht nach dem Glück. Er schilderte das Verlangen,

das durch die ganze Schöpfung und durch alle Kreatur geht, zu leben, zu blühen, Frucht zu tragen und ſich durch Drang und Qual in Harmonie zu vollenden.

Es waren alte, ſchon hundertmal ausgeſprochene und ziemlich banale Wahrheiten. Aber die Zuverſicht und Begeiſterung, mit der dieſer prachtvolle, von Leben und Geſundheit glühende Mann ſie eben, in dieſem Augenblick in ſeinem Herzen und in ſeinem Geiſt entdecken ſchien, und ſie wie ein köſtliches Geſchenk, wie Früchte, die von Friſche dufteten, ſeinen Hörern reichte, überwältigte alle trockene Kritik und riß zu bewegteſter Dankbarkeit hin.

Der Sinn von Altenhagens Worten meinte wohl ein Sehnen nach den Höhen ethiſcher Entwickelung, aber erregt und heiß, wie ihm ſelbſt das Blut in den Adern pochte, drängten ſich üppige, erotiſche Bilder vor ſeine Phantaſie und flochten rote Roſen durch ſeine berauſchten, von Liebesluſt trunkenen Improviſationen.

Als er geendet, brach ein ſchrankenloſer Beifall aus. Ja, er war der Retter und Erlöſer der Menſchheit vom dumpfen Weh des Alltags und ſeiner kläglichen Bedrückung. Ihm war es gegeben, die Fackel unſchuldiger Lebensfreude in reinen Händen zu halten und als ein triumphierendes Fanal über den Erwachten leuchten zu laſſen.

Ein brauſendes: „Hoch, hoch, Lorenz Altenhagen!“ tönte durch den roſenrot- und golden ſchimmernden Wald, Mützen, Hüte und grüne Zweige wurden geſchwenkt, junge Mädchen riſſen ſich die Kränze aus den Haaren und warfen ſie vor ſeine Füße, andere ſtreuten

Blumen über ihm aus und anbetende Lippen küßten seine Hände.

Seine Augen suchten über die Menge hinweg nach Liselotte. Was war ihm die kleine Schwägerin mit ihrer dürren und neugierigen Verführungssucht? Sie konnte seine Sinne aus dumpfem Schlafe wecken, darin der Wille sie gebannt, aber befriedigen konnte sie sie nicht.

Er suchte nach Liselotte, nach dem blütenweißen holden Antlitz, in dessen braunen Augen alle Sehnsucht glänzte. Und wieder — noch einmal wurde sie ihm Galathee auf dem leichten Muschelwagen der Liebe, die ihn durch die Brandung der Leidenschaft zu den Inseln der Seligen tragen sollte.

Altenhagen fragte Pauline nach seiner Frau. Er hatte auch sie aus der Fassung gebracht. Die unbestimmte Wehmut, die zuweilen in ihr aufstieg, hatte sie einfach übermannt. Sie saß in ihrem blaukarrierten Baregekleide breit und voll auf dem Grase und weinte, sie wußte nicht, ob sie sich nach ihren Kindern oder nach der Vollendung ihrer Persönlichkeit sehnte.

Pauline konnte nichts über den Verbleib ihrer Cousine sagen.

Altenhagen ging Liselotte zu suchen.

Die Erneuerten rüsteten sich indessen zum Aufbruch. Jene Gruppe, welche der aufgehenden Sonne hatte opfern wollen, beratschlagte, ob es angezeigt sei, die Nacht im Walde zu verbringen.

Es war ziemlich kühl geworden und falls man ein Feuer anzündete, konnte vielleicht ein Waldbrand ent-

ſtehen; auch war es verboten. Schließlich entſchieden ſich einige dafür, im Wirtshauſe zu logieren und andere zogen mit den Winterüberziehern und den warmen Tüchern wieder nach Hauſe.

Liſelotte hatte die Gemeinde ſchon vor der Anſprache ihres Mannes verlaſſen. Die Hitze und der Staub, die Menge der Menſchen, das Getöſe und die Trivialitäten, welche ſich in den Äußerungen ihres Vergnügens breit machten, verſetzten ſie in einen Zuſtand von Überdruß und Leiden.

Sie ſah die feuchten,durſtigen Lippen, die glitzernden Augen, die gelockerten Haare, ſie hörte das Flüſtern, das meckernde Lachen der Männer, das angeſtrengte, überreizte Kichern der Frauen, all dieſe dürftige und doch gierige Lüſternheit, die nicht wagte, die Schranken der Sitte vollends zu ſprengen und ſich mit törichten und geſchmackloſen Naſchhaftigkeiten begnügte. Sie ſah, wie Doktor Pfiffendorf, deſſen Hemdkragen ihr ſchmutziger als je erſchien, ſeine kleine Nachbarin mit einem Grashalm unter den Haarknoten kitzelte.

Das Bild kam ihr wieder, wie Doktor Adelheid Runge, um zu zeigen, daß Frauen den Männern nichts an Gewandtheit nachgeben, auf einen Baum geklettert war und von oben in ihrer tiefen Stimme ihre Geſchlechtsgenoſſinnen zum eiſernen Zuſammenhalten im Kampf für ihre Rechte ermahnt hatte, und wie dabei zwei Herren in Liſelottes Nähe ſich in ungenierte Betrachtungen über die Form ihrer Waden ergangen waren. Sie ſah das kluge Geſicht von Doktor Heinz, das ſie gern hatte, nervös zucken und ſah ſeine blaſſe

Oberlippe ſich leidend und ſüßlich verziehen, indem er mit Gräfin Lony witzige Anzüglichkeiten tauſchte.

Und ſie konnte das alles nicht mehr ertragen. Sie hatte kein Mitleid und keinen Humor mehr für dieſe Menſchlichkeiten. Dieſe Erneuerten, die Lorenz zu unerreichbarer Höhe heben wollte, wurden ihr armſelig, proletariſch und gemein. Sie ging eilenden Fußes und wanderte lange auf einem weißen, ſandigen Wege an einer melancholiſchen Windmühle vorüber.

In ihrer Taſche kniſterte der Brief, durch den Mama Geld für den jungen Geigenſpieler verlangte. Mama, eine alternde Frau.

Alles, was Liebe hieß auf dieſer Erde, ſchien Liſelotte heute unrein und abſcheulich. Wie rätſelvoll war dieſes Leben und wohin wollte es alles hinausführen? Über ihr flammte das roſenrote, purpurne und goldene Glänzen des Sonnenunterganges, aber es irritierte ſie nur, gleich einer albernen theatraliſchen Lüge. Sie ſtieg einen höheren, mit Haidekraut bewachſenen Hügel hinan, auf dem allein eine große Rüſter ſtand.

Allmählich löſte ſich der Krampf von Schmerz und Ekel in ihrer Bruſt, es überkam ſie die Beruhigung der Einſamkeit. Die aufgeregten Farben des Himmels vergingen nach und nach, ein weiches, ſtilles Grau ſenkte ſich über die Dinge. Wo ſie ſtand, hatte ſie einen weiten Blick auf Land und Waſſer. Ein blaſſes Leuchten lag noch auf den Fluten, die ihre ſtillen Ströme über den weißen Sand und in die dunklen Wälder goſſen.

Die Landſchaft hatte etwas ſo Menſchenfremdes, ſagenhaft Urſprüngliches, gemahnte ſie an erſte

Schöpfungstage, als Meer und Erde noch nicht völlig geſchieden waren. Große Bäume ſchienen aus den tiefen Gewäſſern emporzuſteigen. Leiſe klagend klangen die Rufe der Waſſervögel. Ferne lag Werder, mit ſeiner ſchlanken, vieltürmigen Kirche in dem ſchaumigen Schnee ſeiner blühenden Fruchtgärten — wie der Traum, der Zukunftsgedanke einer Menſchenanſiedelung, verſchwommen aus der Dämmerung tauchend, nicht wie etwas Wirkliches, ſchon Beſtehendes.

Liſelote faltete ihre Hände, Tränen der Erlöſung feuchteten ihr Geſicht. Sie lächelte ſtill und wurde glücklich, ſehr glücklich. Alles Lebendige, Seiende, Unruhige blieb weit hinter ihr. Sie dachte nicht mehr, ſie wollte nicht mehr, ſie erinnerte ſich keiner Schmerzen mehr. Ihr war, als würden ihre Füße leiſe, leiſe von der Erde gehoben und ſie ſchwebte mit geſchloſſenen Augen leicht und hoch in der ſtillen, grauen Dämmerung Ihm entgegen, nach dem ſie ſehnſuchtsvoll ihre Hände breitete. Und ein Strom von Glück, von unfaßbarer Kraft wogte ihr entgegen, nahm ſie auf, hüllte ſie ein, trug ſie empor.

Ihre Seele drang in das Geheimnis des Friedens, da Gott wohnt und ſeine Seligkeit. Sie fühlte ſeine Gewalt und Herrlichkeit ihr durch Mark und Bein dringen, ſie ahnte und ſchaute ſeine Ewigkeiten. Aber ſie fürchtete ſich nicht, ſie war zu nahe bei Ihm, ſie atmete und lebte, und ſchmolz und verging zu gleicher Zeit im Mittelpunkt Seines Weſens, im Kern Seiner göttlichen Liebe.

Sie wußte ſpäter niemals, ob ſie lange Stunden oder

nur Augenblicke dem Irdiſchen ſo fern geweſen. Sie hörte ihren Namen, er ſchien von weit her zu ihr zu dringen, und ſie kannte anfangs den Klang der Stimme nicht mehr, bis ſie ſich erwachend beſann, daß Lorenz ſie gerufen. Aber ſie ſtand noch bewegungslos von ihm abgewendet.

„O, hier iſt es ſchön!“ rief er froh und ſcherzend. „Hier iſt gut ſein. Meine Freundin, meine Taube! Dein Freund ſucht dich vor den Toren und in den Fruchtgärten! Meine Geliebte, meine Roſe von Saron!“

Sie fühlte, wie er ſie in die Arme nahm und blickte verwirrt in ſein ſchönes, von Willen und Verlangen glühendes Antlitz. Was war nur geſchehen? Alles war ſo traumhaft. Kehrte die Vergangenheit zurück? Aber ihr ſchauderte, ſie kam aus zu weiten Fernen. Sie lächelte bange und entrückt, ſcheu entwand ſie ſich dem warmen Körper, der ſie gefangen hielt und atmete tief und hob die gefalteten Hände hoch in die Luft und ihre Seele ſchluchzte unhörbar: bewahre mich, mein Gott, mein Gott, laß mich nicht von dir.

Lorenz blickte erſtaunt und befremdet zu ihr. „Ja, Liſel, was iſt dir?“

Sie hielt die Augen geſchloſſen, ihr ſchmales Geſicht ſchimmerte durchſichtig weiß und er fühlte, daß ſie ihm fern und fremd war.

„Sei mir nicht böſe,“ bat ſie demütig und ging ſtill neben ihm durch den dunklen Abend zu den andern.

Ihm war es ein heiliges Geſetz, Ehe und Liebe nicht durch Gewalt und Tyrannei zu entweihen. Seine

Augen baten ſie noch viele Male um Erhörung an dieſem Abend, aber ſie blickte an ihm vorüber. Sie wußte, daß ſie nicht durfte. Beſtürzt fragte ſie ſich, ob ſie ihn nicht mehr liebe, den, der ihr alles geweſen, das Leben ihres Lebens.

Sie verſuchte wohl in den nächſten Tagen ihn durch linde, ſchweſterliche Zärtlichkeiten zu begütigen, aber ſie konnte ja ſich ſelbſt nicht erklären. Und es geht nicht, daß man das Glück der Ewigkeit mit irdiſchen Zungen beſpricht.

Lorenz rang ſich eine lächelnde Achtung vor der ſcheuen Zartheit ſeines Weibes ab. Es war viel Güte und gegenſeitiges Helfen und Dienen zwiſchen ihnen in der folgenden Zeit.

Aber er vergaß es doch nicht, daß ſie ihm, als all ſein Empfinden ihr in jubelnder Schöpferkraft entgegendrängte, ſo fern und kühl geblieben war.

V.

Es war Herbſt und drei Jahre ſpäter, als der Graf und die Gräfin eines Abends allein bei der Lampe ſaßen, jedes mit einer Arbeit beſchäftigt.

Lorenz las Korrekturen. Er beabſichtigte eine Sammlung ſeiner in den vergangenen Jahren gehaltenen Reden herauszugeben.

„Denke nur, wie wunderlich," ſagte er zu ſeiner Frau, „Pfiffendorf hat das Verlangen an mich geſtellt, ſeinen Namen im Verein mit dem meinen auf dem Titelblatt zu veröffentlichen."

„Aber wie kann er das? Es ſind doch deine Reden."

„Das meine ich auch. Und ich ſage ihm natürlich im Vorwort Dank für die mir bei Zuſammentragung des kirchengeſchichtlichen und nationalökonomiſchen Stoffes geleiſtete Hilfe. Mehr kann er doch nicht gut erwarten."

„Merkwürdig, wie Menſchen ſich über den geiſtigen Wert der von ihnen geleiſteten Arbeit zu täuſchen vermögen," ſagte Liſelotte ſinnend. „Auch Mrs. Stuart iſt von dieſer Selbſtüberſchätzung nicht frei, und ſie iſt doch ein bedeutenderer Menſch als Pfiffendorf. Aber die Amerikanerin ſteckt ihr im Blut. Und daß ſie unſere Sache mit Geld unterſtützt hat, ſcheint wieder ihr das Weſentliche. Sie meint es nicht mehr gut mit uns

und was wir hätten tun können, ſie zu verſöhnen, es würde vergebens geweſen ſein."

„Ich weiß nicht, ob du da nicht zu hart urteilſt. Wir haben keinen Beweis, daß ſie uns nicht wohl will."

„Nein, Beweiſe nicht, es liegt nur im Gefühl. — Du hätteſt mir, als wir nach Berlin zurückkamen, erlauben ſollen, zu Excelſior zu gehen und mich mit ihm auszuſprechen."

„Kind, ich konnte das nicht. Ihr Frauen werdet nie verſtehen, wie Männer in dieſer Hinſicht empfinden. Ich konnte dich nicht mit einem Manne verkehren laſſen, von dem ich wußte, daß er dich ſo heftig begehrte."

„Aber ich begehrte ihn ja nicht."

„Das war ganz gleich. Ach Gott, dieſe leidenſchaftlichen Zuſtände liegen ja jetzt weit hinter uns. Aber nun können wir nicht mehr anknüpfen." Er ſenkte den Blick wieder auf ſeine Schriften.

Liſelotte hatte vor ſich auf dem Tiſch eine Menge Seiden- und Garnknäulchen, Nähnadeln, Fingerhüte und andere zierliche bunte Dinge ausgebreitet und ordnete ihren Nähkorb. Sie war ſchmal geworden, um ihre Augen lagen bläuliche Schatten und ihre mageren, gelblichen Hände hatten ſchlaffe Bewegungen.

Sie war noch nicht lange von ihrem Wochenbett erſtanden. Ihr Kindchen hatte nur fünf Tage gelebt. Sie trug Trauer, eine ſchüchterne Trauer, die ſich nicht recht vor den Menſchen zu zeigen wagte, denn es galt ja nicht für einen großen Schickſalsſchlag, ein ſo kleines Kindchen zu verlieren, der jungen Frau konnte noch reicher Erſatz geſchenkt werden. Aber das Tröſtliche, was ihr

die Freunde und auch ihr Mann ſagten, verſtand Liſelotte nicht. Ihr war es, als ſei ihr Herz mitten entzwei gebrochen, ſo daß ſie gar nicht mehr leben könne.

Vor ihr lagen die Notwendigkeiten eines ferneren Daſeins, desſelben Daſeins, welches ſie gut genug kannte, wie ein ungeheurer ſteiler Berg, den zu erklimmen ihre Kräfte nicht mehr ausreichten.

Sie fand unter ihren Nähſachen den winzigen Ärmel eines Hemdchens, er war aus Verſehen zu eng geſchnitten und deshalb von ihr zurückgelegt worden. Die Zeit, als ſie für das erwartete Kleine in froher Hoffnung ſeine Hemdchen und Windeln nähte, ſtand wieder vor ihrer Seele. Sie hielt das Stückchen feiner Leinewand zwiſchen ihren zitternden Fingern, ſtille Tränen ſchlichen über ihre Wange. Die Sehnſucht war wieder da, der Schmerz brannte neu und heiß. Sie hätte gern ihren Kopf auf ihres Mannes Schulter gelegt, und ſich von ſeiner warmen kräftigen Hand die Wange ſtreicheln laſſen. Aber ſie wagte nicht, ihn ſchon wieder mit ihrem Leid in ſeiner Arbeit und in ſeinen Gedanken zu ſtören.

An dem Tage, als das blaſſe Knäblein die Augen, die es kaum ein paarmal dem Licht geöffnet hatte, für immer wieder ſchloß, hatten ſie zuſammen geweint.

Lorenz ſaß viel bei ihr, während ſie noch liegen mußte. Er hatte ihr Blumen gebracht und ſie mit lieben kleinen Aufmerkſamkeiten zu erfreuen geſucht.

Aber ſeit ſie wieder ihren gewohnten Platz im Haushalt einnahm, kehrte auch er zu ſeiner aufreibenden und abgehetzten Tätigkeit zurück. Es wurde wieder, wie es

immer geweſen war, die ganzen vergangenen Jahre hindurch.

Liſelotte hatte ſchon gelernt, alleinzuſtehen, ihre Leiden, ihre Hoffnungen und Freuden in ſich zu verſchließen und allein mit ihnen fertig zu werden. Es war nicht Liebloſigkeit von Lorenz, daß er ſich nicht eingehender mit ihr beſchäftigte, er hatte einfach keine Zeit dazu. Es gab eine ſo große Zahl von Menſchen, die ihn als Berater für ihre Seele mit viel mehr Energie und Dringlichkeit in Beſchlag nahmen, als ſeine Frau anwenden mochte und wollte.

Sie beſaß die Rückſichtsloſigkeit nicht, ihr Recht zu fordern. Wie ſie zu Beginn ihrer Ehe wortlos dem ſüßen, innigen Liebesleben entſagte, ſobald ſie ſah, daß es ihm kein Bedürfnis mehr war, trat ſie ſchon ſeit langer Zeit mit ihrer Perſon mehr und mehr in den Hintergrund. Sie wollte ſein Werk, das ſeine Seele ſo ganz zu erfüllen ſchien, durch keinerlei weibliche Anſprüche ſtören. Und auch ſie hatte ſich inbrünſtig dieſem Werke hingegeben, um ſo zu einer inneren Gemeinſchaft mit ihrem Gatten zu gelangen. Ja, es wurde ihr zu einer Wolluſt, ihr eigenes Meinen, eine oft plötzlich in ihrem Verſtande auftauchende abweichende Anſchauung der Dinge zu zerſtören, zu zerdrücken, um die ſeine allein triumphieren zu laſſen. Sie ſuchte ſich ganz in ihn hineinzufühlen, und wenn die Widerſprüche und Unklarheiten in dem was er ſagte und wollte, ihr das unmöglich machten, konnte ſie über die mangelnde Befähigung in ſich ungeduldig und verzweifelt trauern. Sie wollte die erſte, die einzige ſein, die ihn ganz verſtand. Aber wenn ſie

in die geheimſten Tiefen ſeiner Lehren zu dringen verſuchte, fand ſie ſich immer allein und einſam dem Göttlichen gegenüber. Lorenz rückte ihr ferner und andere ſchienen die Äußerungen ſeines Weſens beſſer und ſchneller zu faſſen.

Das konnte ihn dann erregen und kränken. Und das Bewußtſein religiöſer Erfahrungen, die ſie nicht mit ihm teilen konnte, machte ſie unſicher auch im geiſtigen Verkehr mit ihm. Jene Gabe geſchmeidiger Schauſpielerei, mit der ſo viele Frauen die öden Stellen, die ſich in jedem Verhältnis zwiſchen Mann und Weib zeigen, durch ein Geranke leichter Plauder- und Zärtlichkeitsblüten zu umkleiden wiſſen, fehlte Liſelotte gänzlich. Niemals kamen ihr die Einfälle zu geſchickten, feinen Schmeicheleien, welche ein im Augenblick mangelndes Verſtändnis ſo bequem zu erſetzen vermögen und auch den ehrlichſten Menſchen erfreuen und ermutigen.

Liſelotte hatte in den Monaten, die der Geburt ihres Kindchens vorangingen, körperlich ſchwer gelitten. Ihr zarter Organismus mußte alle ſeine Kräfte zu der an ihn geſtellten Aufgabe einſetzen. Sie lebte ein pflanzenhaftes Traumleben. Präciſe geiſtige Arbeit war ihr unmöglich. Selbſt zu ernſter Lektüre war ihr Kopf unfähig. Und ſo mußte ſie betrübten Herzens viel von der ihr lieben Hilfsarbeit abgeben. Fräulein von Gleiwitz, Doktor Adelheid Runge und andere neue weibliche Erſcheinungen traten an ihre Stelle.

Sie war nicht im eigentlichen Sinne eiferſüchtig. Sie verehrte Lorenz zu tief, um an die Möglichkeit einer Untreue zu denken. Sie fühlte nur eine ſteigende

Bangigkeit, weil ſie einſah, daß ſie ihrem Gatten immer fremder wurde. Wohl freute ſie ſich auf die Mutterſchaft und doch war es ihr ein ſtilles Weh, daß jener erſte ſelige Rauſch keine Frucht getragen und nun ein gleichgültiger Zufall, eine Stunde, die ſich durch keine Höhe der Empfindung vor mancher anderen auszeichnete, ihr die Hoffnung ihres Lebens erfüllen ſollte.

Als das Kind dann ſtarb, war es ihr, als vollziehe ſich damit ein geheimes Geſetz, das ſie nur noch nicht begriff, und als begrabe ſie mit der winzigen kleinen Leiche die letzte Möglichkeit eines tiefen, ſättigenden Glückes. Sie lebte eingeſponnen in dieſen Träumen und die Geſchehniſſe des Tages wurden ihr immer gleichgültiger. Sie begann ihren Schmerz zu lieben, ihn zu hegen und zu pflegen, wie einen letzten Reſt ihrer geſtorbenen Hoffnung. Und als würde ſie, wenn dieſe letzte Lebenserregung ihr entglitt, rettungslos in tiefe Müdigkeit verſinken.

Ihr Mann hatte ſchon eine Weile zu ihr hinübergeſchaut, während ſie vor ſich hin weinte. Er hatte Achtung vor ihrer Trauer, aber er konnte ſich nicht hineindenken in die zehrende Sehnſucht nach dieſem kleinen Geſchöpf, das nun einmal nicht hatte leben ſollen.

„Lieſel," ſagte er ruhig und gütig, „du ſollteſt dich mehr zuſammennehmen. Ich weiß nicht, wie es kommt, daß du, ſonſt ſo feſt und ſicher in dir ruhend, ſo haltlos biſt dieſer Prüfung gegenüber. Der Arzt hat uns die beſten Hoffnungen gegeben, daß du noch geſunde Kinder haben wirſt."

„Das iſt es nicht. Ich kann dir den Grund nicht

erklären, mir ist zuweilen, als wäre ein Stück von mir selbst gestorben. Dir war das Kleine doch nur ein Begriff, der Begriff eines Sohnes, den du haben würdest, und mir, mir war es so nahe, so körperlich nahe, ein Stück meines eigenen Leibes fast noch."

„Ja, so wird es sein," sagte er nachdenklich, trat zu ihr und küßte sie auf das Haar.

Sie sah zu ihm empor und die leidensvolle Sehnsucht in ihrem Blick erschütterte ihn. Es wallte in ihm auf vor zartestem Mitleid. Er strich ihr sanft über die Wange und dachte daran, daß er sie fest in seine Arme betten wollte in dieser Nacht, daß sie unter leisen Schmeichelworten einschlafen sollte. Er stellte sich vor, daß er mit diesem Schmerz, der wie eine Krankheit zu werden drohte, kämpfen müsse, um die Frau zu sich zurückzurufen. Es reizte ihn plötzlich, da er die Macht über Liselotte, die ihn so hingebend geliebt, verloren zu haben schien, die alte Gewalt noch einmal zurück zu gewinnen.

„Liesel," sagte er weich, „du mußt fort von Berlin. Wir wollen auf vierzehn Tage nach Thüringen gehen, durch den Schnee wandern und die Winterluft einatmen. Dann wird dein armer Kopf auch wieder hell werden und dein Herz wieder froh und stark. Nicht wahr, das wollen wir tun?"

Er dachte, sie würde sich sehr freuen. Aber sie hatte in dem Augenblick keine rechte Kraft zur Freude, obschon sie wohl von ferne sah, daß das sehr schön werden könnte.

Sie ſagte ſorgenvoll-bedenklich: „Kannſt du denn fort?“

„Ich mache mich frei. Pfiffendorf kann die nächſte Verſammlung für mich leiten. Es iſt ja doch immer dasſelbe. Lieſel, ich frage mich manchmal, woran es wohl liegen mag, daß wir nicht weiter kommen. Wir gewinnen neue Anhänger, aber die alten wachſen nicht hinauf zu dem, was ich möchte. Es wird geredet und geredet und ſich begeiſtert, und es geſchieht doch eigentlich nichts. Spreche ich dies aber aus, ſo heißt es: was wollen Sie, wir können die moderne Geſellſchaft doch nicht mit einemmal umſtürzen . . . Ach Gott, das hoffe ich ja auch gar nicht, aber ich meine die innere Kraft des Einzelnen müßte ſich ſtärker offenbaren. Sie leben doch im Grunde alleſamt das alte Leben weiter, das ſie immer gelebt haben.“

Liſelotte hörte ihm aufmerkſam zu. Sie fühlte, daß er ihr mit ſeinem Vertrauen ein Geſchenk machte. Und ſie verſuchte, ſich wieder zu dem leidenſchaftlichen Intereſſe an den Fortſchritten der Gemeinſchaft zu zwingen. Es war ihr in den letzten Zeiten ſehr in den Hintergrund getreten.

Sie empfand ſchon längſt, was Lorenz jetzt ausſprach: es war immer dasſelbe und begann trivial zu werden. Verſammlungen, Broſchüren, Zänkereien zwiſchen den Mitgliedern und Polemiken in den „Stimmen der Wahrheit“. Feſte, die niemals das wurden, was man ſich unter ihnen vorgeſtellt hatte und die ſich von anderen weltlichen Deklamations- und Konzertabenden oder von Landpartieen mit Bowle und Butterbrot und

Chorgeſang beim Heimweg nur durch die Minderwertigkeit der Beiträge unterſchieden. Der Seufzer der Müdigkeit und Enttäuſchung, der ihr aus dem Herzen von Lorenz entgegenklang, brachte ihn ihr um vieles näher.

Plötzlich tönte in die abendliche, vertrauliche Stimmung laut und ſchrill die Flurglocke. Eine aufgeregte Hand zerrte ungeduldig an ihrem Griff. Sie ſchraken beide empor und blickten geſpannt nach der Tür. Es war ſchon nahe an zehn Uhr.

Beide hatten das beſtimmte Vorgefühl, daß etwas Unangenehmes von dort draußen zu ihnen dringen werde. Lorenz ging zur Tür.

Fräulein von Gleiwitz trat ihm haſtig entgegen.

„Was bringen Sie noch ſo ſpät am Abend?“

Sie nahm ſich nicht Zeit, die Freunde zu begrüßen. Ihre Wangen waren gerötet, ihre Augen blitzten zornig, ſie war außer Atem vom ſchnellen Treppenſteigen.

„Hören Sie, Graf, ich wittere eine ganz erbärmliche Infamie. Kommen Sie mit mir, unten ſteht meine Droſchke, damit wir die Feiglinge überraſchen!“

„Fräulein Sophie! Ihr Temperament verleitet Sie immer wieder, mit ſo ſtarken Ausdrücken vorzugehen, und mit Kanonen nach Spatzen zu ſchießen! Setzen Sie ſich ruhig zu uns und erzählen Sie, was ſich ſo Gräßliches ereignet hat!“

„Nein, Graf, dazu iſt jetzt keine Zeit. Doktor Heinz ſchickt mir eben dieſes Telegramm!“ Sie reichte dem Grafen das Blatt.

Er las: Bringe in Erfahrung, daß Pfiffendorf Zu-

ſammenkunft in unſerem Lokal einberufen hat. Benachrichtigen Sie den Grafen!

Lorenz blickte von einer der Frauen zur anderen. „Sonderbar!"

„Höchſt ſonderbar!" rief die Gleiwitz heftig. „Sie wiſſen doch, daß er ſeit Tagen herumläuft und den Gemeindemitgliedern vorklagt, er ſei von Ihnen gewaltſam unterdrückt, und was weiß ich noch alles. Ich traue ihm ſchon lange nicht mehr."

„Ehe ich nicht Beweiſe vom Gegenteil habe, halte ich ihn für meinen Freund," ſagte Lorenz ernſt.

„So verſchaffen Sie ſich dieſe Beweiſe und kommen Sie mit. Wenn Sie von der Seitentür aus ins Lokal treten, können Sie hören, was er vorhat, ohne geſehen zu werden."

„Ich dränge mich nicht ein, wo ich nicht geladen bin und ſpiele den Horcher nicht."

„Graf, um Gotteswillen, nicht dieſe Feinheiten, wo ſie gar nicht am Platze ſind. Sie haben das Lokal gemietet und Pfiffendorf iſt es, der ſich unrechtmäßig dort eindrängt, nicht wahr?"

„Darin haben Sie recht. Und man muß wohl ſeine Feinde kennen lernen. Aber das alles iſt ſo häßlich."

Er legte die Hand über die Augen.

„Bleibe hier!" ſagte Liſelotte. „Er hat keine Handhabe gegen dich. Er kann auf Leute, die dich lieb haben, keine Wirkung üben."

„Ach, ihr Schwärmer, ihr Idealiſten!" ſchrie Fräulein von Gleiwitz, ihre Stimme überſchlug ſich vor

Aufregung. „Lernt ihr erſt die Welt kennen! Und inzwiſchen verfließt die koſtbare Zeit!“

„Ich komme mit Ihnen!“ ſagte der Graf plötzlich „Lebewohl, Lieſel. Nein, du ſollſt mich nicht begleiten. Die Sache würde dich aufregen, und ich fühle mich freier, wenn ich allein bin.“

Fräulein von Gleiwitz ſtürmte voran und Lorenz folgte ihr eilig.

VI.

Der Graf hob den braunen Vorhang und betrat durch die Mitteltür den ihm so wohlbekannten Versammlungsraum, in dem er jeden Monat zweimal zu seinen Freunden gesprochen, mit ihnen diskutiert und beraten hatte. Er stand dem Rednerpult gerade gegenüber.

Durch den blauen Zigarrendampf, der die Luft erfüllte, über die an kleinen Tischen gruppierten Menschen blickte er auf Doktor Pfiffendorf, der in einer heftigen Ansprache begriffen war und mit vor Aufregung heiserer Stimme irgend etwas zu erklären versuchte. Der erste Gedanke des Grafen galt übrigens nicht ihm, sondern war Verwunderung, daß diese Versammlung, die ein anderer statt seiner berufen hatte, so stark besucht war.

„Sehen Sie, meine Damen und Herren, meine unmaßgebliche Ansicht ist es einmal: wer Menschen führen will, muß selber unantastbar dastehen!"

Lorenz horchte plötzlich auf. „Was heißt unantastbar? Gewiß hat sich Graf Altenhagen im Sinne des Gesetzbuches nichts zu Schulden kommen lassen. Aber wir stellen denn doch noch feinere Forderungen an die Leute, denen wir vertrauen sollen. Ich muß es leider zu meinem tiefen Schmerze aussprechen, mein Vertrauen

zu dem Grafen ist erschüttert. Ich habe zu oft sehen müssen, wie er kaltherzig und rücksichtslos die Rechte anderer, seiner besten Freunde mit Füßen getreten, wie er sie einfach als Staffel zur Erhöhung seines ungezügelten Ehrgeizes benutzt hat. — Meine Damen und Herren, Dankbarkeit ist eine altmodische Tugend, aber wer sie ganz mißachtet, kann, denke ich, kein wahrhaft ethischer Mensch, kein Erneuerter in unserem Sinne sein! — Meine Damen und Herren, Sie wissen nun, weshalb ich Sie hierher gerufen habe. Ich wollte Ihnen nur erklären, daß ich aus dem Bunde der Erneuerten auszutreten beabsichtige und mein Amt als Redakteur der ‚Stimmen der Wahrheit' niederlege. Mit der Hilfe einiger Freunde, die, gleich mir, der unerträglichen Tyrannei und der Überhebung dieses Mannes satt sind, will ich ein neues Organ ins Leben rufen unter dem Titel ‚Kommendes Licht'. Auch für einen neuen Versammlungsort, an dem wir ehrlichen, unbehinderten Meinungsaustausch pflegen können, ist schon gesorgt. — Meine Damen und Herren, wir sind vorgeschrittene, individualistische Menschen, ich denke, wir brauchen fortab keinen Herrn und Meister mehr, welcher sich als neuer Heiland aufspielt, während er seine Freunde hinter ihrem Rücken um den Preis ihrer Arbeit betrügt oder ihnen die Braut stiehlt. Ich bin zu Ende!"

„Pfui!" rief eine helle Frauenstimme aus der Zuhörerschar.

„Ich bitte ums Wort!" klang des Grafen volles, tönendes Organ.

Ein heftiger Lärm entstand, ein Rauschen und

Stühlerücken, denn jeder fuhr empor und blickte erſchrocken auf den Mann dort an der Tür, der ſo hart verklagt worden war und nun, unter dem allgemeinen Schweigen einer großen Spannung, durch den Mittelgang auf die Rednerbühne zuſchritt.

Pfiffendorf konnte ſein Erſchrecken nicht ſofort bemeiſtern. Er ſtarrte mit einem beinahe blöden Geſicht den Näherkommenden an.

Dann raffte er ſich zuſammen und während der Graf die Stufen zur Eſtrade hinanſtieg, trat er mit geſenktem Kopf zur Seite.

Er erwartete in dieſem Augenblick nichts anderes, als daß der Graf ihn ohrfeigen werde. Und vielleicht erwartete auch das Publikum eine ſolche Scene. Seitwärts Sitzende kletterten eilig auf Stühle, um den Schauplatz des Dramas beſſer überſehen zu können.

Aber für den Grafen ſchien Pfiffendorf überhaupt nicht mehr vorhanden zu ſein. Er blickte mit ſeinen großen, ſchönen, grauen Augen die aufgeregte Menſchenmenge einige Sekunden ſchweigend an.

„Meine Freunde," begann er, „ich weiß nicht, weſſen dieſer Mann mich angeklagt hat. Ich kam erſt am Schluß ſeiner Ausführungen. Und ich habe nicht die Abſicht, mich gegen ihn zu verteidigen. Ihr wißt längſt, daß ich der Meinung bin: eine angegriffene Ehre kann am wenigſten durch neue Beleidigungen oder durch Blut wieder gereinigt werden. So lange der Mann, der ſich meinen Freund und Mitkämpfer nannte, fortfährt, mich hinter meinem Rücken zu verleumden, ſo lange exiſtiert er nicht mehr für mich. Ich bin über-

zeugt, es wird einmal die Stunde kommen, in der dieser Abend ihm bitter leid tut. Dann kann ich mich mit ihm auseinandersetzen. Ich will auch nicht wissen, was er gegen mich vorgebracht hat. Denn, meine Freunde, wer nicht an mich glaubt, wer nicht überzeugt ist, daß ich in schwierigen und delikaten Lebensfragen nach meinem Gewissen handle und dieses Gewissen ernstlich und ehrlich befrage, mit dem kann ich nicht weiter denselben Weg gemeinsam gehen. Meine tiefsten Anschauungen vom Wesen des wahren, erneuerten Menschen, der nur sich selbst verantwortlich ist, und sich selbst erlösen kann, gehen den seinen schnurstracks entgegen. Mögen sich die hier Anwesenden deshalb jeder für sich selbst prüfen, ob sie dieses Vertrauen zu mir haben. Wenn es erschüttert worden ist, dann ist es besser, Sie verlassen unsere Gemeinschaft und treten in die Welt zurück. Ich habe nichts mehr zu sagen."

„Bravo!" tönte die helle Frauenstimme aus der Menge.

„Bravo, bravo, Altenhagen, hoch, hoch!" riefen andere.

Plötzlich erscholl ein scharfes Zischen, ein greller Pfiff wurde das Signal zu einem lauten Tumult. Alles rief, schrie, trampelte, pfiff und klatschte durcheinander. Stühle wurden umgeworfen, die Männer drängten nach vorn, Frauen und Mädchen kreischten vor Schrecken. Vergebens läutete die Glocke des Vorsitzenden, eines der Pädagogen mit den langen Bärten.

Der Graf überschaute still den Tumult. Er fühlte einen körperlichen, qualvollen Schmerz in der Brust und

im Hals. Und er wunderte ſich, daß er überhaupt hatte reden können. Er kannte die Menſchen, die dort unten ſo wütend gegen einander angingen, plötzlich nicht mehr.

„Vergebens!“ tönte es in ihm . . . „es war doch alles vergebens, keiner von ihnen hat begriffen, was ich wollte.“

Die Leute erſchöpften ſich in lauten, leidenſchaftlichen Einzeldisputationen. Endlich hatte ein Mann, ein Tiſchler, der zuweilen Aufſätze für die „Stimmen der Wahrheit“ einreichte, die dann ſtets von Doktor Pfiffendorf zurückgewieſen oder einer bedeutenden Kürzung unterworfen werden mußten, die Tribüne gewonnen.

Die Glocke des Vorſitzenden läutete Sturm, und ſeine Stimme ſchrie heiſer vor Anſtrengung nach Ruhe.

Der neue Redner, ein kurzer, dicklicher Herr, Namens Dünnebier, mit einem zu großen Kopf und einem grauweiß melierten, unregelmäßig gewachſenen Bart, räuſperte ſich umſtändlich und begann bei dem Bruderzwiſt von Kain und Abel.

„Zur Sache, zur Sache!“ riefen viele aufgeregten Stimmen.

„Geehrte Verſammlung, ich bin bei der Sache; ſo lange die Welt ſteht, hat ein Bruder dem andern, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, die Gnade Gottes geneidet. — Meine Herrſchaften, wenn ich ſo hier ſitze und zuhöre, ich bin kein Studierter und Gelehrter, alſo wenn ich Doktor Pfiffendorf reden höre und unſeren Herrn Grafen, da frage ich mich bloß: bei wem iſt die Gnade

Gottes? Und da muß ich ſagen: ſie iſt beim Herrn Grafen und bei Doktor Pfiffendorf iſt ſie nicht. Unſer Herr Graf hat das Erhebende, welches Doktor Pfiffendorf nicht beſitzt. Doktor Pfiffendorf klamüſert mir zu ſehr, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, und dann hat er den Größenwahnſinn, daß er es dem Herrn Grafen gleichtun will. Aber er iſt nur einer von den Zeitungsſchreibern, die ſich immer mehr dünken, als ſie ſind. Alſo ſeine Verleumdung iſt eine Verleumdung wegen Neid über die Gnade Gottes. Das iſt meine Anſicht, und ich bin nur ein einfacher Handwerker, aber ich habe ſo meine eigenen Gedanken."

„Bravo, bravo!"

„Hoch Dünnebier!" rief jauchzend ein Student und klatſchte ſich dröhnend auf die Schenkel.

Herr Dünnebier wurde von einem ſchwindſüchtigen Geiſtlichen abgelöſt, welcher heiſer und undeutlich begann: „Hochgeehrte Verſammlung, ich bin ganz der Meinung meines Herrn Vorredners, aber auch Doktor Pfiffendorf hat in einigen Punkten ſeiner Ausführungen nicht Unrecht. Es darf in dem Leben eines Führers keine dunklen Stellen geben. Sein Daſein muß gewiſſermaßen einem ſonnendurchleuchteten Kriſtalle gleichen. Und darum meine ich, Graf Altenhagen ſollte uns einige Aufklärungen geben über eine Sache, die nicht erſt ſeit heute, ſondern ſeit geraumer Zeit in unſerer Gemeinſchaft Bedenken und Sorge erweckt hat. Ich meine die Geſchichte ſeiner Heirat. Es iſt hier ſoeben ausgeführt worden, daß Graf Altenhagen von einer mütterlichen Freundin gebeten wurde, für ihren

Sohn um die Hand des Fräuleins von Reckling zu werben, daß er ihr das Verſprechen gegeben hat, ihren Wunſch zu erfüllen und ſtatt deſſen ſich ſelbſt mit Fräulein von Reckling verlobt hat. Wir würden, ich glaube im Namen von manchen hier Anweſenden zu ſprechen, dem Herrn Grafen ſehr dankbar ſein, wenn er uns über dieſes viel umſtrittene Kapitel ſeines Lebens einige Aufklärungen geben wollte."

Ein Gemurmel, von dem man nicht wohl unterſcheiden konnte, ob es Beifall oder Tadel ausdrücken ſollte, folgte den Worten des letzten Redners.

Der Graf nahm es jedenfalls für Beifall und antwortete ſchroff: „Meine Heirat iſt eine Angelegenheit meines Privatlebens und ich muß es ablehnen, darüber hier irgend welche Erklärungen zu geben."

„Bravo!" rief die helle Frauenſtimme aufs neue, aber es folgten ihr diesmal keine erneuten Beifallsrufe, dagegen wurde das Gemurmel intenſiver, tadelnder, ja drohend.

Fräulein von Gleiwitz meldete ſich zum Wort und rief in ihrer energiſchen, friſchen Art: „Ich meine, es iſt hier unſere Pflicht, unſerem allverehrten Meiſter ein ſichtbares Zeichen unſeres Vertrauens darzubringen. Deshalb ſchlage ich vor: wer mit mir empört iſt über die elenden Verleumdungen eines beſchränkten Geiſtes, von dem nicht verſtanden wird, daß Hilfsarbeit leiſten, noch lange nicht berechtigt, neben den Führern genannt zu werden, wer mit mir den Grafen Altenhagen unbedingt für einen edlen, großherzigen Charakter hält, der erhebe ſich von den Sitzen!"

Eine Menge von Leuten ſtanden auf und erhoben die Hände, aber es blieben auch viele, ſehr viele auf ihren Plätzen.

Der Vorſitzende murmelte: „Es war unklug, die öffentliche Meinung ſo zu brüskieren.“

Nach einem Blick der Verſtändigung mit Pfiffendorf ſchwang der Vorſitzende ſeine Klingel, fragte: „Meldet ſich noch jemand zum Wort?“ und rief dann ſchnell und laut: „So erkläre ich den offiziellen Teil der Verſammlung für beendet.“

Ein allgemeines Stühlerücken und das unruhige Geräuſch des Aufbruchs entſtand, von lautem, erregtem Stimmengewirr begleitet. Viele drängten ſich zu Altenhagen, Hände ſtreckten ſich ihm herzlich entgegen.

„Ein vollſtändiger, moraliſcher Sieg! Gut, daß dieſes Gewitter die Luft endlich von den böſen Dünſten gereinigt hat. Sie hätten es dem Kerl noch anders geben müſſen! Nein, es war gerade ſo fein, daß Sie ſich gar nicht auf einen Streit mit ihm eingelaſſen haben!“

Altenhagen blieb ſchweigſam gegenüber dieſen Meinungsäußerungen. Er ſah elend und ermüdet aus. Auf der anderen Seite der Eſtrade verſammelte ſich eine andere Gruppe um Pfiffendorf, in der eifrig geflüſtert wurde.

Als Altenhagen ſich kurz und ſtreng von ſeinen Freunden verabſchiedete, mußte er, um die innere Seitentür zu gewinnen, an ſeinen Feinden vorüber. Man gab ihm Raum, das Geflüſter wich einem Schweigen.

Und man wendete die Köpfe, um ihn nicht zu grüßen.

Eine Niederlage, dachte Lorenz, es war doch eine Niederlage! Zum erstenmal empfand er einen Widerwillen gegen alle diese Leute, die er um sich versammelt hatte, Freunde wie Feinde. Er war irre geworden an seiner unfehlbaren Wirkungskraft.

VII.

Liſelottes erſter Impuls, nachdem Lorenz ſie verlaſſen hatte, wollte ſie treiben, ſich gleichfalls in einen Wagen zu werfen und ihm nachzueilen, um, ohne daß er es wußte, in ſeiner Nähe zu bleiben. Doch gleich kam das Bedenken: es möchte ihm unlieb ſein, wenn ſie dort geſehen würde; das ſich Beſcheiden der Liebe aus dem Affekt in den demütigen Gehorſam. Und ein wenig auch die ſtolze Scheu, ſich ihm nicht aufzudrängen. „Wäre es ihm ein Bedürfnis geweſen, mich an ſeiner Seite zu haben, ſo hätte er meinen Wunſch nicht ſo ſchroff abgelehnt," dachte ſie, nicht ohne Empfindlichkeit.

Sie war zu Beginn des Sommers zweimal in den Verſammlungen von Ohnmachtsanfällen betroffen worden, ſeitdem hatte der Arzt ihr die Beteiligung daran unterſagt. Die Empfangsabende in ihrer Wohnung waren um ihres leidenden Zuſtandes willen gleichfalls eingeſtellt.

Nun fragte ſich Liſelotte ſorgenvoll, ob die ſchlimmen Überraſchungen, wie der heutige Tag ſie gezeitigt, hätten eintreten können, wenn Lorenz in ſo beſtändiger Fühlung und Beziehung mit allen ſeinen Freunden geblieben wäre, wie in den früheren Jahren. Die Rück-

ſichten, die er auf ſie nehmen mußte, hatten ihm geſchadet, das war ſicher.

Ein förmlicher Haß erfüllte ſie gegen dieſes Leben beſtändigen Kampfes, beſtändigen auf der Wachtſtehens, dieſer fortwährenden Gefahr, aus dem Hinterhalt mit Verleumdungen überhäuft, oder von Feinden, die man für ſeine Freunde hielt, grauſam angegriffen und beleidigt zu werden. Und doch mußten ſie jetzt beide mit ganzer Kraft den Feldzug eröffnen. Sonſt würde Lorenz unrettbar, wie eine Mode der vergangenen Saiſon, beiſeite geſchoben werden.

Aber ſie wußte auch, was es ſie koſten würde, ihr zurückgezogenes Daſein aufzugeben und ſich wieder dem grellen Licht, dem erbarmungsloſen Griff der Öffentlichkeit darzubieten. Und wie immer, ſobald ſie fühlte, daß eine Aufgabe über ihre Kräfte ging, wandte ſie ſich dem Mittel zu, durch ihre Phantaſie ſich in eine Art von Ekſtaſe zu ſteigern, in der ſie dann plötzlich den Mut zu den ſchwierigſten und ihrer Natur fremdeſten Taten gewann.

Sie ſah ſich auf der Tribüne mit den Waffen glühender Empfindung und bebender Begeiſterung ankämpfen gegen eine Horde boshafter, gehäſſiger und wütender Menſchen. Sie hörte die eigene ſchüchterne Stimme gleich den Tönen einer ſilbernen Glocke über dem Toben der Maſſen, dem Toben, das ſie ſich größer und ungeheuerlicher, und Maſſen, die ſie ſich in endloſen Hallen gewaltig zuſammengedrängt vorſtellte, tauſendmal mächtiger beides, als was ſich in Wahrheit in der von Pfiffendorf in die Behrenſtraße einberufenen Ver-

ſammlung begeben hatte, während die einſame Frau bei der trüben, niederbrennenden Lampe ihre Phantaſie ſchweifen ließ. Sie bändigte die Maſſen, ſie riß alles empor zu neuer Glut und zu neuen Flammen, und jauchzend umbrandete den geliebten Führer der Begeiſterungsruf ſeiner Freunde. Sie küßten ihm die Hände, ſie warfen ſich ſchluchzend vor ihm nieder und baten tränen-übergoſſen um Verzeihung. Nie Erhörtes begab ſich. Der Rauſch pflanzte ſich fort, auf die Straßen, in die Häuſer der Stadt, — Deutſchland hallte wieder von ſeinem Ruhm und ſein Name wurde ein neues Zeichen, ein Schlachtruf für Tauſende. Und ſie ſah einen Blick ſeiner grauen Augen, der ernſt und eindringlich zu ihr ging, der ſie traf, wie eine Berührung von unermeßlicher Wolluſt, daß ſie die Augen ſchließen mußte und ihr die Sinne ſchwanden vor übermächtig-ſeligem Schauder.

Aber als Lorenz heimkam, blaß, mit abgeſpannten Zügen und vor Müdigkeit ausdrucksloſen Augen, wagte ſie nicht einmal eine Frage an ihn zu tun.

Er küßte ſie flüchtig auf die Stirn und murmelte: er könne jetzt nicht reden, ſie werde ja ſpäter alles erfahren.

Sie diente ihm leiſe und ſtill. Sie bezwang ihr brennendes Herz und verzichtete ohne weiteres.

* * *

Am nächſten Tage wurde dem Grafen eine Karte gebracht. Er las den Namen: Daja Minſtrel. Lorenz

reichte die Karte seiner Frau und ging in sein Zimmer, wohin die Dame geführt worden war.

In der Mitte des Raumes stand eine kräftige Gestalt, in einem talaráhnlichen, pelzumsäumten Mantel mit weiten Ärmeln aus schwarzem Samt. Sie trug keinen Hut, sondern eine glatte, den Kopf umschließende Haube, ebenfalls aus schwarzem Samt, wie sonst nur die kleinen Mädchen sie tragen, von der zwei lange Schleierenden über die Schultern bis beinahe an den Saum des Mantels hinabfielen. Ihr Gesicht erinnerte an slawische Frauentypen, breite Backenknochen, eine kurze Nase und ein großer, üppiger Mund. Augen und Stirn waren auffallend schön gebildet.

Sie streckte dem Grafen die Hände entgegen und rief mit einer hellen, klingenden Stimme: „Ich muß Ihnen danken für gestern abend."

Altenhagen verbeugte sich. „Für mich war es ein bitteres Erlebnis," sagte er dann traurig.

„Das glaube ich schon. Aber was geht es mich an, ob Sie litten oder nicht. Mich haben Sie erlöst von dem Ekel an den Menschen. Wenn ich Sie gestern nicht gefunden hätte, so lebte ich heute nicht mehr."

Sie sah ihm mit einem großen Blick ins Gesicht, dann senkte sie die Lider, sagte leiser: „Leben Sie wohl," und wandte sich wieder der Tür zu.

Vergebens versuchte der Graf, sie zurückzuhalten. Sie schüttelte nur den Kopf und ging, ohne ein Wort weiter zu sprechen. In der Flurtür traf sie auf Fräulein von Gleiwitz, welche sie erstaunt betrachtete.

„Was war das für eine merkwürdige Erschei-

nung?" fragte das lebhafte Mädchen, während Lorenz sie zu Liselotte führte. „Sie fiel mir schon gestern abend auf."

Lorenz erzählte von der Art ihrer Einführung. An einem gewissen Lächeln seiner Augen sah Liselotte, daß ihm der Besuch Freude gemacht hatte.

Er konnte sich jetzt erst und im Gespräch mit der Gleiwitz überwinden, das Geschehene zu besprechen. So erfuhr es auch Liselotte.

* * *

Von der geplanten Reise durfte nun keine Rede mehr sein. Lorenz mußte auf dem Posten bleiben.

Der Austritt einer Anzahl von Mitgliedern der Gemeinschaft erfolgte. Sie gründeten unter Doktor Pfiffendorfs Leitung die Vereinigung der „Ewigen". Aber Doktor Pfiffendorf war kein Führer und was man von den „Ewigen" hörte, trug durchaus nicht das Gepräge seines dürftigen Geistes.

Bald ging das Gerücht, der Leiter der neuen Bewegung sei in Wahrheit der wunderliche Sinaipilger, Fräulein Swobodas Bruder. Aus dem heiligen Lande heimgekehrt, führte er seit kurzem am Müggelsee in einem verfallenen Sommerhäuschen sein einsiedlerisches Dasein. Er trat niemals in Person in die Versammlungen der „Ewigen". Nur wenige Auserwählte durften mit ihm von Angesicht zu Angesicht verkehren. Seine Gestalt behielt etwas Mysteriöses, Sagenhaftes, vielleicht aber wirkten seine Botschaften aus diesem Grunde doppelt stark auf seine Gläubigen.

Er unterſagte ihnen aufs ſtrengſte jede Art von ſozialer Arbeit, von reformatoriſcher Tätigkeit im Volke. Sie ſollten ſich durchaus abſeits von der gemeinen Menge halten und durch ein ſtilles, in ſich gewendetes Grübeln und ein frommes Verſenken in die Geheimniſſe der eigenen Seele dem Rätſel des Göttlichen näher zu kommen ſuchen.

Die Worte, die er durch Pfiffendorf den „Ewigen" verkünden ließ, waren ſtets dunkel, ihr Sinn ſchwer zu enträtſeln. Eine gedämpfte Muſik ging ihrer Verkündigung voraus. Die Lampen des Saales verloſchen. Ein Knabe mit einer hellen, ſchönen Stimme mußte die Botſchaft ſprechen. Aufs neue begann die gedämpfte Muſik. Und in der Finſternis, in ſchweigendem Träumen, nahmen die Gläubigen das Gehörte auf.

Zuweilen trat Fräulein Swoboda auf das Podium und ſang einen Pſalm, zu dem ihr Bruder die Worte gedichtet hatte. Sie beſaß eine verzückte, erhabene Vortragsweiſe, die auf viele Menſchen eine große Wirkung übte.

„Die „Erneuerten" höhnten und ſpöttelten über die myſtiſchen Faxen der „Ewigen". Tatſache aber blieb es leider, immer mehr Glieder ihrer Gemeinſchaft gingen zu den Feinden über. Ja, es verbreitete ſich das Gerücht, Mrs. Nicodemus Stuart habe Swoboda gebeten, die geheimnisvolle Macht ſeiner Perſönlichkeit zur Heilung ihres kranken Sohnes einzuſetzen, der junge Prophet bete allnächtlich vom Schlage der Mitternacht an bis um ein Uhr am Lager des gelähmten Excelſior.

Als Graf Altenhagen dieſes erfuhr, begab er ſich

sofort zu Mrs. Nicodemus Stuart. Es war lange her, daß er ihr Haus betreten hatte. Die alte Freundin empfing ihn kühl und steif, in der Haltung einer großen Dame.

Als er sie aufforderte, sich zu erklären, ob an dem Gerüchte etwas Wahres sei, und in diesem Falle die Gemeinschaft zu verlassen, antwortete die Amerikanerin kurz und sachlich: sie denke nicht daran, eine Sache aufzugeben, die, wie er sich erinnern werde, zum großen Teil von ihr selbst ins Leben gerufen worden sei. Ihre persönliche Freundschaft für ihn habe freilich durch mancherlei Ereignisse, auf die sie nicht näher eingehen wolle, eine Trübung erfahren. Aber den Klatschereien über diese Angelegenheit stehe sie, wie er wohl glauben werde, durchaus fern. Ebenso den Machenschaften und Verhetzereien Pfiffendorfs. Ihr Herz gehöre nach wie vor der Gemeinschaft der „Erneuerten", und alles, was sie über die Vereinigung der „Ewigen" gehört habe, widerstrebe ihrem natürlichen Empfinden.

Altenhagen streckte ihr freundlich beide Hände entgegen und rief: „Aber dann ist ja alles gut, liebe Mrs. Stuart. Glauben Sie mir, Sie werden nach einer freundschaftlichen Aussprache, die ich schon lange herbei wünsche, milder und gerechter über mich denken lernen. Wenn wir beide zusammenhalten, dann wird diese Krise den Unseren nur zu einer inneren Läuterung und Klärung dienen. Man wird sehen, auf welchem Grunde von dunklen Unwahrheiten dieser Swoboda-Schwindel aufgebaut ist."

„Swobodas Name sollte man nicht mit dem Wort

‚Schwindel‘ in Verbindung bringen,“ sagte Mrs. Stuart. Sie betonte ihre Sätze eigentümlich ernst und feierlich.

„Ja, ist er denn nicht das Haupt der ‚Ewigen‘?“ fragte der Graf betroffen.

„Er ist es, nicht in dem Sinne, in dem Sie es wohl verstehen, aber doch in gewisser Hinsicht. Ich bedauere das aufs tiefste. Es trivialisiert ihn, denn er ist ein Jüngling von ungewöhnlichen Gaben und Kräften.“

„Also doch,“ sagte Altenhagen schmerzlich.

„Graf Altenhagen, sollen wir nicht das Gute anerkennen, selbst wenn es im feindlichen Lager wächst?“

Der Graf schwieg.

„Swoboda wußte, daß ich nicht die Absicht habe, der Gemeinschaft der ‚Erneuerten‘ untreu zu werden. Und trotzdem, als ich kam und ihn um seine Hilfe bat, hat er sie mir gewährt.“

Der Graf stand auf.

„Das haben Sie getan? Sie glauben an diesen Hokuspokus von Gesundbeten? Sie gehen zu meinem ärgsten Feind und bitten ihn um seine Hilfe? Ja, dann nützt freilich keine Aussprache. Dann haben wir Sie verloren.“

Er nahm seinen Hut und wollte gehen.

Mrs. Stuart legte ihm die Hand auf den Arm. „Altenhagen,“ sagte sie bittend, „können Sie nicht begreifen, daß eine Mutter zu jedem Mittel ihre Zuflucht nimmt, um ihr Kind zu retten? Swoboda besitzt starke magnetische Kräfte, oder was es sonst für Einflüsse sein mögen, die aus seiner Natur herauswirken. Er betet

nicht mit Excelsior, er sitzt nur an seinem Lager und blickt ihn an, läßt einen Teil seiner Jugendkraft in ihn überströmen. Man mag glauben oder nicht, aber es tut Excelsior gut, er fühlt sich von Tag zu Tag kräftiger werden. Altenhagen, es ist der innerste Kern unserer Lehre, daß man nicht urteilen soll über den anderen, sondern dessen Gewissen den einzigen Richter sein lassen."

„Hier handelt es sich um anderes als um Gewissensfragen, hier gilt es, Farbe bekennen," sagte Altenhagen streng. „Ich verurteile Sie nicht. Tun Sie das, was Sie für Recht halten. Aber Sie müssen begreifen, daß Sie dann keine der Unseren mehr bleiben können. Der Kreis, den ich um mich sammele, soll sich rein halten von solchen Dingen."

Mrs. Stuart schloß die Lippen einige Sekunden fest und scharf aufeinander.

„Ich verlasse die Gemeinschaft der ‚Erneuerten' nicht freiwillig," sagte sie dann in einem Ton, den Altenhagen kannte und der einen energischen Entschluß bekundete.

Er ging. Der letzte Blick, den sie wechselten, war der von zwei Feinden vor dem Kampfe.

Altenhagen forderte sie am nächsten Tage noch einmal brieflich auf, aus eigener Initiative die Gemeinschaft zu verlassen.

Sie antwortete: ihre Anschauung der Sachlage gebe ihr dazu keine Veranlassung.

In einer Sitzung des Vorstandes beantragte der Graf den Ausschluß der Mrs. Sarah Nicodemus

Stuart. Durch ihren Verkehr mit Swoboda und die Duldung von deſſen Heilverſuchen am Krankenlager ihres Sohnes handele ſie den Grundgedanken der Gemeinſchaft zuwider.

Eine erregte Verhandlung folgte. Die Meinungen gingen auseinander. Mrs. Stuart war eins der wichtigſten Gemeindemitglieder, ihr pekuniärer Zuſchuß war ſchwer zu entbehren und ihr Ausſchluß würde bei vielen Ärgernis erregen, würde den Vorwurf böſer Undankbarkeit verdienen.

Altenhagen aber wies jeden weiteren Vermittlungsverſuch ſchroff zurück. Es ließ ſich nicht verkennen, daß er in einem Zuſtand perſönlicher Gereiztheit handelte. Aber dieſe Gereiztheit entſprang zugleich dem Stolz und der Ehre des Feldherrn, der das Ab- und Zugehen des Gegners im eigenen Lager nicht dulden will. Vielleicht war es nicht im höchſten Sinne ethiſch gehandelt, aber es war ſchließlich doch ein Gebot notwendiger Klugheit, hier nicht nachzugeben. Das mußten auch die, welche ihm nicht durchaus beiſtimmten, einſehen.

Altenhagen erklärte bebend vor Aufregung, die Führung der Gemeinſchaft niederzulegen, falls man nicht zu ihm halte. Vor dieſer Alternative geſtellt, fügte man ſich ſeinem Willen.

Mrs. Sarah Nicodemus Stuart wurde in einem offiziellen Schreiben mitgeteilt, aus Gründen des Gemeinwohls habe man auf Grund von Paragraph XXI ihren Ausſchluß aus der Mitgliedſchaft der Erneuerten vollzogen.

Dem Akte folgte wieder der freiwillige Austritt einer beträchtlichen Anzahl anderer Mitglieder.

* * *

Liſelotte war erſtaunt zu ſehen, wie tief Lorenz von dieſem allen mitgenommen wurde. Wortkarg und in ſich gekehrt ging er wochenlang umher, verlor ſeinen kräftigen Appetit und ſein freudiges Lachen, und wenn er ihr auch keinen Einblick in ſein Herz gewährte, ſo beobachtete ſie doch die Stadien eines ernſten Kampfes in ſeinen ſorgenvoll geſpannten Zügen. Oft konnte er plötzlich welk und um vieles gealtert erſcheinen. Zuweilen klagte er wohl, man habe das Vertrauen zu ihm verloren und dieſe Empfindung mußte ihm ſelbſt viel von der eigenen Selbſtſicherheit genommen haben.

Liſelotte hätte niemals geglaubt, daß er ſchon bei der erſten bedenklichen Kriſis ſo allen Mut und alle Entſchloſſenheit verlieren würde. Während ſie an der Stärke ſeines Charakters irre wurde, erfaßte ihr Herz eine etwas unſinnige Freude über ſeine ſinkende Begeiſterung für die Sache der Erneuerten.

Das Werk ihres Gatten kam ihr mit einemmal vor wie ein grauſamer Götze, dem ſie zu lange, viel zu lange den Geliebten opfern mußte. Mit glühendem Eifer hatte ſie an ſeinem Wachstum mitgearbeitet, jetzt war ihr Feuer völlig erloſchen.

Ja, ſie ſah in der Gemeinſchaft etwas wie eine perſönliche Feindin, die noch immer mächtig war und die trotzdem, vielleicht gerade jetzt, mit Klugheit und Liſt überwunden werden konnte. Aber es war Liſelotte nicht

gegeben, mit Klugheit und Liſt in den Kampf einzugreifen. Sie durfte nur zagend und geſpannt ſeinen Ausgang erwarten, denn ſie begriff ja zugleich, daß nur ein Beſiegter, ein in ſeinem beſten Teil gebrochener Mann zu ihr zurückkehren werde.

So wagte ſie nicht, ihn nach irgend einer Seite hin zu locken und zu ziehen. Es war ihr unmöglich, ihn aus voller Seele zur Geduld und tapferem Ausharren anzuſpornen. Auf der andern Seite hinderte ein zu großes Zartgefühl ſie, ihn die übermächtige Sehnſucht nach einem innigeren Zuſammenleben mit ihm ſehen zu laſſen. Und wie immer, ſobald ſie ihre ſtarken Gefühle ſtreng zu beherrſchen ſuchte, wirkte ſie kühl, ſteif und unbedeutend.

Fräulein von Gleiwitz hingegen war nun ganz in ihrem Element. Wie Klärchen im letzten Akt des Egmont, ſauſte ſie zwiſchen den Bürgern der Gemeinſchaft umher, die Lauen und Gleichgültigen zu entflammen und zu rettenden Taten anzuſpornen. Sie erreichte ihr Ziel wahrhaftig. Die Erneuerten ſpendeten ihrem verehrten Führer ein allgemeines Vertrauensvotum und baten ihn dringend, bei ihnen zu bleiben, ſie überhäuften ihn mit Äußerungen ihrer Liebe und Verehrung.

Und wieder ſtaunte Liſelotte, mit welch kindlicher Glückſeligkeit Lorenz das alles von demſelben Menſchen entgegennahm, an denen er noch eben ſo tief gezweifelt hatte, daß er Leben und Schickſal ganz von ihnen löſen und lieber ſich ſelbſt abtrünnig, als ihnen noch länger zu Dienſten ſein wollte. Schon oft war ihr eine wach-

ſende Eitelkeit an ihm aufgefallen, noch niemals ſo ſtark wie jetzt.

Als er den Seinen den Entſchluß mitteilte, bei ihnen bleiben zu wollen, fühlte ſie im Ton ſeiner Stimme etwas Neues, Erſchreckendes. Er hielt ſich nicht mehr wie bisher für einen ſuchenden Menſchen unter anderen Suchenden, er betonte ſich als einen, der mit beſonderen Gnadengütern ausgeſtattet, hoch über ihnen ſtand und ſich gütig zu ihnen neigte.

Hatten die Kämpfe der letzten Wochen dieſe geiſtige Überhebung gezeitigt oder hatte der Keim immer in ihm gelegen und war nur langſam, unbemerkt gewachſen, bis er ſchnell zu jäher Reife gedieh?

— — — — — — — — — — — — — —

Die Gemeinſchaft der „Erneuerten" hatte nicht nur durch innere Kriſen zu gehen. Mrs. Stuarts reiche Beiträge bildeten bei ihren Wohlfahrtseinrichtungen einen ſchwer zu erſetzenden Beſtand. Es war einer der Hauptgründe, weshalb man ſich ſo lange gegen ihren Ausſchluß wehrte.

Lorenz ſprach mit ſeiner Frau von der Notwendigkeit, auf irgend eine Weiſe Geld für das Arbeiterinnenheim und die Krippe herbeizuſchaffen, oder eine dieſer Anſtalten ſchließen zu müſſen.

Da flammte Liſelotte auf. Sie bewies ihm, daß nun ſie beide für das Aufgegebene eintreten müßten. Sie ſtellte ihm ihr Vermögen unbedingt zur Verfügung.

Aber ſie werde ſich einſchränken, manche häusliche

Bequemlichkeit entbehren müſſen, und ob ſie das könne bei ihrer ſchwankenden Geſundheit?

Sie hatte ſchon alles überlegt. Sie würde ein Mädchen weniger halten und ihr Leben auf einen einfacheren Stil einrichten.

Er fragte nicht nach Einzelheiten, er hatte ſich nie um ſolche gekümmert und Liſelotte die Verwaltung ihres Geldes überlaſſen. Daß ſeine eigenen Einnahmen faſt gänzlich in die Kaſſe der Gemeinſchaft floſſen, wußte ſie längſt und war damit ſtets einverſtanden geweſen.

Ihr war eigentümlich zu Mute, daß ſie dem Götzen, der das Glück ihres Lebens fraß, nun auch das opfern mußte, womit ſie Lorenz das Heim verſchönte und behaglich machte. Und das Opfer geſchah nicht mehr aus glühender Begeiſterung für die Sache, nur noch aus Liebe für ihn.

Lrenz nahm ſie in den Arm und küßte ſie auf den Mund.

Sie ſtanden einige Sekunden ſich mit langem, tiefen Blick in die Augen ſchauend.

„Meine treueſte Genoſſin," ſagte er bewegt.

Sie ſchmiegte ihre Wange an die ſeine und lächelte.

„Siehſt du," ſagte er innig, „iſt das nicht ſchön, wenn ſoviel Verſtehen, ein ſo feſtes Zuſammengehen übrig bleibt, auch nachdem die Liebesleidenſchaft verloſchen iſt?"

Liſelotte hob den Kopf. „Iſt ſie verloſchen?"

Sie ſah aus wie ein verſchüchtertes Kind mit einem kranken Lächeln.

„Aber Liſel, das iſt doch wohl der Lauf der Dinge

so in der Ehe. Meinst du nicht? Etwas besseres ist uns geblieben, die Gemeinschaft im Geiste."

Sie senkte die Wimpern als einen verbergenden Schleier über ihre Augen. Er nahm ihre Hände, die kalt waren und zitterten.

„Du armes, kleines, nervöses Ding," sagte er herzlich. „Hätte ich das nicht sagen sollen?"

„Warum nicht?" flüsterte sie. „Wenn es doch die Wahrheit ist."

Sie blieb schweigend und in sich versunken den ganzen Abend.

Er hatte das Herz voll Vertrauen zu ihr und doch schob ihr Wesen gleichsam eine dünne, fühlbare Scheidewand zwischen sie beide. Es war nicht ihr Wille so. Ihr Wille wollte ihm Offenheit und schwesterliche, ja mütterliche Freundschaft geben. Es war das Sensitive ihrer Natur, die sich ängstlich und zaghaft zusammenschloß vor dem Manne, der sie nicht mehr begehrte.

Sie hatte es ja gewußt, längst gewußt. Und doch war nun das Wort gesprochen, das war etwas ganz anderes. Aber auch ihre Leidenschaft, war sie denn nicht gleichfalls längst verblaßt? Hätte Liselotte überhaupt noch Seelen- und Nervenkraft zu einem roten, üppigen, brennenden Feuer besessen?

Nur war ihre Glut restlos aufgezehrt von der großen Liebe zu diesem Manne, die ihr ganzes Sein so tief erfüllte, die so stark in sich war, daß sie nicht einmal mehr die Leidenschaft brauchte, um leben zu bleiben. Und diese Liebe bedeutete doch mehr, viel mehr als Gemeinschaft im Geist, und Kameradschaft im

Lebenskampf. Aber das waren unausſprechliche Dinge. Hätte ſie ſie Lorenz auch in einer unirdiſch zarten und eindringlichen Sprache vermitteln können, was hätte es genützt? fragte ſie ſich mit müder Entſagung.

Keine Sehnſucht, keine Erklärung, und ſpräche die Seele noch ſo unmittelbar und innig zur andern Seele, macht das Tote wieder lebendig. Und ſo blieb ihr denn nichts, als ihm im Lebenskampf zu helfen. Das ſchien ihr wenig. Sein Dank tat ihr weh.

VIII.

Mit den Opfern, welche Liſelotte der Gemeinſchaft brachte, ſtachelte ſie ſich ſelbſt zu neuem Eifer für die Idee empor. Schwerer als das Geld, womit ſie an Mrs. Stuarts Stelle trat, wog ihr das Aufgeben ihrer ſtillen, verträumten Trauer um das tote Kind, das die veränderten Verhältniſſe forderten.

Es war niemand unter den Frauen, denen Lorenz in ſeiner jetzigen erregbaren Stimmung voll vertraute, als ſie und Fräulein von Gleiwitz. Die Gleiwitz war zur Hilfe des neuen Leiters in die Redaktion der „Stimmen der Wahrheit" eingetreten. Liſelotte mußte die Oberaufſicht über die Verwaltung des Arbeiterinnenheims und des Jugendhortes übernehmen. Dazu kam, daß die Einſchränkungen, die ſie im eigenen Haushalt energiſch durchführte, auch hier ihre perſönliche Tätigkeit weit mehr als früher in Anſpruch nahmen.

Ein drittes trat hinzu: Die fröhliche Jugendfriſche ihrer Mutter drückte ja immer auf ihr eigenes Daſein als eine ſtete, dumpf fühlbare Sorgenlaſt. Zuweilen wuchs ſie plötzlich zu einer drohenden Kalamität heran. Das waren die Momente, in denen die Baronin Nanny ſich wieder einmal vis-á-vis de rien befand, wie ihr beliebter Ausdruck lautete, das heißt, gegenüber einem

Stoß von Papieren, aus denen ſie die Rechnungen über gelieferte Crepe- und Chiffontoiletten, über Pelzboas, Blumen und Spitzen erſchreckend anſtarrten. Sie änderte ihr Leben unaufhörlich, und wenn man ihren Briefen glauben konnte, machte ſie die weiteſten Reiſen, einzig zu dem Zweck, endlich den idealen Aufenthalt zu finden, wo man mit wenig Geld verſchwenderiſch leben konnte. Es war gewiß nicht ihre Schuld, wenn dieſe ernſten Bemühungen wieder unvorhergeſehene Summen verſchlangen.

Ihre Tochter war immer noch als Hilfe in der Not eingeſprungen. Es zagte die Furcht in Liſelotte, Mama könne ſonſt den Platz an ihrem Herde, der immer für ſie bereit gehalten wurde, einmal wirklich annehmen. Die Verſuche, die ſie bei Sommeraufenthalten im Gebirge mit einem Leben zu dreien gemacht hatten, zeigten Liſelotte nur zu klar, welches heimliche Martyrium da für ſie bereitet ſein würde. Mama hatte eine unwiderſtehliche Art, ihre Umgebung zu gefügigen Sklaven zu machen. Da der Reſpekt, den ſie vor Lorenz empfand, ſie hinderte, ihn zu tyranniſieren, mußte natürlich Liſelotte ihr dienſtbares Geiſtchen werden.

Sie ordnete ſich gehorſam unter, um des häuslichen Friedens willen, um Lorenz die Schwierigkeiten, die ein Zuſammenleben mit der Mutter hervorrief, zu verheimlichen, ordnete ſich unter, auch wo ihr Gewiſſen energiſch nein ſagte. Und ſo entſtand für ſie ein Zuſtand fortwährender Seelennot, der auf ihren zarten Körper, ihr empfindſames Nervenſyſtem höchſt ungünſtig wirkte. Zahlloſe Male hatte ſie ſich gefragt, ob

ein kräftigerer Egoismus während der Zeit ihrer Schwangerschaft nicht richtiger gewesen wäre, ob die beständigen Irritationen, die ihre Mutter ihr verursachte, während sie zu ihrer Pflege an ihrer Seite weilte, dem armen kleinen Leben unter ihrem Herzen geschadet haben mochten, quälte sich mit all jenen Grübeleien ohne Antwort, die als graue Schattengestalten, ein trostloses Trauergeleit, jedem großen Verluste folgen.

Und nun stand Liselotte doch wieder vor der Notwendigkeit, ihre Mutter ins Haus zu nehmen. Hier konnten die ausschweifenden Gelüste der hübschen Frau wenigstens annähernd im Zügel gehalten werden. Unter den Augen des Schwiegersohnes würde sie sich leidlich verständig halten. Das war nicht zu bezweifeln.

Liselotte rang in Angst und Schrecken um Kraft zu dem Entschluß, den sie bei aller inneren Bangigkeit nach außen mit freundlicher Ruhe auszuführen begann. Wie Julia malte sie sich alles zu Erduldende mit gesteigerter Phantasie zum Schreckenvollsten aus, und setzte dabei noch mutig den Becher an die Lippen: mein Romeo, dies trink' ich dir! Ihr trüber Trost war: sie hatte kaum noch etwas zu verlieren. Und was sie tat, ihm zu Liebe, das würde sie weiter und weiter von ihm trennen. Aber sie mußte es dennoch tun. Und eine Furcht vor diesem rätselvollen Dasein überwältigte sie mehr und mehr, eine Gewißheit, seinen Konflikten nicht gewachsen zu sein, endgültig zu den Unterliegenden gehören zu müssen.

An die Zukunft dachte sie nicht. Wahrscheinlich

würde sie daran gedacht haben, wenn ihr Kind gelebt hätte. Und sie wünschte sich kein anderes. Sie war zu müde, um Hoffnung, Erwartung und Enttäuschung noch einmal durchkosten zu können. Sie war Lorenz dankbar, daß er sie schonte.

Seine Seele war ganz erfüllt von eigener Qual und eigenem Kampf. Zum erstenmal war der Zweifel in ihm erwacht, ob er der rechte Mann sei, seine Mission durchzuführen. Zum erstenmal an jenem Abend war er irre geworden an seiner Macht über die Menschen, die er wie ein göttliches Geschenk betrachtet hatte, ein Geschenk, ihm gegeben, sie zur Wahrheit zu führen. War er den rechten Weg gegangen, da so viele sich kühl von ihm lösen und einem anderen folgen konnten? Und dieser andere glaubte vielleicht mit demselben Recht das göttliche Geschenk der Herrschaft über die Menschen zu besitzen.

Einst sprach er mit Liselotte von seinen Zweifeln.

„Auch Christus mußte es dulden, daß man ihn verlästerte und von ihm abfiel," antwortete sie sanft.

„Auch Christus —," erwiderte er gedankenvoll. Die klare Helle seines Wesens war getrübt. Er grübelte sich in ein düsteres Märtyrertum hinein, das in Wahrheit hauptsächlich in seiner Phantasie bestand.

Liselotte beobachtete mit Erstaunen, wie gleichgültig ihm die Angelegenheiten der Gemeinschaft wurden. Lässig verschob er die Beantwortung wichtiger Briefe. Bei den Zusammenkünften saß er schweigend und in sich versunken, übertrug die Ansprachen anderen und nur zu-

weilen, oft bei ganz kleinen Anläſſen brach er mit unnötiger Bitterkeit los und häufte ungerechte Beſchuldigungen der Treuloſigkeit, der Lauheit auf Mitglieder, die es keineswegs verdient hatten. Und gerade hierdurch verlor er, der ſonſt ſo Ruhige und Gerechte, manchen ergebenen Freund. Die Gabe der Rede, jene quellende Fülle hinreißender Worte, mit denen er die Menſchen erweckt und erhoben hatte, ſchien ihm plötzlich abhanden gekommen.

Ihn ſelbſt peinigte die Empfindung, als ſei in ihm alles verdorrt, nüchtern und kahl, wie eine Landſchaft nach einem zu heißen Sommer. Er ſehnte ſich nach neuen, unbekannten Lebensquellen, zu denen er doch den Weg nicht wußte, die er nur in ferner Verborgenheit rauſchen hörte.

Das Streben nach Wahrheit des äußeren und inneren Seins, das ſolange ſein Ideal gebildet, ſchien ihm plötzlich ſchal und ungenügend. Er verlangte nach reicheren, volleren Strömen und Farben für ſeine Seele. Zuweilen dachte er an Daja Minſtrel, jenes Mädchen — oder war es eine Frau? — die mit ihrem Erſcheinen es verſtanden hatte, ihm ſchon einmal in einer Entſcheidungsſtunde Vertrauen zu ſich ſelbſt zurückgegeben. Er fragte ſich, warum ſie ſeit jenem Tage ganz aus ſeinem Geſichtskreis verſchwunden ſei. Sie war weder Mitglied der Gemeinſchaft geworden, noch hatte ſie die Zuſtimmungsadreſſe, unter welche doch auch Freunde und jeweilige Gäſte der Verſammlungen ihren Namen ſetzten, unterzeichnet.

Endlich überwand er eine Scheu, die ihn lange ge-

hindert hatte und fragte Fräulein von Gleiwitz, ob ſie nichts von Daja Minſtrel wiſſe.

„Nein," antwortete dieſe kalt. „Ich weiß nichts von ihr. Wahrſcheinlich gehört ſie zu den ‚Ewigen'. Sie ſoll mit Swoboda in Beziehung ſtehen."

Altenhagen bereute ſeine Frage.

Zwölf Tage ſpäter bekam er einen Brief auf dunkelviolettem Papier, der die Worte enthielt: „Kommen Sie morgen abend um acht Uhr zu mir. Daja Minſtrel."

Eine entlegene Straße des Grunewalds war als Adreſſe angegeben.

„Eigentümlich befehlshaberiſch," bemerkte Liſelotte, als er ihr über den Frühſtückstiſch das Blatt reichte. „Du wirſt doch nicht gehen?"

„Donnerwetter, Kinder, wer von euren Gemeindegliedern führt ſo ſchneidiges Briefpapier?" rief Baronin Nanny, die ſeit kurzem bei ihren Kindern eingetroffen war, und bemächtigte ſich des Couverts. „Das iſt ja entzückend. Ob man nicht ſehen kann, wo es gekauft iſt?"

„Unſympathiſch iſt mir der Ton wie die Farbe des Briefes," ſagte Altenhagen. „Aber ich habe noch niemals einen Menſchen vergebens nach mir rufen laſſen."

„Du," meinte Liſelotte lächelnd. „Minſtrel — Daja Minſtrel — das klingt gar nicht wie ein richtiger Name. Ich bin überzeugt, ſie heißt Meyer."

„Das wäre ſchon möglich," ſagte Altenhagen. „Aber was liegt daran?"

„Mir liegt ſehr viel daran. Wahrhaftige und einfache Menſchen verändern ihre Namen nicht."

„Du bist einmal wieder recht schroff, Lisel. Es kann doch Gründe geben. Übrigens, ob Fräulein Daja Minstrel wahrhaftig ist, will ich nicht entscheiden, einfach ist sie gewiß nicht. Nun, wir werden ja sehen und ich will dir getreulich meine Eindrücke berichten."

Liselotte lag noch wachend, als Lorenz vor Mitternacht heimkehrte. „Wie war es?" fragte sie behaglich, die Hand unter dem Kopf, während er schweigend auf dem Rand ihres Bettes saß.

„Kind, ich kann dir kaum antworten. Es gibt sonderbare Erlebnisse. Das ist eine merkwürdige Frau, die merkwürdigste, die mir vielleicht bis jetzt vorgekommen ist. Du wirst sie ja kennen lernen und dann wirst du mir sagen, was du von ihr hältst. Ich weiß es nicht. Und ich möchte dir nicht von vornherein eine Antipathie wecken. Ganz wohl wird mir nicht in ihrer Gegenwart. Und doch ist ein großer Zug in ihr."

Er träumte ein wenig und lachte leise.

Dieses Lachen kannte Liselotte. Halb zufrieden, halb kindlich befangen und verwundert klang es. Er pflegte so die Erinnerung an erregte Scenen oder verführerische Lockungen abzutun, die von seiten der Frauen während seiner seelsorgerischen Tätigkeit oft genug an ihn herantraten. Liselotte fragte niemals nach Einzelheiten. Es war ein Gesetz zwischen ihnen, solche Dinge mit Diskretion und Schonung des betreffenden weiblichen Wesens zu übergehen.

Altenhagen stand auf und begann sich zu entkleiden. „Sie hat mir die ganze letzte Hälfte des Abends auf der Geige vorgespielt," sagte er. „Sie ist eine Künst-

lerin, aber niemals öffentlich aufgetreten. Es war sehr schön. Sie hat da in ihrem Wohnzimmer ein hohes Bogenfenster mit einer einzigen Scheibe. Man sieht in den Wald hinaus. Der Mond stand über den alten Kiefern, sie haben so barocke Formen und erinnern an japanische Zeichnungen. Sie hatte das Zimmer verdunkelt, sie kann nur im Dunklen spielen. Auf Wirkungen versteht sie sich schon. Weißt du, Liselotte, man darf das nicht unterschätzen. Wir leben zu nüchtern, zu sehr im hellen, staubigen Tagesglanz. Es werden doch sonderbare Stimmungen wach . . ."

„Lorenz, einmal wohl. Aber wir sind doch nicht die Menschen für so theatralische Absichtlichkeiten."

„Nein, Liselotte, du gewiß nicht. Und jeder soll nach seiner Natur leben."

„Du auch nicht, Lorenz."

Er schwieg, nahm das Licht, stand eine Weile still und blickte zerstreut.

„Gute Nacht, Lisel, schlaf' süß," sagte er dann nach seiner Gewohnheit und ging in das kleine Toilettenzimmer, wo seit Liselottes Wochenbett für ihn das Lager aufgeschlagen geblieben.

Er hatte sie nicht auf die Stirn geküßt, dachte Liselotte, aber er vergaß es oft.

Als am anderen Morgen ihre Mutter sich anschickte, neugierige Fragen über die Besitzerin des dunkelvioletten Briefpapiers an ihn zu richten, schnitt Liselotte sie kurz mit der Bemerkung ab, Altenhagen habe geschäftliche Angelegenheiten mit der Dame zu besprechen gehabt.

„Kommt sie nicht einmal?" fragte die Baronin.

„Sie würde kaum zu uns passen," sagte Lorenz ruhig. Und damit war von seiten der Eheleute das Gespräch beendet.

* * *

Lorenz und Liselotte gingen durch den Grunewald. Es war ihre liebste Erholung, hier draußen zu wandern, besonders im werdenden Frühling, wenn der Sturm in den Kronen der Kiefern rauschte, wenn das Moos an den Stämmen smaragdgrün wurde, und es feucht und frisch vom Erdboden aufdampfte. Ein zarter Duft von jungen Keimen, von kreisenden Säften quoll aus dem Grunde empor und von den Kronen hernieder und an heimlichen Stellen lagen noch weiße, schimmernde Schneeflocken.

Sie kehrten in friedlichem Schweigen heimwärts und waren schon in die Nähe der Villenkolonie gelangt, als Lorenz seiner Frau ein kleines, norwegisches Holzhaus am Ende eines noch unbebauten Weges wies: „Dort wohnt die Minstrel."

„Wollen wir sie besuchen?" fragte Liselotte schelmisch.

„Es würde sie schon freuen. Aber, ihr würdet nicht zusammen passen. Und wo du dich abgestoßen fühlst, nimm es mir nicht übel, Lisel, da wirkst du auch abstoßend."

„Ich dachte nicht im Ernst daran. Nun reizt es mich beinahe, sie kennen zu lernen. Warum soll ich mich durchaus von ihr abgestoßen fühlen?"

„Weil sie so sehr dein Gegensatz ist."

„Könnte ich den nicht bewundern?"

Altenhagen lächelte.

Liſelotte fiel etwas Fremdes, etwas Gequältes in ſeinen Zügen auf.

„Lorenz, was will dieſe Frau von dir?" fragte ſie plötzlich ernſt, blieb ſtehen und ſah ihn an.

„Ich weiß es nicht. Ich weiß es wirklich nicht. Vielleicht iſt ſie eine Schwärmerin, vielleicht eine Philoſophin, vielleicht eine Abenteurerin, vielleicht alles zugleich. Was geht es uns an?"

„Du haſt ſie nicht wiedergeſehen — ſeit — neulich Abend?"

„Nein, Liſelotte."

Sie gingen einige Schritte weiter, dann ſagte Lorenz: „Ich will ſie auch nicht wiederſehen."

Und dann gingen ſie aufs neue ſchweigend nebeneinander her. Und Lorenz dachte an Daja, wie er während dieſes ganzen Spazierganges an ſie gedacht hatte. Er ſah ſie im Dunkeln ſtehen und ſpielen. Von ihrer Geſtalt wurden nur die weißen Arme ſichtbar, die aus den weiten ſchwarzen Ärmeln leuchteten, die Hand, die den Bogen bewegte, und das weiße Geſicht, von dem auch die Züge nicht zu unterſcheiden waren. Und er fühlte wieder, wie ſie das Inſtrument niederlegte und leiſe zu ihm kam und, ohne ein Wort zu ſprechen, an ſeinem Stuhl niederſank, den Kopf auf ſeine Kniee fallen ließ und ihn mit den Armen umſchlang. Ohne jede Vorbereitung, ohne einen Blick, eine Bewegung, die ihn hätte warnen können.

Er dachte wieder an die furchtbaren Sekunden,

während ſie den Kopf hob und mit ihrer hellen, tönenden Stimme ſprach: ich habe dich ſehr lieb, wenn du mich haben willſt, gehöre ich dir . . . Als er ihr ohne Atem und von einem plötzlichen raſenden Verlangen gefoltert antwortete: gieb mir deine Seele, Daja, mehr darf ich nicht von dir fordern . . . Sie hatte den Kopf ſeinem Geſicht genähert, vom Mondſchein weiß beleuchtet, in ihrem großen, wilden und ſinnlichen Munde ſchimmerten die Zähne. „Ein Weib gibt ihre Seele nicht ohne ihren Leib," ſagte ſie und hob ſich langſam. Er ſprang auf und ſtieß ſie von ſich und wollte ſie verlaſſen. Und dann war es ſo ſeltſam geweſen, daß ſie ihn ruhig und demütig bat, zu bleiben, ſie wolle weiterſpielen und er möge ſie nicht beſchämen. Und er war geblieben. Er wollte ſich ſelbſt beweiſen, daß er ſtark ſei. Aber all ihr Phantaſieren auf der Geige waren nur klingende Sehnſuchtsſchreie. Er hatte nicht gewußt, daß ein Mann ſo leiden könne, wie er in der Stunde gelitten. Er wagte nicht, ſich zu rühren, ſie zu unterbrechen. Und zuletzt lag er in ſeinem Stuhl wie in einem ſchweren Rauſch und genoß ihr tolles, aufregendes Spiel und ſeine Qual. Und er fühlte kaum noch ſeine und ihre Perſönlichkeit, er fühlte einen Taumel, in dem Schmerz und Glück ſich zu einer überwältigenden, großen, göttlichen Einheit verbanden und ihn hinaus und emportrugen in eine Welt unſagbarer Erkenntniſſe. Aus dem ſchrillen, klingenden, fiebernden Sehnen in ihrer Muſik rang ſich ein jauchzender Triumphgeſang. Als ſie abbrach, ſprang er auf, breitete die Arme aus, nicht ihr, ſondern der Nacht und dem Wald entgegen, und die

Tränen strömten über sein Antlitz. Sie war an seine Seite getreten und schweigend hatten sie lange hinausgeblickt. Und dann war er gegangen. Sie hatte ihm die Türen geöffnet, kein dienstbares Wesen war sichtbar geworden — hauste sie ganz allein da draußen an der Grenze des unsicheren Waldes? Er hatte sie nicht gefragt, alles Alltägliche blieb so weit dahinten in ihrer Gegenwart. Er hatte nicht gewagt, ihre Hand zu berühren. Und sie hatte nicht gefragt, ob er wiederkommen werde.

Seitdem, wenn er in die Tür seines Zimmers trat, und morgens auf dem hellen Frühstückstisch, und abends, wenn er heimkam, auf dem Brett vor dem Spiegel im Korridor blickte er nur nach dem dunkelvioletten Briefumschlag und stellte sich vor, welche Worte er wählen mußte, ihr zu sagen, daß er sie niemals wiedersehen wolle.

Aber noch war kein zweiter Ruf zu ihm gelangt. Und das Verlangen nach ihr quälte ihn Tag und Nacht. Er fühlte es jetzt wieder, wie einen unerträglichen Schmerz, dem auf irgend eine Weise ein Ende gemacht werden mußte. Er fragte sich, was in aller Welt geschehen solle, um diesen Kampf siegreich zu enden.

Blickte er die letzten Wochen zurück, so schien ihm seine Unlust und Trägheit, seine Mutlosigkeit und sein Verzagen an seinem Lebenswerk nur hervorgegangen aus der Sehnsucht nach diesem großen, etwas vorgebauten, sinnlichen Munde, mit den kräftigen Zähnen zwischen den starken Kiefern, die er häßlich und tierisch schalt, nach der wollüstigen und herrischen Gestalt, nach den

vollen, großen Händen, mit ihrem festen, begehrenden Umklammern.

Und es kam ihm dann vor, als besitze dieses Weib die Lebenskraft seiner Zukunft und könne sie versagen oder ihm schenken, je nachdem es ihr gefiel. Und als tue er etwas für ihn Verhängnisvolles, wenn er sie beleidige.

Als er mit Liselotte unter solchen Gedanken heimkam, lief ihnen Baronin Nanny aufgeregt bis auf den Flur entgegen und rief: „Wißt ihr, wer eben hier war? Die Dame mit dem dunkelvioletten Briefpapier. Ich habe sie gleich gefragt, woher sie es beziehe, aber sie erinnerte sich nicht mehr. Puh, wie großartig. Überhaupt eine Art, mich zu behandeln, na, Kinder, ihr habt eine sonderbare Sorte von Bekannten. Gott segne euch diesen Verkehr!"

„Verkehr? Daß ich nicht wüßte," bemerkte Liselotte hochmütig. „Was wünschte sie denn?"

„Sie fragte nur nach dem Grafen und hat auch keine Botschaft hinterlassen."

Liselotte ging schweigend in ihr Schlafzimmer und verriegelte die Tür. Lange stand sie in Hut und Jacke, zitternd, eiskalt an allen Gliedern, ein Gefühl von Leere und Betäubung im Hirn. Hatte sie jemals daran gedacht, daß dies eintreten könne? Hatte sie immer darauf gewartet? Glaubte sie, daß es eine vorübergehende Qual und Demütigung sein werde, oder etwas langsam Tötendes? Oder nur ein Gespenst ihrer aufgestörten Sinne?

Sie spreizte die kalten Finger, von denen sie die

Handſchuhe geriſſen hatte, krampfte ſie zuſammen und ſpreizte ſie aufs neue, bewegte ſie ſinnlos durch die Luft, blickte mit trockenen Augen auf eine Quaſte an einem Stuhl neben der Tür, wartete, wartete, als müſſe die verriegelte Tür ſich öffnen und etwas Unſagbares hereinſchleichen, begann röchelnd nach Atem zu ringen und fiel plötzlich ſchluchzend und ganz erſchöpft auf ihr Bett nieder.

IX.

Als Liſelotte ſich zuſammengerafft hatte und wieder aus ihrem Zimmer trat, ſagte ihr die Mutter, Lorenz ſei noch ausgegangen.

An einem der nächſten Tage bemerkte er ihre verweinten Augen, den Gram auf ihrem zarten Geſicht. Er nahm ihre beiden Hände in die ſeinen und ſah ſie mit ſeinem guten Blick treuherzig an: „Sei ruhig, Liſel. Habe Geduld mit mir, es wird vorübergehen.“

„Und wenn es nicht vorübergeht?“

Er legte wie ein großer Junge den Kopf auf ihre Schulter. „Sage das nicht, Liſel,“ bat er. „Es wird bald alles wieder ſein, wie es war, nicht?“

Er umfaßte ſie und drückte ſie leidenſchaftlich an ſich. „Ich wollte, ich könnte mich einmal mit dir ausſprechen. Vielleicht würde mir dann leichter.“

„Nein, nein!“ wehrte Liſelotte verzweifelt.

„Du haſt Recht. Man ſoll über ſo etwas nicht reden. Es gewinnt dann nur deutlichere Geſtalt. Es war auch nur die Verſuchung, von ihr zu ſprechen,“ fügte er ſcheu hinzu.

Und dann, als könne er, wie ein von einer Sünde gepeinigter kleiner Junge, dem Drange doch nicht länger widerſtehen, nannte er wenigſtens den Namen: „Daja — Daja Minſtrel . . .“

„Findeſt du nicht, daß etwas Geheimnisvolles in dieſem Namen liegt?“ rief er mit einer unnatürlichen, aufgeregten Lebhaftigkeit.

Liſelotte ſtreichelte ſein Haar, ſeine Wange, mit den tröſtenden, ſanften Bewegungen einer Mutter. „Lorenz,“ flüſterte ſie, „laß alles hier gehen und ſtehen, wir wollen weit fort, in ein fremdes Land und verſuchen, ob wir uns dort wieder zuſammenfinden.“

Er ſann eine Weile. „Nein, es wird nur die Arbeit an den Menſchen ſein, die mich halten kann. Und aus der Überwindung wird auch die Erhebung kommen. Hilf mir und quäle mich nicht mit Weinen und Sorgen.“

„Ich will Vertrauen zu dir haben,“ ſagte ſie tapfer und gab ihm die Hand.

— — — — — — — — — — — — — —

Sie ſah ihn umhergehen und leiden. Es war vielleicht kein ſehr intenſiver Schmerz, der ihn quälte, aber es war ein ſtumpfes Mißvergnügen an allem, eine Unfähigkeit, irgend eine Arbeit feſt anzugreifen, eine ſtille Hoffnungs- und Freudloſigkeit, welche in ſeiner frohen männlichen Natur wie eine beängſtigende Krankheit wirkte.

Selbſt Baronin Nanny, die ſonſt hauptſächlich in ihren eigenen Angelegenheiten aufzugehen pflegte und neuerdings ſehr von ihrem Geſundheitszuſtand in Anſpruch gnommen wurde, ſorgte ſich um Altenhagens verändertes Weſen. Und da ſie einmal mit der Konſultation berühmter Spezialiſten und dem Gebrauch moderner Heilmethoden beſchäftigt war, ſchlug ſie ihm bei jeder Mahlzeit ein anderes Leiden vor, an dem er wahr-

ſcheinlich kranke, und pries ihm mit viel Eifer alle die Kuren an, denen ſie ſich ſelbſt unterzog.

Altenhagen hatte immer viel Geduld mit ſeiner Schwiegermutter gehabt. Sie amüſierte ihn, und ihre große Bewunderung ſeiner Perſon ſtimmte ihn milder gegen manche Seiten ihrer Natur, die ihn ſonſt ſtärker verletzt haben würden. Aber jetzt irritierte auch ſie ihn mehr als früher.

Und während er ſeiner Frau klagte, wie ſchwer ihm die Anweſenheit der Mama in ihrem Hauſe falle, ſetzte Baronin Nanny wiederum der Tochter auseinander, ſie habe durchaus nicht den richtigen Ton mit dem Gatten. Männer verlangten auch von der eigenen Frau Spaß und Scherz, Zerſtreuung und Koketterie.

„Kinder, glaubt es mir, "rief ſie ihnen eines Tages zu, „ihr verkehrt viel zu ernſthaft, viel zu moraliſch miteinander. Na, freilich, ſo Religionsſtifter müſſen das wohl. Aber die ſollten dann überhaupt nicht heiraten. Ehe iſt eben doch ſchließlich ein irdiſcher Zuſtand."

„Du haſt Recht, Mama," ſagte Altenhagen leicht ironiſch. „Du haſt nur zu Recht. Aber wer hat uns denn zuſammengekuppelt, wenn ich fragen darf?"

„Lorenz!" bat Liſelotte erſchrocken, mit Tränen in den Augen.

„Jetzt macht er mir Vorwürfe!" rief Baronin Nanny empört, „weil ich ihm zu ſeinem Glück verhalf. Mir haſt du damals an Erhabenheit verloren, lieber Lorenz, das will ich dir ganz ehrlich ſagen. Ich glaubte dich weit über ſolchen menſchlichen Trieben. Du warſt mir ja rein der neue Heiland. Na, und dann wurdeſt

du eben mein lieber Schwiegerſohn! Den kann ich doch unmöglich wie etwas Göttliches verehren. Siehſt du, und ſo wie mir, wird es manchen anderen von deinen Freunden auch gegangen ſein, wenn ſie es dir auch nicht offen geſagt haben. Das zeigt ſich nun jetzt. Der Swoboda iſt viel klüger, der hält ſein Privatleben in einem myſtiſchen Dunkel! Das imponiert den Leuten!"

„Bitte, Mama, höre auf!" ſagte Liſelotte ſcharf.

Altenhagen blickte gedankenvoll.

„Das hört ihr Frauen nicht gern," bemerkte er kühl. „Und doch iſt viel Wahres in dem, was deine Mutter ſagt. Ehe war wohl nicht das Richtige für mich. Wir beide hätten Freunde bleiben ſollen. Aber das iſt nun alles geſchehen und nicht mehr zu ändern."

Liſelotte klammerte ihre eiskalten Finger ineinander, um nicht in Weinen auszubrechen. Plötzlich ſtand ein Entſchluß vor ihrer Seele. Es war, als ob das Dunkel um ſie her zerriſſe und ſie in einen grellen, ſchmerzenden Lichtkegel blicke, in eine weiße Flamme, die ſie, nackt und bloß, ohne Schutz für ihre bebenden Glieder, durchſchreiten ſolle. Ich muß es heute noch tun, dachte ſie. „Wenn eine Nacht darüber hingegangen iſt, werde ich niemals mehr den Mut finden."

Lorenz zog ſich in ſein Zimmer zurück.

Nach einer Weile folgte ihm Liſelotte. Sie wußte, wie ſie ihn finden würde, am Schreibtiſch, und doch nicht bei der Arbeit.

Er ſchrak aus ſeinem Grübeln auf, als ſie eintrat, und ſah ſie ſchüchtern näherkommen, bis ſie vor ihm

ſtand, die Augen erhellt von einer inneren Freudigkeit und Güte. „Lorenz,“ ſagte ſie und blickte ihn lächelnd an, „du biſt doch ein großes Kind und ich bin auch nicht viel anders. Da quälen wir uns mit Phantaſiegefahren, wo dir das Leben vielleicht nur etwas Schönes ſchenken will. Weißt du, was das Schickſal mit uns vorhat, und weiß ich es? Ich fühle nur, du mußt zu ihr gehen, zu dieſer Frau. Mußt ſie kennen lernen und wiſſen, was ſie dir ſein kann, was nicht! — Du fühlſt das auch, nicht wahr?“ Sie ſtrich mit leiſer Hand über ſeine Schulter.

Er hatte den Kopf nach ihr umgewandt, jetzt nahm er die gute Hand und drückte ſie gegen ſeine geſenkte Stirn. „Liſel, du Mutige! Weißt du, das — das vergeſſe ich dir nie! Das bindet mich feſter an dich, als du ahnen kannſt.“

Sie hatte ihre Hand ſanft zurückgenommen, und lächelte noch immer, während ſie ihm zunickte. Sie lächelte gleich einem kranken Kinde, wenn die Mutter in das Zimmer tritt und es geſund ſcheinen möchte.

Er hatte den Kopf in beide Fäuſte geſtützt. „Wie ein beginnender Wahnſinn hat ſie mich gequält, dieſe Sehnſucht, ſie wiederzuſehen. Dabei — wahrhaftig — ich weiß kaum noch, wie das Mädchen ausſieht. Ich bin überzeugt, der Zauber iſt vorüber, ſobald ich in Wahrheit vor ihr ſtehe. Denn ſie ſtößt mich ab. Ich weiß, daß ſie mir im innerſten Weſen fremd iſt.“

„Das glaube ich auch,“ ſagte Liſelotte.

Ihre Stimme war ihm nahe und doch kamen ihre Worte wie aus einer weiten Ferne. Er ſprang auf und

faßte ihre Hände mit feſtem Druck. Und dann gingen ſie zuſammen hinaus, ſie in ihr Zimmer und er nahm ſeinen Hut.

Nicht bis morgen kann er warten, dachte ſie beſtürzt und fragte ſich, ob ſie nicht gehofft hatte, er würde ihren Vorſchlag energiſch zurückweiſen. Sie ſchloß die Tür und wandte ſich zu einer Lade, wo die Kleidungsſtücke ruhten, die ihr Kindchen während ſeines kurzen Lebens getragen. Und ſie nahm die kleinen Dinge heraus, ſtreichelte und küßte ſie, ſpielte träumeriſch mit ihnen. Das gab ihr einen ſonderbar wehmutsvollen Troſt.

„Mein großes Kind, mein großer, dummer, lieber Junge!“ flüſterte ſie zuweilen traurig.

Abends, während ſie ihn kommen hörte, ſchloß ſie die Augen und lag, als ſchliefe ſie. Er ging mit dem Licht durch das Zimmer, ließ den Schein über ſie fallen und, als ſie ruhig blieb, entfernte er ſich vorſichtig. Sie hätte nicht mit ihm zu ſprechen vermocht.

* * *

Lorenz war friſch, kräftig, vergnügt. „Wir haben den ganzen Abend philoſophiert,“ erzählte er ſeiner Frau. „Sie iſt ein großes und merkwürdiges Menſchenkind und verſteht das Innerſte aus einem herauszuholen. Ihre Anſichten ſind kühn, aber ſie haben Konſequenz, und was mehr iſt, ſie hat eine tief religiöſe Seele. Und vor der habe ich mich gefürchtet wie vor einer Hexe! Lächerlich. Wir ſtecken doch alle noch tief im Mittelalter. Du mußt ſie auch kennen lernen, Liſel.

Sie weckt das Beſte und Freieſte in einem. Ich glaube, ich habe dem geſtrigen Abend viel zu verdanken."

Er ging nun oft hinaus in den Grunewald.

Liſelotte hatte ihn ruhig aufgefordert, Fräulein Minſtrel zu einem Beſuch bei ihnen einzuladen. Aber Daja hatte ſein Verlangen abgelehnt. Das ſagte er Liſelotte nicht.

Sie bemerkte, daß er einige Tage lang eifrig an einer begonnenen und ſeit Monaten beiſeite gelegten Arbeit ſchrieb und dann das Manuſkript zu Daja mit hinausnahm.

Liſelotte hörte und ſah nichts wieder davon. „Glaubſt du, daß deine Schrift über das innere Leben im Herbſt erſcheinen kann?" fragte ſie ihn eine Zeit ſpäter.

Er lachte und ſchüttelte den Kopf. „Sie wird gar nicht erſcheinen."

Liſelotte blickte ihn überraſcht und aufmerkſam an. Er lachte verlegen, doch glücklich.

„Gar nicht erſcheinen? Du liebteſt die erſten Kapitel ſehr, als du ſie ſchriebſt?"

„Ja, damals. Aber es war doch nichts. Ich werde beſſeres machen."

„Laß es mich noch einmal leſen," bat Liſelotte.

„Es exiſtiert nicht mehr."

„Aber Lorenz!"

„Ja, weißt du, Fräulein Minſtrel . . . ſo impulſiv, wie ſie iſt, hat ſie das Manuſkript, nachdem ſie es geleſen, einfach von oben bis unten durchgeriſſen."

„Lorenz, das wagte ſie?"

„Furcht kennt sie nicht. Und sie hatte Recht. Es war nichts. Alles dumpf und flau und feige. Aber sie hat meine Seele aufgerüttelt. Mir ist, als finge nun ein neues Leben für mich an. Etwas ganz Anderes, Stärkeres, Glühenderes regt sich in mir. Oh, Kräfte, von denen ich noch gar nichts wußte bis jetzt."

Er war mit großen Schritten im Zimmer auf- und niedergegangen. Nun blieb er vor seiner Frau stehen und blickte sie starr an. In seinen sonst so freundlichen Augen war ein neuer, fremder Ausdruck von konzentrierter Leidenschaft, als er sagte: „Ihr alle habt mich nicht gekannt, ich selbst habe mich nicht gekannt. Wir sind falsche Wege gegangen, aber ich will euch den rechten Weg schon führen, wenn ihr euch nur führen lassen wollt. Aber ihr werdet euch gegen die Schmerzen wehren, die er mit sich bringt, das ist es."

Liselotte war langsam vom Stuhl hinter dem Tisch aufgestanden. Mit beiden Händen stützte sie sich auf die Platte, indem sie sich vorbeugte, um den Blick ihres Mannes und seine starre, dunkle Schwärmerei deutlich zu sehen.

„Sie hat deine Seele aufgerüttelt — deine Seele — sie?"

„Ja, Liselotte, sie hat meine Seele aufgerüttelt. Ich sage es dir noch einmal, obwohl es dir ja wehtun muß. — Ich weiß nicht, was dies war — du hattest nicht die Kraft in dir — oder vielleicht war auch dein Wille nicht stark genug — du konntest mir das nicht geben, was ich von meinem Weibe erwartete, dieses helle, lodernde

Feuer der Begeisterung. Du konntest wohl nichts dafür, es lag nicht in dir, ich hatte mich da getäuscht."

„Und sie kann es dir geben?"

„O, sie — in ihr ist ein solcher Überschuß von Lebensfülle — alle Pläne, jedes Wort geht bei ihr ins Weite und Große. Du solltest sie sehen, wenn sie mir die Zukunft unserer Gemeinschaft schildert —! Eine Seherin — eine Prophetin wird sie da, ihre Augen sind wie Fackeln. So tief hat mich niemals ein Mensch verstanden wie dieses Mädchen. Liselotte, ja, es ist so."

In diesem Augenblick kam über Liselotte die Erkenntnis, daß die Seele ihres Mannes nicht in seiner Sehnsucht und seiner Religion und seinem Streben lebte, sondern das alles waren Bewegungen seines Geistes. Seine Seele aber lebte in seiner Sinnlichkeit.

Das Dasein war ihm nur ein Tagewerk gewesen die letzten Jahre hindurch, nur ein gleichgültiges Tagewerk in Worten. Nun lebte er wieder. Seine Seele war aufgeweckt von einem neuen Begehren und verlangte nach schöpferischem Zeugen und Befruchten.

Als Liselotte dieses erkannt hatte, verfiel ihr eigenes Wesen einem großen Irrtum, der ihr viele Schmerzen bereiten sollte. Ihre Phantasie kehrte zurück in die Vergangenheit, zu der kurzen Zeit, da auch sie mit heißem Blut und roten Wangen in jähem Entzücken gelebt hatte. Sie umflatterte sehnsüchtig jene ersten Wochen ihrer Ehe und durchkostete sie wieder und wieder, bis es ihr nicht mehr unmöglich schien, auch Lorenz in diesen Erinnerungszauber mit hineinzulocken.

Krampfhaft versuchte sie, lebendig, laut und lustig

zu werden oder seherisch und prophetisch. Aber dann schämte sie sich so sehr über sich, daß sie zu dem großen Jammer, der ihr Herz zerfraß, auch noch die Demütigung tragen mußte, sich selbst so weit erniedrigt zu haben, um diese andere Frau kläglich nachzuahmen.

Und Lorenz bemerkte ihre Versuche nicht einmal. Er sah nur das Neue, welches ihn lockte und zog und für sich forderte.

— — — — — — — — — — — —

„Höre einmal," sagte die Baronin Nanny zu ihrer Tochter, „ich begreife dich nicht! An deiner Stelle würde ich Lorenz sicher nicht erlauben, diese philosophische Freundschaft da im Grunewald so ausgiebig zu pflegen."

„Ich habe Lorenz nichts zu erlauben und nichts zu verbieten und ich vertraue ihm. Er braucht geistige Anregung," antwortete Liselotte hochmütig.

„Ach, Kind, Vertrauen ist ja ganz schön, es nützt nur gar nicht. Scenen nützen mehr. Weinen, Schluchzen, Toben, Schreien, alles nützt mehr, als Vertrauen. Glaube einer alten Frau, die ihre Erfahrungen hat: Freundschaften mit Philosophie oder Musik führen immer zu einem schlechten Ende."

Liselotte legte den Kopf in den Nacken und kniff die Lippen zusammen.

Fräulein von Gleiwitz kam zu ihr. „Ist es wahr, daß Altenhagen sich . . . daß Sie sich scheiden lassen wollen?" fragte sie in ihrer resoluten, soldatisch kurzen Art.

Liselotte blicke sie fassungslos an.

Die Gleiwitz erkannte ihren schrecklichen Irrtum. „Also eine Infamie, ich sagte es gleich! Geht wahrscheinlich von den Pfiffendorfern, den ‚Ewigen' aus," rief sie empört. „Weiß übrigens der Graf, daß Swoboda mit dieser Minstrel in Palästina war? Sagen Sie es ihm. Es wird gut sein, wenn Sie es ihm sagen, hören Sie? Ich weiß es aus bester Quelle, es ist positiv wahr."

Liselotte fühlte, daß sie es ihm niemals sagen konnte. Nicht sie, unter allen Menschen sie allein nicht!

Aber Baronin Nanny hatte es auch gehört. Man beschäftigte sich viel unter den „Erneuerten" mit der Freundschaft des Grafen und dieser mysteriösen Daja Minstrel. Nanny plauderte das Gerücht harmlos hin, eines Abends, indem sie Rührei und Schinken aß. Der Graf wußte die Tatsache und gab sie ohne weiteres zu. Liselotte sah ihn ernsthaft an.

„Sieh einmal, liebe Mama, daß du mich damit nicht überraschen kannst, ist dir nun eine rechte Enttäuschung — ja, ja."

Er versuchte zu scherzen. Seine Frau sah dennoch, wie ihn das Thema erregte.

Er wandte sich zu ihr: „Daja hat Swoboda dort schwerkrank und verlassen angetroffen und ihn schwesterlich gepflegt," erklärte er leise. „Dann haben sie sich getrennt und nun will sie gar nichts mehr von ihm wissen."

Er lächelte flüchtig in sich hinein, als denke er an etwas Schönes und Erfreuliches. Liselotte saß still in tiefen, namenlosen Schmerzen.

— — — — — — — — — — — — — — —

Sechs Tage ſpäter kam er zu ihr. Seine Stirn ſtand voll Schweißtropfen und er ſah grau, alt und erſchöpft aus, von Kampf und Leiden, als er ſie bat, ihn freizugeben.

Sie rang nicht mehr gegen das Geſchick, das ihr unabwendbar erſchien. Sie ſagte nur ganz leiſe und ſtimmlos: „Es muß wohl ſein, es muß ja wohl ſein.“ Sie ſah noch ſeine Qual und wie er vor ihr ſaß, trocknete ſie ihm leiſe und gütig mit ihrem Tuch die naſſe Stirn und nahm ſein Haupt, drückte es mit beiden Händen an ſeine Bruſt, küßte ihm das Haar.

Er faßte heftig nach ihrer Hand. „Du wirſt mich nicht haſſen?“

„Nein, nein.“

„Liſel, Liſel, es wird mir ſo ſchwer.“

„Ich weiß es, ich weiß ja.“

Und plötzlich taſteten ihre Hände unſicher in der Luft umher. „Geh' jetzt, geh',“ flüſterte ſie atemlos und dann in ſteigender Angſt: „Geh', geh', ich bitte dich.“

„Liſel, du darfſt nicht allein ſein!“

„Geh'!“

Sie ſchrie es laut. Und er ging mit einem letzten Blick voll Mitleid und Gram und voll von tiefer Hilfloſigkeit. Er nahm ſeinen Hut und verließ das Haus. Sie ſtand lauſchend und hörte ihn, hörte jede ſeiner Bewegungen, hörte ihn die Tür ſchließen, hörte noch ſeinen Schritt auf der Außentreppe.

Mechaniſch klingelte ſie dem Mädchen, gab ihr Geld und hieß ſie eine Beſorgung machen.

Und nun war sie ganz allein und niemand hörte ihre wimmernden Schmerzenslaute.

* * *

Graf Lorenz Altenhagen erließ ein langes Rundschreiben an alle Mitglieder seiner Gemeinde, in dem er sie aufforderte, in Treue bei ihm und seiner Lehre auszuharren, auch wenn eine starke Notwendigkeit ihn für eine Weile leiblich von ihnen entfernt halte. Im Geist werde er vereint mit ihnen bleiben und für sie wirken und schaffen. Über eine Weile werde er wieder unter sie treten und ihre Standhaftigkeit erproben.

Und dann, ohne diese Abschiedsworte näher zu erklären, begab er sich mit Fräulein Daja Minstrel über Southampton nach Amerika.

Eingeweihte, besonders mehrere Kapitalisten unter den Mitgliedern wollten wissen, er beabsichtige, drüben sich mit Gleichstrebenden in Verbindung zu setzen und wolle Land kaufen zur Gründung jener vielbesprochenen und nie zur Ausführung gelangten Kolonie der Idealisten und erneuerten Christen.

Stürmische Debatten folgten in den Versammlungen, die noch eine Zeitlang abgehalten, und, nachdem die Gemüter sich beruhigt hatten, eingestellt wurden.

Der Gräfin stürmte man das Haus mit Anfragen und Bitten um Aufklärung.

Doch ließ sie niemand vor.

Nur Fräulein von Gleiwitz erzwang sich den Eintritt. Das starke Mädchen weinte fassungslos an ihrer Brust.

Liſelotte fühlte, daß ſie dergleichen Ausbrüche
Enttäuſchung und Zorn nicht zum zweitenmal ert
könne. Sie verließ Berlin und nahm dankbar eine
ladung von Pauline nach Wittigenfelde an.
Mathias und die Großmutter waren tot und L
war der Beſitzer des alten Heimathauſes.

X.

Liſelotte wohnte nun wieder in der blauen Stube, ſchlief in ihrem Mädchenbett, wurde von der guten, dicken Guſte bedient und ging die alten vertrauten Spaziergänge um den Teich, durch den Eichenwald und die Fohlenkoppel entlang, wo ihr die Luft noch erfüllt ſchien von all ihren jugendlichen Träumen.

Sie hatte viel Zeit, darüber nachzudenken, wo und wann ſie hätte anders handeln müſſen, wieviel Schuld ſie ſich an der Wendung der Dinge ſelbſt zuzuſchreiben habe. Und ihre Gedanken wurden ihr wie grauſame Peiniger, die, unabläſſig und eifrig erfinderiſch, tauſend neue Folterwaffen gegen ſie richteten, bis ihr in banger Seelennot das Leben nur noch als ein Garten voll Irrſinn und Tollheit erſchien. Vor allem aber umkreiſte ihr Grübeln die Wandlung in dem Manne, den ſie als den Meiſter ernſter Selbſtzucht ſo viele Jahre bewundert und geliebt hatte.

Geheimnisvolle Mächte mußten verborgen und allmählich lange an der Arbeit geweſen ſein, damit es möglich wurde, daß derſelbe Mann nicht nur ſein Weib, ſondern auch ſein Werk und die vielen Menſchen, die ihrer Seele Hoffnung und Vertrauen auf ihn geſetzt hatten, im Stich ließ, um abenteuernd auf ungewiſſe Meere

hinauszuſchiffen. Und das alles noch in dem guten — wer mochte es wiſſen —, vielleicht ſogar in dem richtigen Glauben, dadurch zu breiteren, ſchöneren Küſten fruchtbarer Erkenntniſſe vorzudringen.

Liſelotte hatte Fräulein Daja Minſtrel, von der ſie annahm, daß ſie Meyer hieß, niemals geſehen und aus dem wenigen, was ſie von ihr wußte, konnte ſie ſich wohl eine merkwürdige und anziehende, aber keine Perſönlichkeit von überragender Größe und dämoniſchen Kräften vorſtellen. Ihr weiblicher Inſtinkt ſagte ihr deutlich, daß es nicht das plötzliche Erſcheinen dieſes Mädchens ſei, welches Lorenz aus ſeiner Bahn geſchleudert, daß es hieß, ihre Bedeutung überſchätzen, wenn ſie dieſes glauben wollte. Eine innere Geſetzmäßigkeit und Notwendigkeit in der Entwickelung des Mannes, die ſie nur noch nicht erkannte, mußte dazu geführt haben, daß er gerade in dieſem Zeitpunkt von der Leidenſchaft zu Daja, als von der Sehnſucht nach neuen Dingen, ſo gewaltig erfaßt wurde. Darum blieb ihr Daja nur das Werkzeug eines größeren Schickſals, und ſie wurde vor dem giftigen Haß gegen die Nebenbuhlerin bewahrt, der ſchöne Frauenſeelen ſo tief zerrütten und verderben kann.

Lorenz hatte ſchriftlich verſucht, ſich ihr näher zu erklären, ſich zu rechtfertigen.

Sie ſah in ſeinen langen Briefen nur den Aufruhr ſeiner Seele und bat ihn endlich, die nutzloſe Korreſpondenz einzuſtellen.

Er hatte auch von Scheidung geſprochen, denn nur Eine könne künftig ſein Leben teilen, und das ſei Daja,

das erste Weib, welches die höchste Wollust zu höchsten geistigen Offenbarungen in ihm zu steigern und zu vergöttlichen fähig sei . . .

Liselotte dachte seiner glänzenden und glühenden Tatenfreude nach dem Rausche ihrer Liebeswochen und lächelte wehmütig-ironisch zu der Resignation, die sie sich damals abgezwungen.

Sie hatte ihm ihre Bereitwilligkeit zu einer Scheidung ausgesprochen und erwartete, er werde die notwendigen Schritte tun, die Sache möglichst zu beschleunigen.

Doch es geschah nichts von seiner Seite. Er hörte auf, ihr von sich Nachricht zu geben.

Der Rechtsbeistand, den Ludwig ihr genommen, und der sich zur Erledigung notwendiger Formalitäten an ihn gewandt hatte, erhielt seine Briefe zurück.

Liselotte konnte sich nicht entschließen, auf eigene Hand die Sache weiter zu fördern, und so blieb alles in der Schwebe.

Pauline sagte ihr mit ihrer weichen Sentimentalität: „Ach, wer weiß, was der Herr mit euch vorhat. Vielleicht kommt ihr doch wieder zusammen. Mein Ludwig ist ja so gut — aber andere Frauen müssen ihren Männern viel verzeihen."

Lorenz einen leichtsinnigen Streich verzeihen, wie einem Philister, der einmal über die Stränge geschlagen hat, oder wie einem Lebemann, der von einem galanten Abenteuer heimkehrt . . .

Liselotte schwieg, denn Pauline würde doch nie begriffen haben, wie unmöglich das für sie beide war, wie

ſie damit erſt den Abgrund der Erniedrigung erreicht haben würden.

Es kam etwas anderes, das Liſelottes Leben in den künftigen Jahren Richtung und Schranken auferlegte.

Ihre Mutter, die ſich ſeit ihrer Heimkehr nach Deutſchland aufs eifrigſte mit ihrer Geſundheit beſchäftigte, war zur Linderung von mancherlei Beſchwerden in eine moderne, vornehm und chik eingerichtete Heilanſtalt gegangen. Die Kur hatte indeſſen keine günſtigen Erfolge, und eines Tages erhielt Liſelotte von dem leitenden Arzt auf ihre Anfrage den ernſten Beſcheid, daß ein ſchweres, langſam vorſchreitendes, aber aller Vorausſicht nach unheilbares Leiden ſich bei Baronin Nanny eingeſtellt habe.

Eine nüchterne Prüfung ihrer Verhältniſſe, wie ſie ſich nach der Erledigung aller eingegangenen Verpflichtungen herausſtellten, zeigte Liſelotte, daß ihr Leben fortan auf den beſcheidenſten Maßſtab gebracht werden müſſe, wenn beide Frauen mit dem ihr gebliebenen Reſt ihres Vermögens auskommen wollten.

Nach einer ernſten Rückſprache mit den Verwandten ſtellte Ludwig ein Gärtnerhäuschen am anderen Ende des Parkes zur Verfügung ſeiner Verwandten. Liſelotte zahlte ihm eine beſcheidene Miete.

Dort, in der dörflichen Umgebung, unabhängig von dem größeren Verkehr des Gutshauſes, konnte Liſelotte mit der kranken Mutter ihr ſtilles Daſein führen.

Als ſie hinausfuhr, die Baronin zu holen, wußte ſie ſich doch keine Vorſtellung zu machen, wie ihre frohſinnige Mutter, mit deren Weſen der Begriff Krankheit

gar nicht zu vereinen ſchien, in dieſer dürftigen Ländlichkeit hauſen ſolle. Aber dann ging es beſſer als ſie glaubte.

Baronin Nanny faßte die Sache natürlich nur als ein ſcherzhaftes Intermezzo auf und ſpielte und putzte ſich mit ihrem Leiden, wie ſie ſich einſt mit Chiffon, Seide und Spitzen beſchäftigt hatte.

Sie war ſo ganz von ihren intereſſanten, eigenartigen Zuſtänden und deren Behandlung hingenommen, daß ihr die Umgebung darüber beinahe gleichgültig wurde.

Und dann ſchritt die Zerſtörung dieſes ſchönen, heiteren Frauenkörpers weiter und weiter vor.

In Schmerzenskrämpfen wurde das leichtſinnige Herz von den Schaudern und Ängſten der beginnenden Auflöſung erfaßt, einer Auflöſung, die wie eine grauſame, wollüſtige Zerſtörerin ſich Zeit ließ in ihrer Arbeit, die Pauſen machte, Stillſtände eintreten ließ, und dennoch unerbittlich ihr Opfer immer aufs neue wieder ergriff und weiter und weiter an ihm zehrte.

Da wurde die kleine luſtige Baronin gefügig und troſtbedürftig, wie ein furchtſames Kind — dann wieder böſe und grauſam, mit jener unbewußten, erſchrecklichen Selbſtſucht der Unheilbaren, die nicht dulden wollen, daß neben ihnen irgend ein Daſein blüht oder auch nur friedevoll ruht, während ſie ſelbſt leiden.

Und nun beſaß Liſelotte die ganze unermüdliche Hingabe, die Sanftmut und liebevolle Geduld für die Launen der Kranken, die ſie einſt der geſunden, munteren Mama gegenüber ſich nicht abzuringen vermochte, die

ſie umſonſt ſo heiß von Gott erflehte — damals, als ihre eigene Seele aufgeregt an der Tür zum vollen, reichen Leben der Leidenſchaft lauſchte.

Sie litt mit ihrer Mutter in deren Leidensſtunden und in den vielen ſchlafloſen Nächten, ihre empfindliche Natur nahm einen Teil der Schmerzen auf ſich, ſo intenſiv fühlte ſie für das duldende und ſich windende Geſchöpf, das der Qual ſo ungewohnt war. Und dabei entſtand doch in ihrem Geiſt eine beruhigte, beinahe frohe Stille, ſeit ſie ihre Mutter ſicher unter ihrer Obhut wußte, ſeitdem die Ärmſte durchaus gehindert war, irgend welche neue Torheiten zu begehen, ſeitdem von ihrem wirren, planloſen Daſein nur noch ein langes, klägliches Martyrium übrig blieb.

Die Tochter fühlte ſich befreit von der Laſt der Schande die ſeit ihrer erſten Jugend als eine zu ſchwere Bürde auf ihren Schultern gelegen hatte, und dankbar, demütig diente ſie nun dem Leiden, durch welches ſie ſelbſt erlöſt worden war.

Der ſeltſam myſtiſche Frieden eines Krankenzimmers mit ſeiner erzwungenen Weltabgeſchiedenheit, ſeinen gleichförmigen Hilfeleiſtungen, ſeinen kleinen Lichtblicken und Tröſtungen, umhüllte ihren erregten und verſtörten Geiſt gleich einem ſchützenden, mütterlichen Mantel.

Die ekelhafteſten, abſchreckendſten Verrichtungen vollbrachte ſie mit einer feinen und erleſenen Freude, ſie führten ſie näher und inniger zu den Quellen, da das tiefſte Leben entſpringt, als die leidenſchaftlichen und nutzloſen Verſuche der letzten Jahre, ſich in einem

Wirrſal angeſtrengter Arbeit auf den Höhen idealer, ethiſcher Klarheit zu halten.

Immer war ſie von dem Gefühl bedrückt geweſen, ihr eigenes Daſein nicht meiſtern zu können, immer war ſie ſich als eine ſchmählich und willenlos Unterliegende vorgekommen.

Und nun fand ſie allmählich wieder feſten Grund unter den Füßen. Sie begann ruhiger um ſich her zu ſchauen und das Geſpinſt ihres Geſchickes mit klaren Augen zu überblicken.

Noch anderes Schöne kam, was ſie nicht erhofft und kaum gewünſcht hatte.

In den einſamen Stunden der Nächte, wenn die Leidende eingeſchlummert war — auf den ſtillen Wegen durch den beſchneiten Park und über die weißen Felder, fühlte ſie ihre Seele oft von einer unbeſchreiblichen Helligkeit durchdrungen. Unerklärlich gingen ihrem Geiſt zuweilen Offenbarungen auf, die ihr ein ſanftes, weißes Licht über alles Geſchehene, über alle menſchlichen Irrtümer, alles Ringen und Fehlen auszugießen ſchienen. Sie ſchaute mit einer Freude, die über alle Grenzen menſchlichen Empfindens ſtieg, für Momente mit ihrer Seele jene Kraft, von der alles Leben ausgeht, zu der alles Seiende wieder zurückſtrömt, und ſie nannte ſie zitternd, ehrfürchtig und mit jauchzendem Jubel „Gott“. Sie nannte ſie mit demſelben Namen, mit dem ſie zu dem unverſtandenen, unbegriffenen Gotte ihrer Kindheit gebetet, der nur ein altes Sagengebilde geweſen, und hinter deſſen vertrauten, aber erſtarrten und nichtsſagenden Zügen ihr nun das große, allgewal-

tige, unbegreifliche Geheimnis aufging, in dem ſie ſelig träumend verſank, als in dem Mutterſchoß und der Heimat ihres eigenen Ichs, als in dem Kern ihres eigenen Weſens. Und ſie fühlte eine Geborgenheit in Gott, eine Seligkeit im Beſitze der Gemeinſchaft mit ihm, die ſie auf alles Schickſal und alles ſich bewegende Leben um ſie her mit einem gelaſſenen Lächeln herabſchauen ließ.

Solche Stimmungen kamen wohl nicht täglich. Oft mußte Liſelotte auf irdiſchen und recht dornigen Wegen viele Wochen ausharren.

Aber ſie ging alle dieſe Wege in der Erwartung, in der Begierde nach ſo ſeligen, überirdiſchen Offenbarungen, und ſie empfand alles Schwere und alle Demütigungen, die ihr bereitet waren, nur als notwendige Vorbereitungen zu der geheimnisvollen, transſcendentalen Gnade, die ihrer harrte.

Zuweilen beſuchte ſie ihre Verwandten jenſeits des Parkes im Kloſter.

Wenn ſie, um auch Tante Marianne zu begrüßen, den langen Korridor mit den Nonnenbildern durchwandelte, blickte ſie oft ſinnend zu den weißen, ſchleierumrandeten Geſichtern der heiligen Frauen empor und erinnerte ſich des Abends ihrer Ankunft in der Kinderheimat, als ſie nach dem Tode ihres Vaters hier zu den vertrauten und gefürchteten Bildern aufſchaute und die Angſt vor dem Leben ſie jäh und ſchrecklich überfiel.

Nun grüßte ſie die ſtillen, ſteifen Geſtalten in den weißen Gewändern mit den feierlichen, roten Hand-

ſchuhen, über den Abgrund der Zeiten hinweg, als ihres gleichen, als ihre Schweſtern im Geiſt und in der Seele.

Kein Gelübde band ſie, keine Kloſtermauer zwängte ſie ein, kein Schleier verhüllte ihre Haupt, und doch — in dem kleinen Haus am Waldesrand, nur eben freundlich geduldet von den Verwandten, arm, entblößt von irdiſchen Gütern, im Dienſte einer grauſamen, eigenſüchtigen Kranken, lebte ſie das ſtille Daſein einer Nonne. Und die Sehnſucht nach irdiſcher Liebe fiel mehr und mehr vor ihr ab, je tiefer und frömmer ſie eindrang in die Betrachtung des Ewigen, das als ein güldener Ring dieſes Irdiſche umſchließt.

Sie dachte des Vermächtniſſes ihres ſterbenden Vaters: „Sorge für deine Mutter.“ Und wie ſie die Laſt deſſen, was ihr Geſchick doch von ihr forderte, angſtvoll und bange von ſich abgewehrt hatte, wieder und wieder, weil ſie keine Kraft dazu in ſich fühlte.

Nun nahm ſie demütig und ergeben das Schwerſte auf ihre Schultern, und ſiehe da — die einzige Laſt, die ihr geblieben war aus allen Freuden und Leiden überreich gefüllter Jahre, war auch die einzige, die ſie zu tragen vermochte, die einzige, unter der ſie nicht hilflos zuſammenbrach.

Mit ſolchen Gedanken begab ſie ſich oft zu Tante Marianne, die nach dem Tode der Großmutter einſam in den weiten Sälen und Gemächern nach dem Hofe zu hauſte, wo die Pietät der Familie ſie ungeſtört walten ließ. Mit frommen Werken der Nächſtenliebe war auch ſie beſchäftigt, kranke und verkrüppelte Kinder pflegte

ſie ſorgſam und wohlwollend, doch kühl und ohne Mütterlichkeit.

Liſelotte leiſtete ihr hilfreiche Hand. Doch kamen die beiden Frauen ſich dadurch nicht näher. Liſelotte fühlte viel von der eigenen Art in dieſer gefeſteten, wie durch feine, undurchdringliche Gitter von ihrer Umgebung geſchiedenen Natur.

Aber zwiſchen ihnen lag trennend ein halbes Jahrhundert und die keuſche, herbe Jungfrau blickte mißtrauiſch auf das junge Geſchöpf, das Liebe genoſſen und um der Leidenſchaft willen verlaſſen war, wie auf eine, die allzunahe mit dem ſündigen Leben in Berührung gekommen, als daß ſie nicht hätte von ihm befleckt werden ſollen.

Gehalten in den Schranken ihres dogmatiſchen Bibelchriſtentums hätte Fräulein Marianne von Reckling für die in Betrachtung namenloſer Geheimniſſe verſunkene Frömmigkeit der anderen kein Verſtändnis gefunden. Sie ſah nur, daß Liſelotte ſelten zur Kirche kam und an den Andachten des Kloſters keinen ſichtbaren Anteil nahm. Und ſo hielt auch ſie die Grenze inne, die Scheu, Befremdung und eine leiſe Mißachtung zwiſchen der Familie und den beiden Frauen in dem Gärtnerhäuschen aufgerichtet hatten.

XI.

Ein Winter war vergangen und ein Sommer und wieder rüſtete man ſich in Wittigenfelde auf den Winter, als Ludwig eines Morgens, in Begleitung ſeiner Frau, bei Liſelotte vorſprach. Es geſchah nicht allzu häufig.

Der Vetter, ein ſchwerer, etwas fett gewordener Landmann, der abends über der Kreuzzeitung einſchlief, beſchäftigte ihre Gedanken ſelten.

Sie empfing ihn und Pauline mit der gehaltenen Freundlichkeit, die unter den Recklings Sitte war.

Trotzdem Ludwig im Jagdanzug, das Gewehr über der Schulter, bei ihr eintrat, Pauline nur einen etwas mottenzerfreſſenen Pelzkragen umgenommen hatte und keine Handſchuhe trug, haftete dem Beſuch des Ehepaares dennoch etwas entſchieden Feierliches an. Sie ſaßen beide ſchweigſam und beklommen.

Liſelotte fragte ſich verwundert, was ſie wohl auf dem Herzen haben möchten. Der größte Teil ihres Beſuchs wurde von eingehenden Erörterungen über den augenblicklichen Zuſtand der Baronin Nanny in Anſpruch genommen.

Mama lag auf der Chaiſelongue, hohläugig und gelb geworden, und warf in der alten Lebendigkeit mit viel wiſſenſchaftlichen Ausdrücken um ſich, die ſie der

von ihr jetzt bevorzugten Lektüre medizinischer Bücher entnommen hatte und mit unendlichem Vergnügen gebrauchte.

Ludwig trat hinter Liselottes Stuhl und sagte in das Gespräch der Frauen hinein mit halblauter Stimme: „Liebe Liselotte, ich habe gestern einen Brief bekommen, der eigentlich für dich bestimmt ist."

Liselotte blickte bestürzt auf. Sein Ton war bedeutungsschwer.

„Dein Mann fragt bei mir an, ob du noch in Wittigenfelde bist und bittet mich in dem Falle, dir die Einlage zu übergeben."

„Mein Mann?" wiederholte Liselotte und wurde rot in heftiger Scham. Sie hielt den Brief in der Hand und blickte wie im Traum auf die vertraute Handschrift nieder.

Die Baronin hatte plötzlich zu sprechen aufgehört und horchte, so daß Ludwig in einer großen Stille weiterreden mußte, wodurch seine Worte, langsam und nachdenklich vorgebracht, eine feierliche Wichtigkeit erhielten.

„Es scheint, daß Altenhagen wieder mit dir anknüpfen möchte, jedenfalls fragt er bei mir an, ob sich eine Unterredung mit dir hier am Ort ermöglichen lassen würde. Ich möchte dir anheimgeben, liebe Cousine, ob du sein Verlangen annehmen willst oder ablehnen. Aber ich meine doch, man sollte die Möglichkeit eines ausgleichenden Verständnisses zwischen euch nicht von der Hand weisen. Entschuldigen läßt sich kaum, was er dir angetan hat. Aber wir sind alle Christen und wenn ich recht verstanden habe, hast auch

du noch nicht völlig mit den Lehren unſeres Heilandes gebrochen, die uns gebieten, unſeren Feinden ſiebenmal-ſiebenzigmal zu verzeihen ... Es iſt doch auch ſehr zu bedenken, daß deine Stellung als eine geſchiedene Frau ſich recht ſchwierig geſtalten dürfte. Wir alle haben, trotzdem ich dich ja natürlich mit Freuden hier beherberge, dieſe bevorſtehende Scheidung immer als eine Art von Schandflecken in unſerer Familie, wo bisher ſolche Dinge nicht vorgefallen ſind, empfunden. — Schwierigkeiten kommen ja in einer jeden Ehe vor, ohne daß man darum gleich die Gerichte und die Öffentlichkeit zu beſchäftigen braucht. Ich muß ſagen, ich habe es mit großer Genugtuung geſehen, daß Lorenz darin ganz meiner Anſicht zu ſein ſcheint und die Sache hat fallen laſſen, bis ihr euch beide über das Vergangene beruhigt haben würdet."

„Schreibt Altenhagen dir in dieſem Sinne?" fragte Liſelotte. Ihr Mund zitterte heftig.

„Er nennt keine Abſicht, die er bei ſeiner Unterredung verfolgen will. Ich möchte dir nur ans Herz legen, liebe Liſelotte, daß es unſer aller Wunſch und dringende Bitte iſt, und ich habe heute noch mit Tante Marianne darüber geſprochen, daß du ihm liebevoll verzeihend entgegenkommen möchteſt. Deine Stellung hier als getrennt lebende Frau erregt doch, ſowohl in der Gemeinde, als bei unſeren Gutsnachbarn, recht viel Ärgernis und ich bin froh, wenn das aus der Welt geſchafft wird. Nicht wahr, Pauline, du biſt auch meiner Anſicht?"

„Ach, Liſelotte," rief die dicke Frau und bewegte ſich

mit ihren weichen, ſchwammig wogenden Gliedermaßen auf die Couſine zu, ſie gerührt zu umarmen, „ich würde mich ſo herzlich freuen, wenn du wieder glücklich würdeſt, wenn ihr euch wieder ausſöhntet und lieb hättet und ſiehſt du, wenn ihr dann Kinder bekämt . . . und das iſt doch das Schönſte im Leben für eine Frau, nicht wahr?“ Sie trocknete ſich die Augen.

Liſelotte hatte ſich kühl aus ihren Armen gelöſt.

„Sie ſoll ihm gar nicht ſo ſchnell verzeihen,“ rief Baronin Nanny eifrig, ihre Augen belebten ſich in der Ausſicht auf Ereigniſſe, die ihr eintöniges Leben endlich einmal verändern konnten. „Sie ſoll ihn ſehr kalt empfangen, das wird ſein Verlangen nach ihr nur ſteigern. Ja, mein Kind, du warſt immer zu gütig gegen dieſen Mann. Ach, es ſind ja meiſtens Lumpe. Und ſolche Dinge, wie das dunkelviolette Briefpapier damals, machen auf jeden Eindruck. Lorenz war im Grunde zu vertrauensſelig. Ich habe dir immer geſagt, Freundſchaften mit Muſik oder Philoſophie ſollte eine Frau nicht dulden. Liſelottchen, ſei klug und laß dir ein paar hübſche Kleider machen, etwas mußt du dem Manne doch auch bieten. Ach Gott, ſolche Zwiſchenzeiten befördern die Liebe ja nur. Ich weiß, wie das war mit dem guten, ſeligen Balthaſar.“

„Mein Vater?“ fragte Liſelotte in tiefem Staunen.

„Nun ja, es war geradezu entzückend, wie er mich empfing mit Blumen und — Gott freilich, ich war kaum vierzehn Tage fort geweſen, es war ein toller Streich. Er wollte durchaus nicht, daß ich von Nizza zu den Rennen nach Auteuil fuhr, weil Graf Barinski

ritt und ich wollte eben gerade, weil Graf Barinski ritt, und da fuhr ich heimlich fort. Ach, Jugend...! — Kinder, Kinder, es war doch manchmal himmlisch auf der Welt, — und nun liege ich hier und verfaule."

„Mutterchen," bat Liselotte und strich der kleinen Baronin über das dünne, lockige Haar. „Rege dich nicht auf, hörst du? Im Frühling, wenn du kräftiger sein wirst, gehen wir an die Riviera."

„Ach, wo wirst du dann sein, im Frühling? Vielleicht nimmt er dich mit hinüber nach Amerika."

Liselotte schwieg. Sie gab auch den Verwandten keine Antwort.

Ludwig und Pauline gingen bald. Sie hatten ja ihrer Pflicht genügt und der eigentümlichen Cousine ihre Meinung deutlich genug kundgetan. Es war zu erwarten, daß sie sich den Wünschen der Familie fügen werde.

Unwillkürlich stellte sich Liselotte vor, sie müsse Lorenz als einen elenden, von inneren Leiden erschöpften und aufgeriebenen Mann wiedersehen. Aber als er ihr nun gegenüberstand, sie sich die Hand reichten und er sie zögernd, behutsam auf die Stirn küßte, fand sie ihn braungebrannt und wohl aussehend, seine Augen hatten einen frischeren Glanz, seine ganze Erscheinung etwas weit jugendlicheres, strafferes, als da er von ihr schied. Alle diese günstigen Veränderungen an ihm wahrnehmend, fühlte sie plötzlich einen heftigen Schmerz, der sie fast betäubte, so daß sie kaum auf seine Worte zu hören vermochte.

Nach einer Weile drang ihr Geist aus dem Kummer

empor und stärker, eindringlicher noch als zuvor, stand die Notwendigkeit alles Geschehenen vor ihrem Bewußtsein, sie fühlte die Unabänderlichkeit ihres eigenen Schicksals, wie eine Macht, gegen die zu kämpfen Sünde, gleich einem Auflehnen gegen die Kraft Gottes selbst war. Und doch mußte Lorenz durch eine große Enttäuschung gegangen sein, sonst würde er jetzt nicht vor ihr stehen.

Er sprach zunächst nicht viel von dem, was ihm in dem Zeitraum seiner Abwesenheit begegnet war.

Liselotte fragte auch kaum. Sie wollte dieses Zusammensein, von dem sie wußte, daß es für sehr lange Zeit das letzte sein mußte, nicht durch armselige und unreine Neugierde beflecken. Sie wollte die Gegenwart des Mannes, den sie in seiner frischen, kräftigen, neuen Blüte noch einmal zu lieben begann, wie eine unverhoffte Gabe nehmen und ohne in die Vergangenheit oder in die Zukunft zu schauen, dankbar genießen.

Altenhagen war am Morgen eingetroffen. Ein sonderbarer stiller Tag folgte nun in einer gehaltenen Freude mit einer Unterströmung von Traurigkeit und zuweilen mit einem Zittern und Erstarren der Herzen in dem Übermaß unausgesprochener und zu starker, zu verdichteter und verworrener Gefühle.

Manchmal kamen dann fremdländische Anekdoten für die Baronin.

Mitten in der Schilderung irgend eines Reiseerlebnisses, unterbrach sich Altenhagen, wandte sich zu Liselotte und sagte flüchtig: „Weißt du, daß sie wirklich Meyer hieß?“

Alle drei lachten, und die lautere Heiterkeit unterbrach plötzlich wie eine erquickende Erleichterung den Bann des Abwartens zwiſchen den beiden Menſchen.

Mit dieſer Bemerkung Altenhagens war es nun klar, daß das Erlebnis für ihn abgetan und überwunden ſei.

Mama legte heute eine feinen Takt an den Tag, indem auch ſie die Wiederkunft des Grafen als etwas ganz Selbſtverſtändliches und kaum zu Bemerkendes hinnahm, ſich nach dem Eſſen in ihre Schlafzimmer zurückzog und Liſelottes weitere Dienſte energiſch ablehnte.

Aber als Lorenz ihr den Arm reichte, um ſie, die ſich ſchwer noch bewegen konnte, hinüber zu geleiten, ſah ſie ihn mit tränenden Augen, beinahe flehend an und flüſterte: „Du biſt ihr noch viel Glück ſchuldig. Du weißt nicht, was ſie iſt.“

Er neigte den Kopf. „Doch, ich weiß es.“

Einmal nahm Altenhagen Liſelottes Hände in die ſeinen, ſah ihr in die Augen und fragte weich: „Haſt du mir denn wirklich ganz verziehen? Ich durfte es ja nicht hoffen, dich ſo lieb, ſo gut wiederzufinden, ſo ganz ausgeglichen — ſo ſchön in deiner Mütterlichkeit.“

Liſelotte ſah ihn an, mit einem Lächeln, das er nicht verſtand, denn es war nicht das Lächeln der Liebe und es war auch nicht das milde Lächeln der Verzeihung. Sie ſtand dicht vor ihm, der auf einem Stuhle ſaß und zu ihr emporſchaute. Sie nahm ſeine Schläfen zwiſchen ihre beiden Hände und doch wurde ſie ihm fremd und immer fremder, während ſie ſein Haupt in ihren Händen hielt und mit dieſem ſeltſam ernſten Lächeln

weit über ihn hinwegſchaute. Ein Gefühl der Enttäuſchung, das zur Spannung und beinahe zu Angſt wurde, begann ſein Herz zu ergreifen.

„Liſelotte, wir müſſen doch noch manches miteinander reden, damit es klar zwiſchen uns wird.“

„Ja, das müſſen wir.“ Sie ſetzte ſich zu ihm und blickte ihn wartend an.

Er ſah nachdenklich drein. „Wenn ich Daja charakteriſieren ſoll,“ begann er bedächtig, „ſo möchte ich ſie die Hetäre mit dem transſcendentalen Aufputz nennen. Sie hat viele Männer in ihrem Leben gehabt, aber doch nur ſolche, in deren Verkehr ſie ſich als Pythia, als Prieſterin und Prophetin fühlen konnte. Mit irgend einer erhabenen Idee zu ſpielen, gehörte ihr zu einem notwendigen Beſtandteil ihrer Wolluſt. Aber die war freilich groß und brauchte viele Opfer. Glücklicherweiſe war ſie ſo rückſichtslos wie ohne Schranken in ihren Begierden, und darum wußte ich denn, nachdem es ſo weit war, ſehr ſchnell, wie die Dinge ſtanden und wurde eigentlich nicht betrogen. Schön war das alles nicht, und doch ... Du wirſt es ja nicht verſtehen, du kannſt es nicht verſtehen — ich ſage dir: um keinen Preis möchte ich dieſe Zeit in meinem Leben miſſen. Dieſes Mädchen, die viele mit Recht nur eine gewöhnliche Dirne nennen würden, hat mich Empfindungen koſten laſſen, die groß und göttlich waren, die in mir etwas Unverlierbares zurückgelaſſen haben.“

„Weil ſie auch eine Erſcheinungsform Gottes iſt,“ *ſagte* Liſelotte leiſe.

Altenhagen ſtutzte. „Liſel, das iſt ein ſchwerwiegendes Wort. Wie haſt du das gefunden?“

„Durch den Schmerz, den du mir geſchenkt haſt und auf dem Wege, den du mich gehen lehrteſt.“

„Liſel, das iſt mir wie eine Erlöſung. — Das iſt die Befreiung von einem großen Schuldgefühl, das doch immer blieb, wenn ich an dich dachte. Und ich habe ſehr viel an dich gedacht — immer, immer. Seit einem halben Jahr reiſe ich in der Welt umher — allein. Ich konnte nicht gleich von ihr zu dir treten. Ich hatte das Gefühl, als müſſe erſt eine Weile ganz andere Luft mich umwehen, ehe wir beide uns wieder zuſammenfinden konnten. Aber nun iſt es an der Zeit und ich will gewiß gut machen, was ich dir angetan habe. Ich bringe viel guten Willen mit.“

Er ſah, wie ihre geſenkten Augenlider, wie ihre Lippen zitterten.

„Liſelotte, willſt du mir nicht wieder vertrauen?“

„Lorenz, unſere Ehe war ein Irrtum. Es gehörte wohl zu unſeren Notwendigkeiten, ihn einmal zu begehen. Aber ein zweites Mal . . .?“

„Wir wollen nicht allzu viel Illuſionen mit hineinnehmen. Ich will dir ja auch keine machen. Was geſtorben iſt, wacht nicht wieder auf. Aber ich will dir ein treuer Freund ſein.“

Sie ſchüttelte den Kopf. „Was biſt du doch für ein großes Kind, du alter Mann, der du da ſchon ein paar graue Haare bekommſt, und der doch noch ſo jung, viel zu jung iſt. Lorenz, ich habe tief eingeſehen, daß ich dir nicht geben kann, was deine Natur braucht, um

zu ihrer vollen Blüte und zu ihrer vollen Reife zu kommen. Ich bin zu müde dazu. Und dann hat mir wohl auch von Anbeginn etwas Derbes, Robuſtes gefehlt, was für das Eheleben notwendig iſt. Du aber haſt nun einmal empfunden, was du brauchſt, und wenn es dieſes Mal wohl auch nicht ſo ganz das Rechte war, ſo wirſt du doch nicht aufhören, danach zu ſuchen. Lorenz, dieſen ſuchenden Blick, ſelbſt wenn du ihn mir verbergen wollteſt, würde ich immer in deinen Augen ſehen und das könnte ich nicht ertragen. Es würde eine unausdenkbare Qual. Gönne mir die Stille, in die ich nun eingegangen bin und die das Rechte für mich iſt. Vielleicht wirſt du niemals die Frau finden, die dir ein ganzes Glück gibt, aber dein Weg muß frei ſein zu jeglichem Erleben. Du haſt den Menſchen noch viel zu ſchenken!"

Sie blickte ihn voll und liebreich an und reichte ihm die Hand, dieſe magere, ſchmale und zarte Hand, die er ſchmerzlich betrachtete und ſie ſah, wie ſeine Tränen darauf niederfielen.

„Du tuſt mir ſehr weh mit deinen Worten. Du biſt ſo kühl und gelaſſen und ich kam zu dir mit einem vollen Herzen. All dieſe Zeit hat mir die Zukunft vorgeſchwebt wie eine frohe und ſtarke Sühne, die ich gern auf mich nhemen wollte. Ich kann mich noch nicht damit abfinden, daß du alle meine Pläne zunichte machſt. Glaube mir, es iſt keine Laune, daß ich zu dir zurückkehre. Du biſt die einzige aus meinem früheren Leben, die ich in die Zukunft mit hinübernehmen möchte. — Ich werde nicht zu den ‚Erneuerten' zurückgehen, denn ich bin ſehr demütig geworden. Ich bin nicht der Mann,

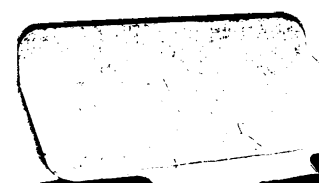
der andere führen kann. In mir ist noch viel zu viel Altes, Ererbtes und Überkommenes und das Neue, das ich wohl fühle und ahne, ist viel zu schwach dagegen. Ich habe in Amerika alle die Sekten und Gemeinden wunderlicher Art gesehen, die sie dort haben, und ich bin jetzt überzeugt: auf diesem Wege ist das Heil nicht zu finden. Unsere Zeit ist wohl überhaupt noch nicht reif für einen neuen, starken, gemeinsamen Glauben. Jeder muß vorläufig seinen Weg zu den ewigen Dingen allein gehen. Und so dachte ich mir, wollten wir als zwei Freunde unsere neue Pilgerfahrt antreten."

„Lorenz," sagte Liselotte und in ihre Augen kam ein heller, goldener Glanz, „du fürchtest dich noch vor der Einsamkeit. Das ist es. Aber du mußt tief hinein. Du hast dich noch mit manchen Hoffnungen spielend betrogen. Aber du mußt tief hinein in all ihre Schauer. Du mußt ganz klar und frei und sicher in dir selbst werden, und dann erst zur Tätigkeit! Ich will dich wiedersehen als den starken Meister, den ich jubelnd verehren darf! O, du — du über alles geliebter Mensch!" Und sie fiel ihm um den Hals und küßte seinen Mund.

Am nächsten Abend nahm er Abschied. Es wurde ihm sehr schwer, sie zu lassen, und doch fühlte er, wie ein Druck, der auf seiner Brust gelegen, gleich einem schweren Stein, sich langsam auflöste und zerging.

Liselotte begleitete ihn durch den Wald und als er weiterschreiten wollte, die Landstraße hinab, durch die Felder, wandte er sich noch einmal um und sättigte seine Augen an dem Anblick der schlanken Gestalt, die dort vor den Bäumen im Glanze der Abendsonne stand,

lächelnd und die Freude, den Stolz eines großen Sieges auf den klaren, sanften Zügen. Und langsam, oftmals zurückblickend und winkend, entfernte er sich von ihr.

Liselotte strich über ihre Stirn und stand lange mit gefalteten Händen, tief beruhigt. Der Traum war zu Ende — ein selig-schrecklicher, ängstigender, quälerischer Traum. Sie war aufgewacht — war bei sich daheim — im Frieden — in schöner, heller Einsamkeit.

Herrosé & Ziemsen, Wittenberg.